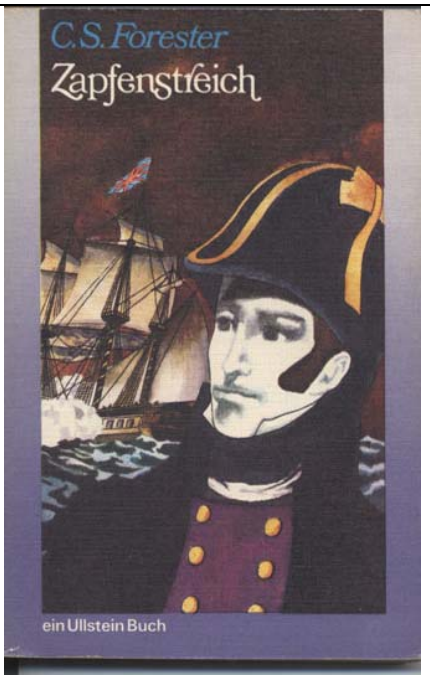

C. S. Forester

Hornblower
Band 11
Zapfenstreich

Scan by Kaahaari
edit by eboo

1805/1799/1848 - Plant Napoleon eine Invasion Englands? Niemand kann diese wichtige Frage beantworten, als Horation Hornblower von hoher See zurückkehrt. Doch der berühmte Seeheld hat einige Depeschen in der Seekiste und einen Plan: In der Rolle eines agent provocateur will er der französischen Marine ein paar Befehle in die Hände spielen...
Dieser Roman enthält folgende Erzählungen:
- Hornblowers Plan (Romanfragment) - 1805
- Hornblower und die Witwe McCool - 1799
- Die letzte Begegnung - 1848
sowie die autobiographische Notiz "Meine Bücher und ich"

ISBN: 3548247334
Ullstein Taschenbuchverlag
Erscheinungsdatum: 1999

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

HORNBLOWERS PLAN

Hornblower hatte schon erwartet, daß es klopfen würde, denn er hatte durch sein Kajütenfenster genug gesehen, um zu erraten, was draußen vor sich ging.

»Wasserleichter kommt längsseit«, meldete Bush mit dem Hut in der Hand. »Danke, Mr. Bush.« Hornblower war innerlich aus dem Gleichgewicht und darum etwas gereizter Stimmung. Jedenfalls war er nicht geneigt, Bush das Leben leichter zu machen.

»Der neue Kommandant ist an Bord, Sir.« Bush war sich über Hornblowers schlechte Stimmung völlig im klaren, aber er besaß nicht genug geistige Wendigkeit, um damit fertig zu werden.

»Danke, Mr. Bush.« Es war einfach grausam, einen armen Teufel geflissentlich hochzunehmen, der sich so gut wie gar nicht wehren konnte. Hornblower gab sich Rechenschaft, daß sein Verhalten ihm selbst keine Freude machte und Bush nur in Verlegenheit brachte. Er nahm sich vor, der Unterhaltung wenigstens etwas von ihrer dienstlichen Steifheit zu nehmen. »Nun, Mr. Bush, haben Sie jetzt vielleicht ein paar Minuten für mich übrig?« sagte er. »Nach Ihrer eifrigen Tätigkeit während der letzten zwei Tage ist das vielleicht eine Abwechslung für Sie.«

Das war weder anständig noch freundlich. Bush verriet ihm durch seinen Ausdruck deutlich genug, was in ihm vorging. »Ich hatte meine Pflicht zu tun, Sir«, murmelte er.

»Natürlich, Sie mußten ja die *Hotspur* für den neuen Kommandanten tiptop in Schuß bringen.«

»Ja - jawohl, Sir.«

»Natürlich, ich habe ja hier nichts mehr zu sagen und zähle daher nicht mehr mit.«

»Aber Sir!«

Obwohl Hornblower nichts ferner lag, konnte er doch nicht umhin zu lächeln, als er Bushs unglückliche Miene sah.

»Ich freue mich, Ihnen anzusehen, Mr. Bush, daß Sie doch nur ein Mensch sind wie andere auch. Zuweilen habe ich ernstlich daran gezweifelt. Ich hätte mir keinen besseren Ersten Offizier denken können.« Bush brauchte ein paar Sekunden, um mit dieser unerwarteten Anerkennung fertig zu werden.

»Ich danke Ihnen sehr für dieses Urteil, Sir. Das ist mehr als ich mir erwarten durfte. Aber schließlich war doch alles Ihr eigenes Werk.« Jetzt drohte die Gefahr, daß sie im nächsten Augenblick auf den schlüpfrigen Pfad der Gefühlsduselei gerieten. Das durfte nicht sein, er hätte es nicht ertragen.

»Zeit, daß ich an Deck gehe«, sagte Hornblower, »das beste ist, wir verabschieden uns gleich hier, Mr. Bush. Ich wünsche Ihnen unter Ihrem neuen Kommandanten Glück und Erfolg.«

Er gab der Stimmung des Augenblicks so weit nach, daß er Bush die Hand reichte, die dieser dankbar ergriff. Es war ein Glück, daß er vor Rührung nur ein: »Leben Sie wohl, Sir« über die Lippen brachte. Hornblower eilte im Geschwindschritt durch die Kajütentür hinaus, und Bush folgte ihm auf dem Fuße.

Als der Wasserleichter jetzt längsseit der *Hotspur* anlegte, gab es sofort eine Menge Ablenkung. Wohl war die Bordwand des Leichters von vorn bis achtern mit aufgerollten alten Segeln und mit Sandsäcken als Fendern geschützt, dennoch war es auch in dem geschützten Winkel dieser kleinen Bucht eine knifflige Aufgabe, eine Leinenverbindung zwischen beiden Schiffen herzustellen und sie zusammenzuholen. Von dem Wasserleichter wurde unter lautem Geklapper eine Stelling herübergeschoben, um die Lücke zwischen den beiden Decks zu überbrücken; dann machte sich ein stämmiger Mann in großer Uniform als erster daran, diesen unsicheren Steg zu überqueren. Er war sehr groß, mindestens einen Meter neunzig, und schwer gebaut. Anscheinend stand er in mittleren Jahren, womöglich

schon darüber, das verriet sein grauer Haarschopf, als er jetzt seinen Hut lüftete. Die Bootsmannsmaate pfiffen laut Seite, und die beiden Trommler des Schiffs schlugen dazu einen nicht ganz sauberen Wirbel. »Willkommen an Bord, Sir«, sagte Hornblower.

Der neue Kommandant zog ein Papier aus der Tasche, faltete es auseinander und begann zu lesen. Ein Ruf Bushs bewirkte, daß jedermann an Deck die Mütze zog, so daß der Akt mit der gebotenen Feierlichkeit ablief. »Der nachfolgende Befehl wurde von uns, William Cornwallis, Vizeadmiral der roten Flagge, Ritter des ehrwürdigsten Bathordens und Befehlshaber Seiner Majestät Schiffe und Fahrzeuge der Kanalflotte, an James Percival Meadows Esquire -«

»Ja glaubt ihr denn, ich habe den ganzen Tag Zeit?« ertönte da eine Stentorstimme vom Deck des Leichters. »Wer nimmt hier denn endlich die Schläuche wahr? Herr Leutnant, schicken Sie mir doch Leute für die Pumpen!«

Der Ruf kam, durchaus berechtigterweise, von dem massigen Kapitän des Leichters. Bush winkte ihm wütend zu, den Mund zu halten, bis das Zeremoniell beendet war.

Aber den dicken Kapitän focht das nicht an. »Für euer Affentheater ist noch Zeit genug, wenn ihr das Wasser an Bord habt. In einer Stunde schlägt der Wind um.« Kapitän Meadows zog die Stirn in Falten und unterbrach seine Lesung, aber trotz seiner Statur war er außerstande, den Kapitän des Leichters zum Schweigen zu bringen. Also gab er den Rest seines Befehls schreiend in einem Tempo zum besten, das eher einem Galopp als einem Trab zu vergleichen war. Als er die Lesung beendet hatte und damit rechtmäßig als Kommandant HMS *Hotspur* eingesetzt war, faltete er die Urkunde sichtlich erleichtert wieder zusammen. »Mützen auf«, kommandierte Bush.

»Sir, ich übernehme hiermit das Kommando«, sagte Meadows zu Hornblower.

»Ich bedaure das üble Benehmen des Mannes auf dem Wasserleichter, Sir«, meinte Hornblower zu Meadows.

»Jetzt brauche ich endlich ein paar kräftige Burschen«, sagte der dicke Kapitän, ohne jemand bestimmten anzureden. Darauf zuckte Meadows gleichmütig die breiten Schultern.

In aller Hast stellte Hornblower vor: »Mein Erster Offizier - Verzeihung, Ihr Erster Offizier, Mr. Bush.«

»Lassen Sie sich nicht stören, Mr. Bush«, sagte Meadows, und Bush machte sich sofort voll Eifer an die Aufgabe, das Frischwasser aus dem Leichter an Bord zu pumpen.

»Was ist denn das für ein Kerl«, fragte Hornblower und zeigte mit dem Daumen auf den Kapitän des Wasserleichters.

»Der war die letzten zwei Tage mein Hauskreuz«, gab ihm Meadows zur Antwort. »Jeder Satz, den er sagte, war mit schmutzigen Schimpfworten gespickt, die ich Ihnen nicht zu wiederholen brauche. Der Mann ist nicht nur Kapitän, sondern mit siebenunddreißig von vierundsechzig Anteilen Miteigner des Fahrzeugs. Er steht unter Vertrag mit dem Marineamt. Er und seine Leute sind den Preßkommandos entzogen, weil sie alle Schutzbriefe haben. Er sagt, was ihm einfällt, er tut, was ihm beliebt. Ich sage Ihnen, ich würde alles Prisengeld der nächsten fünf Jahre darangeben, wenn ich den Kerl nur zehn Minuten an der Gräting haben könnte.«

»Ach«, sagte Hornblower. »Und ich muß jetzt bei ihm als Passagier einsteigen.«

»Hoffentlich kommen Sie besser mit ihm zu Rande als ich.«

»Achtung, Sirs!« Ein Matrose des Wasserfahrzeugs kam schweren Schrittes über die Stelling und zog einen leinenen Schlauch hinter sich her. Dicht hinter ihm folgte ein Mann mit Papieren. Im nächsten Augenblick herrschte überall lebhaftes Treiben.

»Ich möchte Ihnen jetzt gern die Schiffspapiere übergeben,

Sir. Darum wollte ich Sie bitten, mitzukommen - die Papiere liegen in Ihrer Kajüte bereit, wenn Sie Zeit haben, sich mit ihnen zu befassen.« Seine Seekiste und sein Seesack standen einsam und verlassen auf den nackten Decksplanken der Kajüte und zeugten in herzbewegender Weise von seiner bevorstehenden Abfahrt. Es war jetzt nur noch eine Angelegenheit weniger Minuten, den Kommandowechsel durchzuführen. »Darf ich mir von Mr. Bush einen Mann erbitten, der mir mein Gepäck von Bord bringt?« fragte Hornblower Meadows.

Jetzt war er niemand mehr, nicht einmal ein Passagier, seine Rolle an Bord war ausgespielt. Das kam ihm noch deutlicher zum Bewußtsein, als er an Deck zurückkehrte und sich nach seinen Offizieren umsah, um ihnen Lebewohl zu sagen. Sie waren alle mit den Aufgaben des Augenblicks befaßt und hatten für ihn kaum eine Sekunde Zeit. Darum kam es nur zu einem hastigen und oberflächlichen Händeschütteln. Als das überstanden war, wandte er sich seltsam erleichtert der Stelling zu.

Aber dieses Gefühl der Erleichterung war nur von sehr kurzer Dauer. Die *Hotspur* rollte sogar vor Anker in der Dünung, die um die Landspitze herum in die Bucht hereinkurvte. Aber die *Hotspur* und der Wasserleichter rollten in entgegengesetztem Rhythmus, ihre Aufbauten neigten sich also zuerst gegeneinander und dann auseinander. So kam es, daß die Stelling, die beide Schiffe verband, mehreren deutlich unterschiedenen Bewegungen unterworfen war. Sie schwang einmal senkrecht wie eine Wippe und zweitens auch horizontal wie eine Kompaßnadel. Zugleich hob und senkte sie sich auch als Ganzes. Bei weitem die übelste Bewegung, die ihm sofort auffiel, als er sich daranmachte, die Stelling zu betreten, bestand darin, daß sie sich ruckartig vor und zurückschob, wenn die Schiffe gegeneinander oder auseinander krängten. Dann war der von der Planke überbrückte Zwischenraum einmal nur zwei Meter, dann wieder volle fünf Meter breit. Für einen barfüßigen

Matrosen war es ein Kinderspiel, diese Stelling zu überschreiten, Hornblower sah dem Unterfangen nicht ohne Besorgnis entgegen. Die Planke war immerhin nur einen halben Meter breit und hatte nicht einmal ein Strecktau, an dem man sich festhalten konnte. Er wußte überdies genau, daß ihn der dicke Kapitän des Wasserfahrzeugs beobachtete; daher nahm er sich vor, sich kein Zögern anmerken zu lassen, nachdem er sich einmal entschlossen hatte hinüberzugehen. Bis zu diesem Augenblick verfolgte er die Bewegungen der Stelling auf das genaueste aus dem Augenwinkel und erweckte dabei den Anschein, als sei seine ganze Aufmerksamkeit durch die Vorgänge an Bord beider Schiffe voll in Anspruch genommen.

Dann - plötzlich - stürmte er los. Im nächsten Augenblick hatte er beide Füße auf der Planke, dann kam ein schrecklicher Augenblick, als er trotz aller Eile überhaupt nicht voranzukommen schien. Endlich gelangte er ans Ende der Stelling und erreichte mit einem letzten großen Schritt das vergleichsweise stabile Deck des Wasserleichters, wo er dankbar aufatmete.

Dem dicken Kapitän fiel es nicht ein, ihn an Bord seines Schiffes willkommen zu heißen. Zwei Matrosen setzten Hornblowers Sachen an Deck, er selbst aber sah sich durch das Verhalten des Mannes genötigt, selbst den ersten Schritt zur Bekanntschaft mit ihm zu unternehmen. »Sind Sie der Kapitän dieses Schiffes, Sir?« fragte er. »Kapitän Baddlestone, Kapitän des Leichters *Princess*.«

»Ich bin Kapitän Hornblower und soll an Bord Ihres Schiffes nach England fahren«, sagte Hornblower. Er wählte absichtlich diese Ausdrucksweise, weil er sich über Baddlestones großspuriges Getue ärgerte. »Haben Sie denn einen Berechtigungsschein?«

Diese Frage und die Art, in der sie an ihn gerichtet wurde, stellte Hornblowers Selbstbeherrschung auf eine harte Probe. Jetzt war das Maß voll, weitere Unverschämtheiten ließ er sich

nicht mehr gefallen. »Ja«, erklärte er.

Baddlestone hatte ein großes, rundes, rotes, fast purpurnes Gesicht. Aus diesem Gesicht, unter zwei buschigen schwarzen Brauen hervor, begegneten ein Paar überraschend helle blaue Augen Hornblowers hochmütigem Blick. Hornblower war entschlossen, keinen Zoll zu weichen, und wollte dem Frontangriff dieser blauen Augen bis auf weiteres standhalten, aber er mußte erfahren, daß seine Flanke säuberlich umgangen wurde. »Kajütverpflegung kostet am Tag eine Guinee. Sie können aber auch einen Pauschalpreis von drei Guinee bezahlen«, verkündigte ihm Baddlestone. Er war überrascht zu hören, daß er für die Verpflegung an Bord überhaupt zu zahlen hatte, und war sich sehr wohl bewußt, daß diese Überraschung in seiner Miene zum Ausdruck kam. Aber mit Worten wollte er sie nicht verraten. Ja, er wollte sich nicht einmal dazu herablassen, die Fragen zu stellen, die er schon auf der Zunge hatte. Baddlestone hatte ohne Zweifel das Recht auf seiner Seite. Der Chartervertrag mit dem Marineamt verpflichtete ihn wahrscheinlich, reisenden Offizieren auf seinem Schiff Unterkunft zu gewähren.

Aber von Vereinbarungen über ihre Verpflegung war darin vermutlich nicht die Rede. Hornblower überlegte in aller Eile.

»Also drei Guinee«, sagte er so hochmütig, wie er nur konnte, und mit dem Gehaben eines Mannes, dem der Unterschied zwischen einer und drei Guinee überhaupt nichts ausmacht. Erst als er diese Worte gesprochen hatte, kam er zu der Erkenntnis, daß der Wind wahrscheinlich wieder nach Osten zurückdrehte und daß sich daraus eine lange Rückreise ergeben mußte. Während dieses Gesprächs hatte die eine Pumpe höchst unregelmäßig gearbeitet, und jetzt hörte plötzlich auch die zweite zu arbeiten auf. Nach dem monotonen Geräusch der Pumpen wirkte die plötzliche Stille überraschend. Jetzt hörte man Bush von der *Hotspur* herüberrufen:

»Das sind nur neunzehn Tonnen«, rief er, »wir können noch

zwei mehr unterbringen.«

»Die werden Sie nicht bekommen«, schrie Baddlestone. »Unsere Tanks sind leer.«

Es war ein seltsames Gefühl für Hornblower, daß ihn diese ganze Geschichte nichts mehr anging. Er war ja jetzt frei von jeder Verantwortung. Dennoch rechnete er sich wie automatisch aus, daß die *Hotspur* jetzt Frischwasser für vierzig Tage an Bord hatte. Es war nun Meadows' Aufgabe, mit diesem Vorrat hauszuhalten. Und wenn der Wind wirklich nach Osten drehte, dann war es Aufgabe der *Hotspur*, die Mündung des Goulet so dicht unter Land zu sperren, wie es irgend möglich war. Auch diese Aufgabe oblag jetzt Meadows, ihn ging sie nichts mehr an, jetzt nicht und in aller Zukunft nicht.

Die Matrosen, die an den Pumpen gearbeitet hatten, liefen jetzt eilig über die Stelling zurück auf die *Hotspur*, die zwei Männer der *Princess*, die die Schläuche bedient hatten, kamen mit diesen wieder auf ihr Schiff zurück. Als letzter erschien der Steuermann der *Princess* mit seinen Papieren. »Klar zum Loswerfen!« schrie Baddlestone. »Klar heißt Klüverschot.« Baddlestone ging selbst ans Ruder und manövrierte seinen Leichter sehr geschickt frei von der *Hotspur*. Dann steuerte er sein Schiff weiter, während seine sechs Männer unter Aufsicht des Steuermanns darangingen, die Fender, die an der Bordwand hingen, binnenbords zu holen und zu verstauen. Sekunden später war der Abstand zwischen den beiden Schiffen schon so groß, daß man ihn mit der Stimme nicht mehr überbrücken konnte. Hornblower warf einen Blick über das sonnenglitzernde Wasser zurück nach seinem alten Schiff. Meadows hatte offenbar alle Mann pfeifen lassen, um der Besatzung seine Antrittsrede zu halten; für den Leichter oder gar für ihn, Hornblower, der hier einsam an Deck stand, hatte bestimmt keiner mehr einen Blick übrig. Die Bande der Kameradschaft, ja des gegenseitigen Vertrauens waren in der Navy viel stärker als anderswo, aber diese Bande konnten plötzlich, mit einem Wort zerrissen

werden. Es war mehr als wahrscheinlich, daß er Bush nie mehr in seinem Leben begegnete.

Das Leben an Bord des Wasserleichters *Princess* war alles andere als angenehm. Das Schiff hatte seine ganze Ladung Trinkwasser abgegeben, und es war so gut wie nichts vorhanden, das verlorene Gewicht zu ersetzen. Die leeren Fässer durften ja auf keinen Fall durch das Seewasser verunreinigt werden, dazu waren sie viel zu wertvoll. So gab es denn nur ein paar Säcke Sand, die zwischen die leeren Fässer geklemmt wurden, um dem Leichter doch noch etwas Stabilität zu geben. Man hatte diese Schwierigkeit schon beim Entwurf des Fahrzeugs berücksichtigt, sein schüsselähnlicher Rumpf war so breit, daß Kentern kaum in Frage kam, auch wenn der Laderaum leer war, aber dafür hatte es alle anderen schlechten Eigenschaften, die man sich nur denken konnte. Alle seine Bewegungen waren unwahrscheinlich heftig und für jeden Neuling an Bord völlig ungewohnt. Es konnte kaum besser Luv halten als ein Floß und trieb so haltlos nach Lee, daß für die Fahrt nach Plymouth das Schlimmste zu befürchten war, solange der Wind den geringsten östlichen Einschlag zeigte. So kam es, daß Hornblower auf diesem Schiff beträchtliche Härten in Kauf nehmen mußte. Als Folge der neuen Bewegungen unter seinen Füßen war er zwei Tage lang in Gefahr, regelrecht seekrank zu werden. Da er schon mehrere Wochen ohne Unterbrechung in See gewesen war, kam das Übelsein nicht richtig zum Ausbruch. Er sagte sich zwar, daß das wohl nicht so unerfreulich gewesen wäre wie sein augenblicklicher Zustand, zugleich aber wußte er im Innersten seines Herzens, daß das nicht stimmte. Er bekam eine Hängematte in einer winzigen Kammer zugewiesen, die nur vier Quadratmeter Bodenfläche besaß und einen Meter fünfzig hoch war. Diese Kammer wenigstens hatte er für sich allein und konnte sich sogar ein klein wenig damit trösten, daß sich in dem kleinen Raum Haken für nicht weniger als acht Hängematten befanden, die in zwei Reihen zu je vieren übereinander

angebracht waren. Er hatte schon seit langem nicht mehr in einer Hängematte geschlafen, darum wollte sich sein Rückgrat nicht gleich in die nötige Biegung fügen. Eben dieses Rückgrat übermittelte ihm dabei ununterbrochen die ausgefallenen Stampf- und Schlingerbewegungen des Leichters. So kam es, daß ihm in diesem Elend die Erinnerung an seine Koje auf der *Hotspur* wie ein sehnsuchtsvoller Traum von unerhörtem Luxus vor Augen stand.

Der Wind stand weiterhin aus Nordosten, er brachte klaren Himmel und Sonnenschein, aber Hornblower hatte nicht viel davon, es sei denn die Genugtuung, daß er Baddlestones Kajütkost nun bestimmt länger als drei Tage genießen durfte. Ein recht zweifelhaftes Vergnügen. Er hatte nur den Wunsch, so schnell wie irgend möglich nach England, nach London und nach Whitehall zu gelangen, um sich dort eine Kommandantenstelle zu sichern, ehe sich irgendein Ereignis dabei störend auswirken konnte. Verdrossen beobachtete er, wie die *Princess* immer weiter nach Lee sackte, schneller sogar als die schwerfälligen Linienschiffe, die vor Ouessant versammelt lagen. Hier an Bord gab es nichts zu lesen und nichts zu tun, ja es fand sich sogar nirgends ein Winkel, wo er dieses Nichtstun wenigstens hätte genießen können.

Er hatte es satt, in der Hängematte zu liegen, darum kam er an Deck. Baddlestone hob eben mit Schwung den Kieker ans Auge und starrte nach Luv.

»Da kommen sie!« sagte er so mitteilsam, wie man es sonst nicht von ihm gewohnt war.

So herablassend wie möglich reichte er Hornblower das Glas. Für einen Kapitän gab es, wie Hornblower sehr wohl wußte, kaum eine großzügigere Geste, als sich auch nur für einen Augenblick von einem Glas zu trennen, wenn etwas Interessantes in Sicht war. Hier kam nun eine richtige Flotte auf sie zu, weit mehr als ein bloßes Geschwader. Vier Fregatten jagten einander unter vollen Segeln, um die Spitze zu gewinnen.

Hinter ihnen folgten zwei Kolonnen Linienschiffe, sieben in der einen, sechs in der anderen Kiellinie. Sie setzten eben ihre Leesegel, während sie in genauen Abständen näher kamen. Mit dem Wind recht von achtern und unter Vollzeug kam die Flotte auf die *Princess* zugebraust. Es war ein grandioser Anblick. Die Kommandowimpel flatterten voraus und die Admiralsflaggen taten es ihnen gleich, es war, als ginge es ihnen nicht schnell genug. Jeder der steilen Steven schob eine schäumende Bugwelle vor sich her, die sich rhythmisch hob und senkte, während das Schiff über das blaue Wasser glitt. Hier zeigte sich Englands Seemacht in all ihrer Herrlichkeit. Die zweite Fregatte von rechts kam dicht an dem wild arbeitenden Wasserleichter vorüber. »Das ist die *Diamond*, 32 Geschütze«, sagte Baddlestone, der inzwischen auf irgendeine Art wieder in den Besitz seines Kiekers gelangt war. Hornblower starrte neidisch und sehnsüchtig hinüber, als sie in Kanonenschußweite vorüberbrauste. Jetzt enterten die Männer drüben im Fockmast auf, das Vorbramsegel wurde in der kurzen Zeitspanne geborgen und wieder gesetzt, während die *Diamond* an ihnen vorüberkam. Dieses Schiff war wirklich in bester Form - Hornblower hatte am Stand seiner Segel nicht das geringste auszusetzen. Der Steuermann des Leichters hatte im letzten Augenblick eine schmutzige rote Handelsflagge gesetzt, gerade noch rechtzeitig, um sie grüßend zu dippen. Zur Erwiderung wurde drüben die blaue Flagge gedippt. Jetzt kam die Steuerbordkolonne der Linienschiffe heran. Ein mächtiger Dreidecker lag an der Spitze und ragte mit seinen Decksaufbauten hoch über die See. Seine drei karierten Reihen Geschützpforten boten sich immer deutlicher dem Blick, als er näher kam, eine blaue Vizeadmiralsflagge wehte im Vortopp.

»*Prince of Wales*, 98 Geschütze, Vizeadmiral Sir Robert Calder, Baronet«, sagte Baddlestone. »Bei diesem Haufen sind noch zwei Admirale mehr.« Die Flaggen senkten sich zum Gruß, und schon kam der nächste heran, sein Bug setzte vor dem

Wind ein, daß die Gischt flog, wieder wurde gedippt, und so ging es weiter, bis die sieben Schiffe vorüber waren. »Guter Wind nach Finisterre«, sagte Baddlestone. »Ja, es sieht so aus, als wäre das ihr Ziel«, meinte Hornblower. Offenbar wußte Baddlestone über Flottenbewegungen ebensoviel wie er selbst, wahrscheinlich sogar mehr. Vor noch nicht einer Woche war der Mann ja in Plymouth gewesen, hatte dort englische Zeitungen gelesen und den ganzen Wirtshausklatsch gehört. Hornblower selbst hatte ja auch erst kürzlich auf der Shetland allerlei erzählen hören, dem Schiff mit dem Verpflegungsnachschub, das erst ein paar Tage vor der *Princess* längsseit der *Hotspur* gelegen hatte. Die Tatsache, daß Baddlestone ohne weiteres Finisterre als Calders Ziel bezeichnete und nicht die Straße von Gibraltar oder Westindien, war fast ein überzeugender Beweis, wie gut der Mann im Bilde war.

Hornblower stellte ihn mit seiner nächsten Frage auf die Probe: »Meinen Sie, daß er dann bis zur Meerenge weiterläuft?« Baddlestone maß ihn mit einem Blick, der fast mitleidig zu nennen war. Dann erwiderte er herablassend: »Nein, diese Flotte segelt nur bis Finisterre.«

»Aber warum denn?«

Baddlestone konnte offenbar kaum begreifen, daß Hornblower wirklich noch nicht wußte, worüber schon in der ganzen Flotte und in der Werft von jedermann gesprochen wurde. »Es ist wegen Villainnoove«, sagte er.

Damit meinte er Villeneuve, den französischen Admiral und Befehlshaber der Flotte, die erst vor einigen Wochen aus dem Mittelmeer ausgebrochen und über den Atlantik nach Westindien geflohen war. »Was ist denn mit ihm?« fragte Hornblower.

»Er kommt zurück und steuert Brest an. Boney meint doch, daß er die französische Flotte herausholen soll. Dann ist der Kanal dran. Boneys Armee wartet schon in Boulogne, und er

meint, er könne seine nächste Portion Frösche schon im Schloß Windsor verzehren.«

»Wo ist denn Nelson?« fragte Hornblower.

»Der ist Villainnoove hart auf den Fersen. Wenn er ihn nicht erwischt, dann fängt ihn Calder. Boney muß also noch eine ganze Weile warten, bis er im Kanal französische Segel zu sehen bekommt.«

»Woher wissen Sie denn das alles?«

»Als ich in Plymouth auf guten Wind warten mußte, lief gerade eine Sloop von Nelson ein. Eine halbe Stunde später wußte schon die ganze Stadt Bescheid. Ist doch klar, nicht?«

Das war die wichtigste und allerneueste Kunde, die man sich denken konnte. Und dabei war sie offenbar schon allgemein bekannt. Bonaparte hatte in Boulogne eine viertel Million ausgebildeter und voll ausgerüsteter Soldaten bereit. Trotz der Tausende flachbodiger Fahrzeuge, die er in die französischen Kanalhäfen zusammengeholt hatte, mochte es schwierig sein, dieses Heer über den Kanal zu schaffen, aber mit der Unterstützung von zwanzig oder dreißig, ja womöglich sogar vierzig französischen und spanischen Linienschiffen, die diese Transporte deckten, konnte er schon auf Erfolg hoffen. Es mochte also wirklich sein, daß Bonaparte binnen Monatsfrist seine Frösche im Schloß Windsor verspeiste. Das Schicksal der ganzen Welt, die Zukunft der Zivilisation hing also jetzt davon ab, wie es den britischen Flottenverbänden gelang, ihre Operationen aufeinander abzustimmen. Wenn man in der vergangenen Woche in Plymouth schon so viel wußte, dann war das heute bestimmt auch in Bonapartes Hauptquartier in allen Einzelheiten bekannt. Genaue Kenntnis der britischen Bewegungen und Absichten war ja für die Franzosen von wesentlicher Bedeutung, wenn sie ihren Plan verwirklichen wollten, dessen wichtigste Voraussetzung war, daß sie jeden Zusammenstoß mit feindlichen Seestreitkräften vermieden.

Baddlestone beobachtete Hornblower voll Neugier. Offenbar hatte ihm sein Ausdruck einiges von dem verraten, was ihn jetzt bewegte. »Warum machen Sie sich Sorgen?« sagte Baddlestone. »Dabei ist noch nie etwas gutes herausgekommen.«

Jetzt war es an Hornblower, den scharfen Blick des dicken Kapitäns zu erwidern.

Bis zu diesem Gespräch hatten die beiden kaum zwanzig Worte gewechselt, während sie seit zwei langen Tagen auf besseren Wind warteten. Baddlestone tat sich offenbar etwas darauf zugute, Seeoffizieren gegenüber eine harte, unzugängliche Haltung zu zeigen. Vielleicht hatte sich diese Einstellung gerade dadurch gemildert, daß Hornblower seinerseits nichts unternahm, ein vertraulicheres Verhältnis herzustellen. »Sorgen?« sagte Hornblower wegwerfend. »Warum sollte ich mir denn Sorgen machen? Wenn die Zeit kommt, werden wir mit Boney schon abrechnen.«

Baddlestone schien bereits zu bedauern, daß er sich zu einer solchen Äußerung hatte hinreißen lassen. Wie es jeder Kapitän tun sollte, wenn er sich an Deck aufhielt, hatte er wiederholt einen prüfenden Blick nach dem Liek des Großsegels geworfen. Jetzt kehrte er Hornblower den Rücken und ging auf den Rudergänger los.

»Paß besser auf, verdammter Hornochse!« brüllte er den Mann an. »Du sollst voll und bei halten. Oder willst du vielleicht, daß wir in Spanien auf Dreck laufen? Ein leerer Wasserleichter und am Ruder ein Zuckerbäcker mit Affenpranken - da lernt der Kompaß tanzen.«

Während dieser Schimpfkanonade zog sich Hornblower zurück. Außer den Sorgen, von denen Baddlestone gesprochen hatte, gingen ihm noch ganz andere Dinge durch den Kopf. Offenbar stand jetzt eine Krisis des Seekrieges bevor. Dabei kam es bestimmt zu Seeschlachten - und er hatte kein Schiff. Man hatte ihm nur eines versprochen, man hatte ihm zugesagt,

er werde zum Fregattenkapitän ernannt, sobald er sich bei der Admiralität melde, um an die Einlösung dieser Zusage zu erinnern. Zwei Jahre lang hatte er bei der Blockade von Brest Härten und Gefahren, endlose Langeweile und Mühen aller Art auf sich genommen. Und jetzt, ausgerechnet in dem Augenblick, da das Kriegsgeschehen seinen Höhepunkt erreichte, sah er sich ohne Kommando. Es konnte nur zu leicht sein, daß er jetzt schon zwischen zwei Stühlen saß. Die Entscheidungsschlacht war vielleicht bereits geschlagen, die Krisis überwunden, wenn er endlich wieder dazu kam, zur See zu fahren. Vielleicht gelang es Calder schon in dieser Woche, Villeneuve abzufangen, vielleicht versuchte Bonaparte schon im Lauf der nächsten vierzehn Tage, den Kanal zu überqueren. Da war es besser, man war nur Commander, aber mit Schiff, als Kapitän ohne Schiff, als Kapitän, der noch nicht einmal im Marine-Verordnungsblatt gestanden hatte. Das alles reichte hin, um einen Menschen rasend zu machen. Zu allem Überfluß wehte der Wind schon seit zwei Tagen stetig aus Nordost, und er saß darum gefangen auf diesem verfluchten Leichter, während Meadows auf der *Hotspur* jede Gelegenheit hatte, sich hervorzutun. Nach zehn Jahren See-Erfahrung sollte Hornblower immerhin zu der Einsicht gekommen sein (und dessen war er sich auch wohl bewußt), daß es keinen Sinn hatte, sich wegen widriger Winde so zu grämen, daß man Fieber bekam, wegen dieser Winde, die man nie beherrschte, die man nie voraussagen konnte. Er war mit ihnen groß geworden, sie hatten sein ganzes Leben mitgestaltet, darum hätte er wissen müssen, wie man sich zu ihnen stellen mußte. Dennoch regte er sich jetzt so auf, daß er Fieber bekam.

Hornblower lag immer noch in seiner Hängematte, obwohl der Tag längst angebrochen war und die Sonne schon am Himmel stand. Er hatte sich von einer Seite zur anderen gewälzt, ohne dabei ganz wach zu werden - das war eine Kunst, die er erst wieder neu lernen mußte, seitdem er wieder in einer Hängematte schlief. Jetzt war er fest entschlossen, zu bleiben wo

er war und so lange wie möglich im Halbschlaf vor sich hinzudösen. Auf diese Art waren die Tage nicht so unerträglich lang und der im Halbschlaf gehemmte Verstand konnte nicht die ganze Zeit gespannt in den Problemen wühlen. Der gestrige Tag war schlimm gewesen. Bei Dunkelwerden war der Wind umgesprungen, so daß sie kanaleinwärts steuern konnten. Aber dieses Glück hatte nur so lange vorgehalten, bis die *Princess* wieder mitten im Blockadeverband angelangt war, dann hatte der Wind wieder in die alte Richtung zurückgedreht. Es war zum Verrücktwerden! Jetzt entstand an Deck über seinem Kopf Lärm und geschäftiges Hin und Her. Offenbar war ein Boot längsseit gekommen. Was konnte das schon groß sein, knurrte er vor sich hin, als er sich jetzt anschickte, die Hängematte zu verlassen. Bestimmt ging ihn diese Sache nicht das mindeste an, und außerdem handelte es sich wahrscheinlich nur um irgendeinen bürokratischen Stumpfsinn. Aber der Vorgang an Deck reichte dennoch aus, ihn gegen seine ursprüngliche Absicht aus der Hängematte zu locken. Er hatte die Füße eben an Deck gesetzt, saß aber noch in der Mulde der Hängematte, als der Fähnrich hereinkam. Hornblower sah den Jungen aus trüben Augen an, seine makellose weiße Kniehose und die Schnallenschuhe verrieten ihm, daß er irgendein verwöhntes Bürschchen von einem Flaggschiff vor sich hatte. Der Fähnrich hielt ihm einen Brief entgegen. Da war Hornblower augenblicklich hellwach. Er riß die Oblate durch, mit der das Schreiben versiegelt war.

›Sie werden hiermit ersucht und angewiesen, auf eigene Gefahr als Zeuge vor einem Kriegsgericht auszusagen, das am 20 Mai 1805 um 9 Uhr vormittags in der Kajüte Seiner Majestät Schiff Hibernia *zusammentreten wird. Angeklagt sind der Kapitän James Percival Meadows sowie die Offiziere und Mannschaften der früheren Korvette* Hotspur*, wegen des Verlustes besagten Schiffes durch Strandung in der Nacht zum 18 Mai 1805.*

Henry Bowden, R A Chef des Stabes. P. S. Sie werden mit einem Boot abgeholt. ‹

Das war aufregend, ja bestürzend. Hornblower starrte unentwegt auf das Schreiben und las es immer wieder von Anfang bis zum Ende durch. Endlich besann er sich auf die Gegenwart des Fähnrichs, die von ihm verlangte, so zu tun, als ob ihn nichts erschüttern konnte.

»Es ist gut, ich danke Ihnen«, sagte er kurz angebunden. Kaum hatte ihm der Fähnrich daraufhin den Rücken gekehrt, da sprang er auf, um seine Seekiste zu öffnen. Gleichzeitig überlegte er krampfhaft, wie er seine schäbige und zerknitterte Galauniform wieder einigermaßen ansehnlich machen konnte.

Seiner Majestät frühere Korvette. Das konnte nur bedeuten, daß die *Hotspur* total verlorengegangen war. Aber Meadows lebte noch, was wiederum hieß, daß keine oder nur geringe Verluste zu beklagen waren. Sicher hatte Meadows die *Hotspur* unverzüglich auf Strand gesetzt. Das war in einem solchen Fall immer die einfachste Lösung. Jedenfalls behaupteten das immer jene, die noch nie gezwungen gewesen waren, sich dazu zu entschließen. Um sich zu rasieren, mußte er seine Seekiste unter das Deckslicht ziehen und sich darauf stellen, so daß sein Kopf über Deckshöhe war und er seinen Spiegel an Deck stellen konnte. Er war nicht groß genug, um ohne die Kiste auszukommen Dabei ging ihm durch den Kopf, wie leicht es Meadows hier an seiner Stelle hatte. Er wäre groß genug gewesen, um über das Süll des Deckslichts hinwegschauen zu können, ohne seiner Größe künstlich ein Stück hinzuzufügen.

Jetzt kam Baddlestone herzu und versorgte Hornblower aus freien Stücken mit den allerneuesten Nachrichten, während dieser mühsam das Gleichgewicht hielt, weil er sich noch nicht genügend an die Bocksprünge der *Princess* gewohnt hatte. Es fiel ihm vor allem schwer, mit der Linken die Gesichtshaut glatt zuziehen, während er mit der Rechten das Messer handhabte.

»Die *Hotspur* ist ja nun auf den Pierres Noires verlorengegangen«, sagte Baddlestone.

»Ja sie ist gestrandet«, sagte Hornblower, »ich wußte nur nicht, wo.«

»Nennen Sie das gestrandet, wenn ein Schiff auf dem Grund der See liegt? Sie ist bei fallender Tide auf einen Felsen aufgelaufen. Bekam natürlich ein Leck und lief voll. Bei der nächsten Flut kam sie frei und sackte ab.« Es war immer wieder erstaunlich, wie diese Hilfsschiffe zu ihren Nachrichten kamen.

»Sind dabei Menschen umgekommen?« fragte Hornblower »Nicht daß ich wüßte«, sagte Baddlestone.

Er hätte es sicher gehört, wenn Offiziere ertrunken wären. Sie waren also alle in Sicherheit, Bush eingeschlossen. Hornblower konnte seine Aufmerksamkeit endlich wieder dem Rasieren zuwenden, zumal jetzt die schwierige Stelle um den linken Mundwinkel an der Reihe war. »Und Sie, heißt es, sollen als Zeuge vernommen werden?« fragte Baddlestone

»Ja.« Hornblower hatte durchaus keine Lust, Baddlestones Vorrat an Klatsch zu bereichern.

»Wenn der Wind nach Westen krimpt, segle ich ohne Sie ab. Ihre Seekiste setze ich dann in Plymouth an Land.«

»Sie sind außerordentlich gütig«, entfuhr es Hornblower. Aber dann gebot er sich sofort Einhalt. Es kam ja nichts dabei heraus, wenn er sich mit diesem einfachen Mann aus dem Volke anlegte, vor allem aber gab es auch noch andere Erwägungen, die ihn bestimmten, mit dem Mann den Frieden zu wahren. Endlich war er fertig. Er trocknete sein Gesicht ab und wischte die Klinge des Rasiermessers sauber. Dann sah er Baddlestone fest in die Augen.

»Diese Antwort hätten mir nicht viele Männer gegeben«, sagte Baddlestone.

»Nicht viele Männer haben ihr Frühstück so nötig wie ich in

diesem Augenblick«, gab ihm Hornblower zur Antwort.

Um 8 Uhr war das Boot längsseit, und Hornblower stieg ein. Er trug die einzelne Epaulette auf der linken Schulter zum Zeichen, daß seine Beförderung zum Kapitän noch nicht bestätigt war. Der Säbel an seiner Seite war ein billiges Stück mit Messinggriff, einen besseren hatte er nicht vorzuzeigen. Als er dann aber das Seefallreep der *Hibernia* erstieg, wurde er mit dem ihm gebührenden Zeremoniell empfangen. Vor ihm waren zwei Kapitäne in glitzernden Uniformen und mit Epauletten auf beiden Schultern an Bord gekommen, die diesem Kriegsgericht offenbar als Richter angehören sollten. Auf der Leeseite des Achterdecks entdeckte er Meadows und Bush, die dort in ernstem Gespräch auf- und abgingen. Aber der Fähnrich, der ihm als Führer zugeteilt war, geleitete ihn von den beiden weg. Das war ein Beweis dafür - wenn es noch eines solchen bedurfte -, daß er auf Antrag des Gerichts als sachverständiger Zeuge geladen war und darum von den Angeklagten ferngehalten werden mußte, damit jede Möglichkeit der Verdunkelung oder der Einflußnahme vermieden wurde. Fünfundzwanzig Minuten nach dem Kanonenschuß, der die Eröffnung der Verhandlung anzeigte, wurde Hornblower in die große Kajüte gerufen, wo sieben Kapitäne in goldglänzenden Uniformen an einem Tisch unter den Heckfenstern saßen. Ihnen gegenüber saßen Meadows und Bush, Prowse, der Navigationsoffizier und Wise, der Bootsmann. Es war widerwärtig, qualvoll, um nicht zu sagen trostlos, die Besorgnis sehen zu müssen, die in diesen Gesichtern geschrieben stand »Kapitän Hornblower, das Gericht mochte einige Fragen an Sie richten«, sagte der Mann in der Mitte der offenbar den Vorsitz führte, »danach können die Angeklagten von Ihnen wünschen, daß Sie Ihre Ausführungen näher begründen.«

»Jawohl, Sir«, sagte Hornblower.

»Dem Gericht ist bekannt, daß Sie das Kommando über die Korvette *Hotspur* am Vormittag des 17. übergeben haben.«

»Das ist richtig, Sir.«

»War das Schiff in gutem Zustand?«

»Sein Zustand war annehmbar.« Er hatte hier die Wahrheit zu sagen.

»Was verstehen Sie unter annehmbar? Gut oder schlecht?«

»Gut, Sir.«

»War die Deviationstabelle Ihres Kompasses Ihrer Überzeugung nach in Ordnung?«

»Gewiß, Sir.« Bei allen nautischen Maßnahmen hatte er immer auf größte Sorgfalt und Genauigkeit Wert gelegt.

»Sie haben wohl gehört, daß Seiner Majestät Schiff *Hotspur* bei fallender Tide auf den Pierres Noires aufgelaufen ist. Haben Sie dazu etwas zu bemerken, Kapitän Hornblower?«

Hornblower knirschte mit den Zähnen.

»So etwas kann sehr leicht geschehen, Sir.«

»Vielleicht haben Sie die Güte, uns diese Behauptung näher zu begründen.« Dazu gab es natürlich eine Menge zu sagen, aber er mußte dabei jedes Wort auf die Waagschale legen. Er durfte hier vor dem Gerichtshof auf keinen Fall den Eindruck eines törichten Schwätzers machen. Zu betonen waren vor allem die navigatorischen Schwierigkeiten, die dieses Gewässer bot, andererseits mußte er dennoch vermeiden allzu sehr zu betonen, daß er selbst diese Schwierigkeiten so lange Zeit gemeistert hatte. Er mußte und wollte für die Angeklagten alles tun, was in seiner Macht stand aber es galt dabei immer die Grenzen zu wahren, die ihm nach Lage der Dinge gesetzt waren. Einige Tatsachen gab es allerdings, die er ohne weiteres vorbringen konnte, weil ein Blick in das Logbuch der *Hotspur* genügte sie zu bestätigen. Darum sprach er von dem stetigen westlichen Wind der zuvor tagelang geweht hatte und der an jenem Nachmittag in östliche Richtung umgesprungen war und erheblich aufgefrischt hatte. Unter solchen Bedingungen

steigerte sich der Ebbstrom oft überraschend zu ungewöhnlicher Stärke. Dabei konnte es leicht geschehen, daß innerhalb der Felsen ein sturer mitläufiger Wirbel entstand, der alle Berechnungen über den Haufen warf. Die Strömung konnte sich dabei innerhalb einer Kabellänge plötzlich umkehren. Von den Pierres Noires ab erstreckte sich ein langgezogenes Riff nach Südosten, auf dem - abgesehen von der äußeren Spitze - Brecher nur bei Spring-Niedrigwasser zu sehen waren. Das Lot gab von diesem Riff keinerlei warnende Kunde. Ein Schiff, das dicht vor dem Goulet stationiert war, konnte hier sehr leicht durch den Wind in eine Falle geraten.

»Ich danke Ihnen, Kapitän Hornblower«, sagte der Vorsitzende, als Hornblower zu Ende war. Dann wandte er seinen Blick zu den Angeklagten »Haben Sie zu dem Vorgebrachten noch Fragen?«

Aus dem Verhalten des Vorsitzenden konnte man schließen, daß er weitere Fragen für überflüssig hielt, aber Meadows erhob sich von seinem Platz. Er machte einen ausgezehrten Eindruck. Dazu trug vielleicht die geliehene Uniform bei, die er trug, aber seine Augen lagen tief in ihren Höhlen, seine Wangen waren eingesunken und über die linke lief in kurzen Abständen immer wieder ein befremdliches Zucken hin.

»Kapitän Hornblower« fragte er, »nicht wahr, der Wind stand frisch aus Nordosten?«

»Ja.«

»Das waren die besten Bedingungen für einen Ausbruch der Franzosen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Welcher Standort war der *Hotspur* bei dieser Wetterlage zugewiesen?«

»Sie sollte so dicht wie möglich vor dem Goulet stehen.« Das war ein wesentlicher Punkt. Es war gut, daß er auf diese Art besonders hervorgehoben wurde.

»Ich danke Ihnen, Herr Kapitän«, sagte Meadows und nahm wieder Platz. Hornblower bat den Vorsitzenden mit stumm fragendem Blick um die Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen. Aber Meadows' Frage gab Anlaß zu einer weiteren.

»Wollen Sie die Güte haben, dem Gericht zu sagen, wie lange Sie die *Hotspur* im Blockadedienst geführt haben?«

»Etwas über zwei Jahre, Sir.« Das war die einzige Antwort, die er auf diese Frage geben konnte.

»Und welchen Bruchteil dieser Zeit haben Sie dabei dicht vor dem Goulet gelegen? Eine ungefähre Schätzung genügt uns, Herr Kapitän.«

»Etwa die Hälfte der Zeit - vielleicht war es auch nur ein Drittel.«

»Ich danke Ihnen, Herr Kapitän.« Diese letzte Feststellung war geeignet, den Vorteil zu entwerten, den sich Meadows eben gesichert hatte. »Sie können sich jetzt zurückziehen, Kapitän Hornblower.«

Hornblower konnte jetzt noch einen Blick auf Bush und die anderen werfen. Aber dieser Blick mußte völlig gleichgültig und unbeteiligt wirken. Es durfte jetzt nicht geschehen, daß er etwa durch eine Sympathiekundgebung dem Gericht gegenüber seine Unbefangenheit in Frage stellte. Also machte er seine Verbeugung und ging.

Noch war keine halbe Stunde vergangen, seit Hornblower zur *Princess* zurückgekehrt war, da wußte Baddlestone bereits die letzten Neuigkeiten.

Sie machten die Runde von einem Schiff der Flotte zum anderen, das hier seine Zeit mit Warten auf günstigen Wind verbrachte.

»Schuldig«, sagte Baddlestone zu Hornblower.

In diesem Augenblick hatte Hornblower den Anschein äußeren Gleichmuts besonders nötig gehabt und fand es doch so

schwierig wie kaum je zuvor, ihn zu wahren.

»Wie lautete das Urteil?« fragte er. Die Spannung gab seiner Stimme einen rauhen Klang, den man sehr wohl als Gleichgültigkeit deuten konnte.

»Verweis«, sagte Baddlestone, und Hornblower fühlte, wie ihn Erleichterung warm durchströmte.

»Welcher Art Verweis?«

»Einfacher Verweis.«

Also nicht einmal ein strenger Verweis. Nach einem›Schuldig‹war dies das mildeste Urteil, das ein Kriegsgericht verhangen konnte, es sei denn, die Richter ließen es bei einer bloßen Ermahnung bewenden. Aber jetzt, da die *Hotspur* verloren war, mußte jeder Offizier und Deckoffizier dieses Schiffes um Wiederverwendung einkommen, und dabei hatte natürlich die hohe Führung ein Wort mitzureden. Wenn die Herren dort nicht gerade nachtragend waren, hatten die Männer - Meadows ausgenommen – wenig zu befürchten. Erst in diesem Augenblick kam Baddlestone mit einer weiteren Kunde heraus, die Hornblower einige Sorge erspart hatte, wäre er gleich davon unterrichtet worden.

»Den Ersten Offizier und den Navigationsoffizier haben sie freigesprochen«, sagte er. Hornblower preßte die Lippen zusammen, er war entschlossen, seine Gefühle nicht zu verraten.

Baddlestone hatte das Glas am Auge, und Hornblower folgte seinem Blick. Die Pinnaß eines Schiffes kam unter ihren zwei Luggersegeln vor dem Wind auf sie zu. Hornblower war sich sofort darüber klar, daß das Boot zu einem Linienschiff gehören mußte. Obwohl er es nur von ferne sah, glaubte er zu erkennen, daß es besonders groß war und darum wahrscheinlich von einem Dreidecker stammte.

»Ich gehe jede Wette ein«, sagte Baddlestone, ohne den Kieker vom Auge zu nehmen, »daß wir Gesellschaft bekommen.« Hornblower zuckten die Finger vor Gier, nach dem

Glas zu greifen.»Ja, es sieht ganz so aus«, sagte Baddlestone und hielt den Kieker eisern fest. Wahrscheinlich merkte er gar nicht, wie grausam das war. Dann wandte er sich um und erteilte mit lauter Stimme Befehle. An Steuerbord sollten Fender ausgebracht werden, und der Leichter sollte etwas abfallen, um Lee zu machen. Jetzt war das Glas schon überflüssig. Hornblower konnte mit bloßem Auge Bush erkennen, der barhäuptig in der Achterplicht saß, und dann auch den neben ihm sitzenden Meadows. Auf der Ducht vor ihnen saßen die Deckoffiziere der *Hotspur*, und vor ihnen war ein Durcheinander von Gestalten, die er nicht unterscheiden konnte. Die Pinnaß drehte in den Wind und kam sauber längsseit. »Boot ahoi!« rief ihr Baddlestone entgegen.

»Gruppe mit Berechtigungsscheinen für eine Reise nach England«, hörte man Bush antworten. »Wir kommen an Bord.«

Baddlestone kollerte ein paar Sekunden, weil er›mit ihrer Erlaubnis‹vermißte, aber die Pinnaß machte inzwischen fest. Jetzt merkte man erst, wie stark der Leichter rollte, im Vergleich dazu konnte man die Pinnaß wirklich als stabil bezeichnen. Nach einer kurzen Weile turnte Meadows über die Reling, und bald darauf erschien hinter ihm auch Bush. Hornblower eilte nach vorn, um sie zu begrüßen. Nach dem Untergang der *Hotspur* sollten ihre Offiziere offenbar nach England zurückkehren, um dort neue Kommandos zu bekommen, während die übrige Besatzung wahrscheinlich auf die anderen Schiffe des Geschwaders verteilt worden war. Hornblower mußte sich überwinden, als es ihm jetzt oblag, Meadows zu begrüßen.

»Ich freue mich, Sie wiederzusehen, Kapitän Meadows«, sagte er. »Und Sie auch, Mr. Bush.«

Bush dankte ihm mit einem gezwungenen Lächeln, Meadows brachte nicht einmal dieses auf, er stand noch im Schatten des Verweises, der ihm eben erteilt worden war. Baddlestone beobachtete diese Begegnung mit so viel zynischem Vergnügen,

wie sein rotes, aufgeschwemmtes Gesicht zum Ausdruck bringen konnte.

»Vielleicht haben die Herren die Güte, mir ihre Scheine vorzuzeigen«, sagte er nach einer Weile.

Bush steckte die Hand in die Brusttasche und brachte ein ganzes Bündel Papiere zum Vorschein.

»Bitte zählen Sie, es sind vierzehn«, gab er zur Antwort. »Und diese Scheine hier betreffen Matrosen, für die trage ich keine Verantwortung.«

»Das wird ein ziemliches Gedränge geben«, sagte Baddlestone »Kajütessen kostet eine Guinee im Tag oder drei Guinees pauschal für die Überfahrt.« Meadows beteiligte sich mit keinem Wort an dem Gespräch, seine Reaktion war nur eine unmißverständliche Geste. Mit finsterer Miene sah er sich um und beobachtete, was hinter ihm vorging. Inzwischen waren auch die Deckoffiziere an Bord gekommen, Prowse, der Steuermann, Cargill und die anderen Maate, Huffell, der Zahlmeister, dann der Bootsmann, der Segelmacher, der Zimmermann, der Küfer und der Koch. Ihnen folgte eine Anzahl Matrosen, einer von ihnen - vielleicht der Bootsteuerer Meadows' - bemühte sich, einem anderen an Bord zu helfen, dessen Hilfsbedürftigkeit offenbar wurde, als sich herausstellte, daß er seine Hand verloren hatte. Wahrscheinlich war das bei einem der zahlreichen Bordunfälle geschehen, die die Besatzungen der Blockadeflotte dezimierten. Ihm folgten noch einige weitere Leute, die den Grund ihrer Rückkehr nach England nicht so offen zur Schau trugen. Die meisten waren wohl so arg mitgenommen, daß sie auf ihre Entlassung rechnen durften. Ein paar andere waren anscheinend wider das Gesetz zum Dienst gepreßt worden und hatten das Glück, zu Hause Freunde von Einfluß zu besitzen, die ihnen wieder die Freiheit verschafften. Im ganzen hatte sich ein ansehnlicher Haufen Männer an Bord des Leichters eingefunden. Sie drängten sich nun an Deck, wahrend die Pinnaß ablegte und mit hart

angeholten Luggersegeln die lange Kreuzfahrt zum Flaggschiff antrat.

Baddlestone folgte Meadows' Blick und sah sich gleichfalls all die Menschen an, die sich vor den beiden drängten. Mit einer ausholenden Handbewegung schien ihm Meadows dartun zu wollen, was sich da begab. Hornblower mußte bei seinem Anblick unwillkürlich an jenen legendären Kommandanten eines Kriegsschiffs denken, den man fragte, wer ihn zu seiner Handlungsweise ermächtigt habe. Daraufhin habe jener Mann nur auf seine Geschütze gezeigt und gesagt, diese da. »Den Bedingungen Ihres Vertrages entsprechend haben Sie Mannschaften für einen Satz von Sixpence pro Tag zu verpflegen«, sagte Meadows trocken. »Auf dieser Reise werden Sie die Offiziere zu dem gleichen Satz beköstigen. Mehr ist Ihr Essen auch nicht wert.«

»Das ist ja übelste Seeräuberei!« rief Baddlestone ganz entsetzt. »Nennen Sie es wie Sie wollen«, gab ihm Meadows ruhig zur Antwort. Baddlestone trat unwillkürlich ein paar Schritte zurück und sah sich um, aber auch der Himmel oder die See konnten ihn nicht trösten und das nächste Schiff war mehrere Kabellängen entfernt. Meadows machte nach wie vor den Eindruck eines freudlosen, einsamen Mannes. Wie immer der Text des Verweises lauten mochte, den ihm das Gericht erteilt hatte, offenbar lag er ihm jetzt noch wie eine Zentnerlast auf der Seele. Da er der Überzeugung war, daß er in der Navy ohnedies nichts mehr zu erwarten hatte, konnte es ihm auch gleichgültig sein, wenn ihn dieser Baddlestone womöglich wegen Meuterei anzeigte. Seine Offiziere waren durch ihn, ihren Vorgesetzten, gedeckt. Als die *Hotspur* unterging, verloren sie alles was sie besaßen, außerdem wußten sie, daß ihnen nach Recht und Gesetz von jenem Augenblick an nur noch der Bezug von Halbsold zustand. Wenn man ihnen Widerstand entgegensetzte, konnten sie gefährlich werden zumal ihnen die Mannschaften bestimmt ohne Zögern gehorchten. Die

Besatzung der *Princess* bestand außer Baddlestone nur aus einem Steuermann, einem Koch, vier Matrosen und einem Schiffsjungen. Sie war also weit unterlegen und hätte auf jeden Fall den kürzeren gezogen, wenn keine Möglichkeit bestand, eine vorgesetzte Stelle anzurufen. Darüber war sich Baddlestone natürlich im klaren. Dennoch blieb er bei seiner herausfordernden Redeweise.

»Wir sprechen uns im Hafen wieder, Kapitän Meadows«, sagte er. »Kapitän Hornblower wird zum gleichen Satz verpflegt«, sagte Meadows seelenruhig.

»Ich habe schon drei Guinee bezahlt«, warf Hornblower ein. »Um so besser. Das macht - 126 Sixpence, die schon bezahlt sind. Stimmt meine Rechnung, Mr. Baddlestone?«

Auf der *Princess* herrschte jetzt eine unerträgliche Enge. Wo Hornblowers Hängemattenplatz gewesen war, hingen jetzt weitere sieben Hängematten, so daß jeder der insgesamt acht Offiziere kaum über so viel Platz verfügte, wie er in einem Sarg gefunden hätte. Wenn sie alle in ihrer Kammer schliefen, bildeten sie zusammen beinahe eine feste Masse. Aber so fest ist diese Masse eben doch nicht, denn wenn die *Princess* im Seegang stampfte und schlingerte, dann hatte jeder einzelne doch noch genügend Spielraum, daß er alle paar Sekunden gegen seinen Nachbar oder gegen eine Seeschottwand stieß. Es war zum Verrücktwerden.

Hornblower hatte seinen Platz in der unteren Reihe (den hatte er vernünftigerweise gewählt, um die schlechte Luft zu meiden, die oben, dicht unter den Decksbalken, herrschte). Er hatte Meadows über sich, ein Schott an der einen und Bush an der anderen Seite. Zuweilen drückte ihn das Gewicht der drei Körper zur Linken mit Gewalt gegen das Schott, dann wieder flog er nach der anderen Seite und boxte Bush in die Rippen. Manchmal hob sich ihm das Deck von unten entgegen, dann wieder schien es, als senkte sich der massige Meadows auf ihn herab, um ihn zu erdrücken. Meadows war ein paar Zoll größer

als die ganze Kammer lang war und mußte sich daher in der Hängematte richtig zusammenkrümmen. Hornblowers ruheloser Geist schloß aus all den heftigen Bewegungen, wie sehr die *Princess* arbeitete. Wenn sie rollte, dann bewirkte das, daß sich die Kammer richtig verzog. Dann nahm ihre Höhe jedes Mal um einen oder zwei Zoll ab, was ihm durch das Knacken und Krachen auf allen Seiten bestätigt wurde. Lange vor Mitternacht kroch er unter allerlei Schwierigkeiten aus seiner Hängematte und schlüpfte aus der Kammer, um eine Stelle zu suchen, wo ihm reinere Luft um die Hemdzipfel wehte. Nach dieser ersten Nacht gebot die Vernunft, eine andere Lösung zu suchen. Sie bestand darin, daß fortan alle Passagiere, ob Offiziere oder Matrosen, Wache um Wache schlafen sollten. Das hieß, daß sie vier Stunden in der Hängematte lagen und vier Stunden in geschützten Winkeln an Deck zubrachten. Auf diese Lebensweise waren sie ohnedies alle eingeschworen, und ihr Rhythmus dehnte sich zwangsläufig auf Kochen und Essen und jede andere Art Beschäftigung aus. Aber auch so war die *Princess* kein glückliches Schiff. Die Passagiere gerieten sich schon beim kleinsten Anlaß in die Haare, und an viel größerem Ärger kam man nur um Haaresbreite vorbei, als die Fachleute, von denen es auf dem Leichter wimmelte, dies oder jenes an Baddlestones Schiffsführung auszusetzen hatten. Die stetigen Sommerbrisen wehten nach wie vor aus nördlichen bis östlichen Richtungen, und die Männer, die seit Monaten oder Jahren weder Heimat noch Familie gesehen hatten, waren einfach empört zu sehen, wie dieses Schiff nach Lee abtrieb. Diese Winde brachten strahlendes, sonniges Wetter, sie bescherten England wahrscheinlich eine ausgezeichnete Ernte, aber auf der *Princess* verursachten sie nichts als Ärger und Gereiztheit. Es gab erregte Auseinandersetzungen zwischen denen, die die Meinung vertraten, daß Baddlestone nach Westen in den Atlantik hinauslaufen sollte, weil er dort noch am ehesten besseren Wind antreffen würde, und der anderen, geduldigeren

Partei, die es für das beste hielt, wenn er weiterkreuzte, wo er sich gerade befand. Beide Parteien waren sich indes darüber einig, daß es am Trimm der Segel, an der Bedienung des Ruders, an den gesteuerten Kursen, an dem Bug, den der Kapitän zum Beidrehen wählte, allerhand auszusetzen gab, was er anders und besser hätte machen können.

Eines Tages, um die Mittagszeit, wagte sich die Hoffnung wieder zaghaft hervor. Zuvor hatte es wieder einmal bittere Enttäuschungen gegeben, und trotz aller vorangegangenen Streitgespräche wußte kaum einer noch ein Wort zu sagen, als jetzt, nach dieser langen Periode flauer östlicher Luftbewegung, eine etwas kräftigere Brise einsetzte, die sogar einen südlichen Einschlag besaß. Sie frischte denn auch auf und drehte weiter, so daß die Schoten angeholt werden konnten. Baddlestone schrie seine Männer an, und aus dem lahmen Geschlingere der *Princess* wurde im Handumdrehen ein hoppelndes Gleiten über die Seen, bei dem man unwillkürlich an ein Wagenpferd dachte, das sich im Trab über nasse Furchen hinquälen mußte. »Welchen Kurs, meinen Sie, steuern wir jetzt?« fragte Hornblower. »Nordost, Sir«, schätzte Bush, aber Prowse schüttelte den Kopf, weil ihm sein angeborener Pessimismus keine andere Wahl ließ. »Nordost zu Ost, Sir«, sagte er.

»Naja«, meinte Hornblower. »Etwas nach Norden führt uns dieser Schlag allemal.«

Ein solcher Kurs brachte sie natürlich Plymouth nicht näher, aber sie hatten wenigstens bessere Aussicht, draußen vor der Kanalmündung auf Westwind zu stoßen.

»Mein Gott, wie der Schlitten abtreibt«, sagte Prowse mit düsterer Miene. Sein Blick wanderte von den Segeln bis zu dem kaum bemerkbaren Kielwasser.

»Wir wollen das beste hoffen«, sagte Hornblower, »schauen Sie sich einmal diese Wolkenballen an, die sich dort türmen. So etwas haben wir seit Tagen nicht gesehen.«

»Hoffnung ist allzu billig, Sir«, sagte Prowse mit finsterer Miene. Hornblowers Blick wanderte zu Meadows, der am Fuß des Großmastes stand. Bedrückt wie immer fand er keinen Kontakt zu all den Menschen um ihn her. Aber auch er konnte nicht umhin, den Stand der Segel, den Rudergänger und das Kielwasser zu studieren, bis er Hornblowers Blick auf sich ruhen fühlte. Da wanderten zwar seine Augen zu ihm und seinen Gefährten, aber es war fraglich, ob er sie überhaupt sah.

»Ich gäbe etwas darum, zu wissen, was das Glas macht«, sagte Bush, »es sieht fast so aus, als ob es fiele.«

»Das würde mich nicht wundern«, sagte Hornblower.

Er wußte noch so genau, wie er einst in einem heulenden Sturm raumschots nach der Tor Bay gelaufen war. Maria war zu der Zeit in Plymouth und ihr zweites Kind war schon unterwegs.

Prowse räusperte sich. Es widerstrebte ihm, zu sprechen, weil er etwas Angenehmes mitzuteilen hatte. »Der Wind scheint weiter zu räumen, Sir«, brachte er endlich heraus.

»Mir ist, als frischte er auch etwas auf«, sagte Hornblower, »vielleicht kommt es jetzt doch zu einem Umschlag «

In diesen Breiten und um diese Jahreszeit kam es leicht zu schwerem Wetter, wenn der Wind ausschoß statt zu krimpen, wenn er also von Nordost auf Süd drehte, wenn er dabei auffrischte, wie das eben ohne Zweifel der Fall war, und wenn sich wie eben jetzt dunkle Wolkenmassen am Himmel türmten. Der Steuermann schrieb eben etwas an die Tafel. »Welchen Kurs steuern wir jetzt, Mister«, fragte Hornblower. »Nord einhalb Ost.«

»Na ja«, sagte Bush, »noch einen oder zwei Striche weiter, dann haben wir es geschafft.«

»Aber wir müssen gut frei von Ouessant halten«, sagte Prowse. Auf dem jetzt anliegenden Kurs kamen sie Plymouth zum mindesten näher. Viel hatte das nicht zu sagen, aber es war immerhin ein tröstlicher Gedanke. Die Sicht wurde allmählich

schlechter, damit rückte der Horizont näher an sie heran. Man sah nur noch wenige Segel, alle in östlicher Richtung, denn kein Schiff hatte so viel Abtrift wie die *Princess*. Es zeugte für die unermeßliche Weite des Ozeans, daß man hier so wenige Schiffe sah, obwohl sich die gewaltige Kanalflotte ganz in der Nähe befand. Plötzlich setzte der Wind wesentlich stärker ein und legte die *Princess* nach Lee über, so daß die Menschen und alle beweglichen Dinge nach Lee purzelten, bis der Rudergänger das Schiff einen Strich abfallen ließ. »Der Kahn steuert wie ein Rollwagen«, bemerkte Bush. »Wie eine hölzerne Balje«, sagte Hornblower. »Querschiffs und längsschiffs ist bei diesem Schlitten alles dasselbe.«

Je mehr der Wind ausschoß desto besser war es für sie. Endlich war der Augenblick gekommen, da Bush sich mit der geballten Rechten in die geöffnete Linke schlug.

»Jetzt liegen wir schon einen Strich höher als auf dem abgesetzten Kurs!« rief er ganz begeistert.

Das war in der Tat eine ganz große Sache. Es hieß, daß sie nicht mehr den im Augenblick jeweils bestmöglichen Kurs zu steuern brauchten, der ihnen sowohl Verlust wie Gewinn bringen konnte. Fortan konnten sie geradewegs auf Plymouth zuhalten, sofern Baddlestones Rechnung auch nur annähernd stimmte. War seine Navigation richtig, dann war die Abtrift fortan kein Verlust mehr, sondern sogar ein Gewinn, denn die *Princess* hatte den Wind jetzt etwas achterlicher als querein, und dabei lief sie ganz bestimmt ihre beste Fahrt, wenn man die Form ihres Rumpfes in Betracht zog. Die neue Lage brachte es weiter mit sich, daß sie sich um die Nähe der französischen Küste keine Sorge mehr zu machen brauchten. Die Kanalmündung war bald erreicht, dann hatten sie nach allen Richtungen freiere Bahn. Aber die Hauptsache - das konnte man nicht oft genug wiederholen - war eben doch, daß sie jetzt anliegen konnten. Für Männer, die so lange vor der bedruckenden Wahl gestanden hatten, entweder beizuliegen

oder mit dichten Schoten hart am Wind zu segeln, war das ein phantastischer, an ein Wunder grenzender Wandel der Dinge.

Irgendwo in der Nähe erhob jemand seine Stimme. Was Hornblower jetzt hörte, war kein Rufen und kein Streiten, es war Gesang, ein richtiges Lied, unverständliche, sinnlose Betätigung eines Mannes, der einfach seine Freude daran hatte.›Von Ouessant nach Scilly Sand's gut hundert Meilen.‹Das stimmte genau und Hornblower fragte sich, ob es wohl durch ihre augenblickliche Lage begründet war, daß man plötzlich so viel Lärm darum machte. Er zwang sich zu stoischer Geduld, als nun auch noch andere einfielen.›Lebt wohl und Adieu ihr spanischen Mädchen.‹Ja, es war sehr deutlich zu merken, daß das Wetter auf der *Princess* nicht nur wirklich sondern auch im übertragenen Sinne umgeschlagen war. Mit dem Fallen des Barometers hatte sich die Stimmung allgemein gehoben. Man lächelte wieder, man hörte wieder lautes Lachen. Als der Wind dann noch ein paar weitere Striche räumte, konnte man allmählich damit rechnen, daß die *Princess* am Abend des folgendes Tages Plymouth erreichte. Wie wenn sie jetzt von dieser allgemeinen Erwartung angesteckt worden wäre, begann sie nun richtig über die Wogen zu hüpfen. Bei ihrer Schwerfälligkeit wirkte das geradezu liederlich, man dachte unwillkürlich an eine dicke alte Frau, die trunken ihre Beine zeigt, weil sie unbedingt tanzen will. Meadows allein nahm an der allgemeinen frohen Erwartung nicht teil. Er war einsam und unglücklich, sogar die beiden Offiziere, die ihm auf der *Hotspur* im Dienstalter am nächsten standen - der Erste Offizier und der Steuermann -, plauderten jetzt angeregt mit Hornblower, statt ihm Gesellschaft zu leisten. Als sich Hornblower eben zu ihm begeben wollte, ging eine Regenbö auf die *Princess* nieder und stiftete an Deck einige Verwirrung. Die empfindlicheren unter den Passagieren rannten eilig nach vorn oder achtern, um Deckung zu suchen.

»Morgen sind wir in Plymouth, Sir«, sagte Hornblower im

Gesprächston, als er an Meadows' Seite getreten war. »Ohne Zweifel, Sir«, sagte Meadows.

»Mir scheint, wir haben allerlei Wind zu erwarten«, sagte Hornblower mit einem prüfenden Blick auf den Regenhimmel. Er wußte, daß seine Äußerungen übertrieben wirkten, wenn er sich locker zu unterhalten suchte, aber daran war leider nichts zu ändern. »Mag sein«, sagte Meadows.

»Wahrscheinlich werden wir darum die Tor Bay aufsuchen müssen«, gab Hornblower zu bedenken.

»Ja, wahrscheinlich«, stimmte ihm Meadows bei - obwohl man seine steinerne Gleichgültigkeit doch wohl kaum als Zustimmung betrachten konnte.

Hornblower wollte sich noch immer nicht geschlagen geben. Er versuchte standhaft weiter, mit dem Mann ins Gespräch zu kommen. Dabei tat er sich etwas - nein eine ganze Menge - auf seine edle Gesinnung zugute, daß er hier stand und bis auf die Haut naß wurde, nur um einem anderen in seinem Kummer beizustehen. Er fühlte sich etwas erleichtert, als die Regenbö endlich in Lee der *Princess* abzog, aber die Erlösung war erst vollkommen, als einer der Matrosen auf dem Vorschiff laut ausrief: »Segel in Sicht! In Luv, zwei Strich voraus.«

Meadows fand wenigstens so weit aus seiner Apathie heraus, daß er mit Hornblower in der gemeldeten Richtung nach vorne Ausschau hielt. Da es in diesem Augenblick plötzlich aufklarte, war das Schiff, als es in Sicht kam, eben noch mit dem Rumpf unter der Kimm und nicht weiter als fünf bis sechs Seemeilen entfernt. Man konnte es jetzt schon deutlich ausmachen. Es lag mit Backbordhalsen hoch am Wind an Steuerbord voraus der *Princess* und steuerte einen Kurs, der spätestens binnen einer Stunde den Kurs der *Princess* in nächster Nähe kreuzen mußte.

»Eine Brigg«, bemerkte Hornblower wieder nur der Unterhaltung wegen, weil ja auch Meadows das sehen mußte. Aber er verstummte, als er allmählich auch noch andere

Einzelheiten bemerkte, die jetzt immer deutlicher zu erkennen waren.

Er stellte fest, daß die Vor- und Großstenge genau die gleiche Höhe hatten, da war ferner der charakteristische weiße Schimmer des Segeltuchs. Auch der Abstand der Masten gab ihm zu denken. Das alles sprach eine deutliche, gefährliche Sprache. Hornblower fühlte, wie sich Meadows' Hand wie ein eiserner Ring um seinen Arm legte.

»Ein Franzose«, sagte er und ließ eine ganze Kette wüster Flüche folgen. »Sieht ganz so aus«, sagte Hornblower.

Die Länge der Rahen ließ fast mit Sicherheit darauf schließen, daß sie ein Kriegsschiff vor sich hatten, aber dieses Schiff konnte ebenso gut ein britisches sein - eine der unzähligen Prisen, die den Franzosen abgenommen worden waren und die man erst vor kurzem in die Navy übernommen hatte, so daß noch nicht viel daran geändert worden war. »Der Bursche ist mir nicht geheuer«, sagte Meadows.

»Wo ist denn Baddlestone?« rief Hornblower und wandte sich, um einen Blick achteraus zu werfen.

Als er Baddlestone sah, der eben an Deck gekommen war und seinen Kieker auf die Brigg gerichtet hielt, riß er sich von Meadows' Griff los. Dann stürmten sie beide zusammen auf den Kapitän zu.

»Halsen, verdammt noch mal!« schrie Meadows, aber in der gleichen Sekunde hatte Baddlestone schon begonnen, seine Befehle über Deck zu schreien. Ein paar Sekunden gab es ein wildes und gefährliches Durcheinander, als die Passagiere versuchten, mit Hand anzulegen. Aber es erwies sich bald, daß auch sie alle geübte Seeleute waren. Die Schoten wurden gegen den starken Wind eingeholt, dann wurde das Ruder gelegt. Die *Princess* vollführte ein sauberes Halsemanöver, die großen Luggersegel knallten einen Augenblick wie Donner, dann wurden die Schoten etwas gefiert, und schon lag sie auf dem

anderen Bug am Wind. Als sie einen kurzen Augenblick über den Kamm einer See hinwegglitt, sah Hornblower, der die Brigg nicht aus den Augen ließ, wie auch sie im Seegang hochstieg und dabei gleichzeitig überholte. Eine halbe Sekunde lang - mehr hatte er nicht nötig - entdeckte er da eine Reihe Geschützpforten, das letzte und abschließende Beweisstück, daß diese Brigg wirklich ein Kriegsschiff war. Jetzt lagen die *Princess* und die Brigg beide über den gleichen Bug am Wind, die Brigg peilte vom Leichter aus gesehen Steuerbord achteraus. Trotz des Vorteils, den die Schratsegel der *Princess* beim Kreuzen boten, konnte ein scharfes Auge sehen, daß sie nicht ganz so hoch am Wind lag wie die Brigg. Sie hatte außerdem viel mehr Abtrift als die Brigg und war vor allem viel langsamer. Die Brigg konnte sie darum mit Leichtigkeit überholen und ausluven. Hornblower konnte sich ausrechnen, daß es nur eine Frage von Stunden war, bis die *Princess* von dem klaffenden Rachen des Gegners verschlungen wurde. Wenn der Wind inzwischen noch weiter ausschoß, dann kam das Ende nur entsprechend eher.

»Hol die Vorschot!« befahl Meadows, aber ehe ihm die Männer noch gehorchen konnten, denen sein Befehl gegolten hatte, hielt sie ein Ruf Baddlestones zurück.

»Stop! Hier wird nicht geholt!« Dann nahm er Meadows aufs Korn: »Ich bin der Kapitän dieses Schiffes, mischen Sie sich nicht in meine Angelegenheiten!«

Der dicke Handelsschiffskapitän stützte die Hände in die Hüften und begegnete dem Blick des Kommandeurs mit gebieterischem Ausdruck. Meadows wandte sich an Hornblower: »Müssen wir uns das gefallen lassen?« fragte er. »Ja«, gab ihm Hornblower zur Antwort.

Das entsprach der Rechtslage. Sie waren zwar Soldaten und Seeoffiziere, aber hier an Bord waren sie nur Passagiere und daher der Befehlsgewalt des Kapitäns unterworfen. Selbst wenn es zu einem Kampf kommen sollte, blieb diese Bestimmung in

Kraft. Auf Grund der Kriegsgesetze hatte auch ein Handelsschiff das Recht, sich zu verteidigen, und in einem solchen Fall behielt sein Kapitän die Führung, ob er nun über Stag ging oder einen Kurs absetzte oder andere Pflichten der Schiffsführung erfüllte.

»Da soll doch gleich...«, sagte Meadows.

Hornblower hätte wohl nicht so scharf und entschieden geantwortet, wäre seine Wißbegier nicht auf eine besondere Erscheinung gestoßen. Eben bevor Meadows seinen Befehl gab, hatte Hornblower gespannt beobachtet, wie sich die etwas verschiedene Stellung der beiden großen Luggersegel auswirkte. Ihre Schoten waren nämlich nicht gleich dicht angeholt, aber der Unterschied war so gering, daß ihn ein unerfahrenes Auge überhaupt nicht wahrnahm. Eine systematische Anwendung der komplizierten - und unglaublich interessanten - Gesetze der Mechanik erwies deutlich, daß die Segel richtig standen. Das eine Segel sollte den Wind nämlich um ein Weniges auf das andere zulenken, und das war bei der augenblicklichen Segelstellung der Fall. Hornblower hatte sich mit diesem höchst interessanten Problem schon als Fähnrich vertraut gemacht, als er die Pinnaß eines Linienschiffs zu segeln hatte. Meadows hatte diese Dinge entweder vergessen, oder er hatte sich nie mit ihnen befaßt. Sein Eingreifen hätte der Geschwindigkeit einigen Abbruch getan. Immerhin konnte man von Baddlestone erwarten, daß er wußte, wie er aus seinem Schiff, das er schon so lange führte, das Beste herausholte, und wie man mit einer Luggerbesegelung umging, mit der er von Jugend auf verwachsen war. »Da ist die Flagge«, sagte jetzt Baddlestone. »Natürlich ein Franzmann.«

»Das ist wohl eine der neuen schnellen Briggs, die sie jetzt bauen«, sagte Hornblower. »Sie können es mit zweien der unseren aufnehmen.«

»Wollen Sie sie angreifen?« fragte Meadows.

»Ich laufe weg, solange ich kann«, gab ihm Baddlestone zur

Antwort. Das war ganz offensichtlich das einzige, was er tun konnte. »Noch zwei Stunden bis es dunkel wird - nein, fast noch drei«, sagte Hornblower, »vielleicht können wir in einer Regenbö entwischen.«

»Wenn er uns einholt...«, sagte Baddlestone und ließ den Satz unbeendet. Die französischen Geschütze konnten den Leichter aus naher Entfernung in Stücke schießen, das Blutbad, das dabei an Bord des kleinen, von Menschen überfüllten Fahrzeugs entstehen mußte, ließ die Männer schon im voraus erschauern.

Alle drei starrten sie wieder auf die Brigg, die nun schon sichtlich näher gekommen war. Und doch...

»Es wird dunkel, ehe sie in Schußweite kommt«, sagte Hornblower, »einige Aussicht haben wir also immer noch.«

»Sie ist bescheiden genug«, sagte Meadows. »O Gott...«

»Meinen Sie, ich möchte in einem französischen Gefängnis verrotten?« platzte Baddlestone heraus. »Dieser Leichter ist mein ganzes Hab und Gut. Meine Frau und meine Kinder müßten ja verhungern.« Stand seiner Maria nicht ebenso Schlimmes bevor? Sie hatte ein Kind, das zweite war unterwegs. Und - und was wurde aus der versprochenen Beförderung? Kein Mensch würde einen Finger rühren, wenn er erst vergessen in einem französischen Gefängnis saß.

Meadows erging sich in Verwünschungen und Flüchen, seinem Mund entströmte eine ununterbrochene Flut gemeiner Lästerungen und übelsten Schmutzes.

»Wir sind immerhin dreißig Mann«, sagte Hornblower. »Die Franzosen werden nicht annehmen, daß hier mehr als ein halbes Dutzend Männer an Bord sind -«

»Weiß Gott, dann könnten ja wir entern«, rief Meadows, und sein Gefluche hatte plötzlich ein Ende.

Wie, lag das wirklich im Bereich der Möglichkeit? Konnte es ihnen gelingen, längsseit zu gehen? Das würde kein

französischer Kommandant zulassen, wenn er bei Verstand war. Er würde bei diesem starken Wind niemals riskieren, daß sein kostbares Schiff Schaden nahm. Er brauchte nur im letzten Augenblick Ruder zu legen, daß es in den Wind aufdrehte, und schon schor die *Princess* vorbei. Außerdem würde der bloße Versuch, so etwas zu tun, einer Warnung gleichkommen - Kommandant und Besatzung des französischen Schiffes mußten daraus schließen, daß ihnen nichts Gutes bevorstand. Die Brigg hatte mindestens neunzig Mann Besatzung, wahrscheinlich sogar mehr. Gegen diese Zahl hatten dreißig Mann so gut wie gar keine Aussicht auf Erfolg, es sei denn durch einen Schlag, der den Gegner vollkommen überraschte. Hornblowers lebhafte Vorstellungsgabe zeigte ihm, was der *Princess* bevorstand, wenn sie das unwahrscheinliche Glück hätte, doch bei der Brigg längsseit zu kommen. Er sah sie im Geist dort genauso wild rollen wie es auch sonst ihre Art war, darum war es völlig ausgeschlossen, den Gegner überraschend zu entern. Die dreißig Männer gelangten höchstens zu zweien und dreien auf das andere Schiff hinüber und hatten darum gar keine Aussicht auf irgendwelchen Erfolg. Nur echte, vollständige Überraschung bot ihnen eine schwache Chance, die Oberhand zu gewinnen.

Solche Überlegungen jagten einander, während Hornblowers Blick von einem zum anderen wanderte. Er sah wie die Hoffnung und Erregung des ersten Augenblicks allmählich wieder in Zweifel und Besorgnis übergingen. Dabei kam ihm plötzlich ein Gedanke, der sofortiges Handeln verlangte. Darum wandte er sich jetzt den Männern zu, die überall an Deck in Gruppen herumhockten, und rief so laut und durchdringend wie er konnte: »Macht alle sofort, daß ihr aus Sicht kommt. Ich möchte nicht, daß sich noch ein Mensch an Deck sehen läßt. Los, unter Deck mit euch!« Als er sich wieder umwandte, wirkten Baddlestone und Meadows plötzlich wie versteinert.

»Ich dachte, wir sollten unsere Karten nicht auflegen, ehe sie ausgespielt werden«, sagte er. »Von der Brigg aus kann man mit

einem Glas sehr bald sehen, daß unser Schiff mit Menschen vollgepackt ist. Es dürfte besser sein, wenn die drüben nichts davon wissen.«

»Ich bin hier an Bord der älteste Offizier«, herrschte ihn Meadows an, »wenn hier jemand Befehle gibt, dann bin ich es.«

»Sir...«, begann Hornblower.

»Ich bin seit Mai 1800 Commander«, sagte Meadows. »Sie haben noch nicht einmal in der Gazette gestanden, haben Ihren Namen selbst noch nicht gelesen.«

Das war wichtig, das sprach entscheidend für Meadows Standpunkt. Er selbst war erst seit dem Mai 1803 Commander. Bis es mit seinem versprochenen Kapitänspatent ernst wurde, mußte er Meadows Befehlen gehorchen. Das war natürlich eine Art Zurücksetzung. Seine höflichen Versuche, mit Meadows ins Gespräch zu kommen, waren in dessen Augen offenbar nur unterwürfiges Buhlen um Gunst gewesen, während sie doch von ihm als tröstliches Entgegenkommen gedacht waren. Er ärgerte sich über sich selbst, daß er das nicht eher bedacht hatte. Aber dieser Ärger wog nichts im Vergleich mit der Wut, die ihn bei der Feststellung überkam, daß er jetzt unversehens wieder der jüngere war, der nur noch Vorschläge machen, aber keine Befehle geben durfte - und das, obwohl er schon seit vollen zwei Jahren ein praktisch unabhängiges Kommando innegehabt hatte. Es war eine bittere Pille, die er da zu schlucken bekam. Als ihm dieser bildhafte Vergleich eben eingefallen war, ertappte er sich dabei, daß er wirklich krampfhaft schlucken mußte, um seine Selbstbeherrschung zu wahren. Dieses überraschende Zusammentreffen lenkte ihn wenigstens so weit ab, daß er die zornige Antwort unterließ, die ihm schon auf der Zunge lag. Sie waren jetzt alle drei so gereizt, daß sie im nächsten Augenblick in die Luft gehen konnten. Dabei waren Streitigkeiten zwischen ihnen in dieser Lage das beste Mittel, sie schnell in ein französisches Gefängnis zu bringen.

»Gewiß, Sir«, sagte Hornblower und fuhr dann fort - weil man am besten gründlich tat, was man ohnehin tun mußte -, »ich habe gedankenlos gehandelt und bitte Sie sehr um Entschuldigung.«

»Schon gut«, sagte Meadows immer noch etwas verärgert. Es war nicht schwer, das Gesprächsthema zu wechseln - Hornblower warf nur einen Blick auf die Brigg, und die beiden anderen drehten sich sofort um und folgten seinem Beispiel.

»Verdammt, sie kommt uns immer noch auf!« sagte Baddlestone. »Auch Luv gewinnt sie ständig.« Ja, sie war offenbar nähergekommen, aber die Peilung stand. Die Jagd endete bestimmt damit, daß die Brigg ohne weitere Kursänderung der *Princess* dicht auf den Leib rückte. Das schlimmste war, daß jeder Fluchtversuch der *Princess* die Jagd nur verkürzen konnte. »Wir haben noch keine Flagge gesetzt«, sagte Meadows. »Noch nicht«, gab ihm Baddlestone zur Antwort.

Hornblower suchte seinen Blick zu erhaschen und starrte ihn durchdringend an. Er hielt es nicht für angebracht, etwas zu sagen, er konnte sich nicht einmal dazu entschließen, auch nur ein wenig den Kopf zu schütteln. Aber irgendwie - vielleicht durch Telepathie - verstand Baddlestone auch so, was er sagen wollte.

»Die Flagge brauchen wir noch nicht zu setzen«, fuhr Baddlestone fort, »auf diese Art haben wir länger die Hände frei.«

Es empfahl sich wirklich nicht, irgend etwas zu tun, was den Franzosen Klarheit über sie verschaffte. Man konnte nicht annehmen, daß sie die *Princess* für etwas anderes hielten als einen Flottentender - aber in einem Bericht oder etwa in einem Logbuch sahen die Dinge oft genug anders aus. Wenn der Franzose zum Beispiel keine Lust mehr hatte, die Jagd fortzusetzen oder irgendwie davon abgelenkt wurde, dann war

es gut, wenn man ihm Gelegenheit bot, sich zu rechtfertigen. Dann konnte er etwa sagen, er hätte die *Princess* für ein dänisches oder ein Bremer Schiff gehalten. Bis die Flagge gesetzt und wieder niedergeholt war, stand der *Princess* jede Möglichkeit offen, die sich etwa bieten mochte. »Es wird bald dunkel«, sagte Hornblower.

»Bis dahin haben sie uns eingeholt«, knurrte Meadows, und schon strömten ihm wilde Flüche über die Lippen. »Wie Ratten haben sie uns in die Enge getrieben.«

Das war ein guter Vergleich. Sie waren wirklich in die Enge getrieben, die unsichtbare Mauer des Windes wirkte wie ein Gefängnis. Der einzige Fluchtweg führte auf die Brigg zu, und die Brigg kam auf dieser Linie erbarmungslos näher. Wenn die *Princess* eine Ratte war, dann war die Brigg ein Mann, der mit einer Keule bewaffnet herbeigeeilt kam. In die Enge getrieben sein, das hieß, daß es selbst im Dunkeln keinen Raum gab, um zu entkommen, keine Möglichkeit, noch unter den Geschützen der Brigg ein gewagtes Ausweichmanöver zu riskieren. Aber wie eine Ratte konnte sie immer noch mit dem Mut der Verzweiflung auf ihren Angreifer losgehen. »Ich wünschte zu Gott«, sagte Meadows, »wir wären gleich auf die Burschen losgegangen, als wir sie in Sicht bekamen. Aber mein verfluchter Säbel und meine Pistolen liegen ja auf dem Grund der See - was haben Sie denn für Waffen an Bord?«

Baddlestone zählte ihm den kümmerlichen Inhalt der Waffenkiste auf. Auch ein Wasserleichter hatte Entermesser und Pistolen an Bord, damit er sich gegen feindliche Ruderboote zur Wehr setzen konnte, die von der französischen Küste aus vorstießen, um bei Flaute unbewaffnete Handelsschiffe als Prisen zu schnappen.

»Wir könnten noch einiges dazugewinnen«, unterbrach ihn Hornblower. »Sie müssen ja ein Boot mit einer Prisenbesatzung herüberschicken - und im Dunkeln...«

»Bei Gott, Sie haben Recht!« schrie Meadows; dann wandte er sich an Baddlestone: »Setzen Sie keine Flagge, die haben uns noch lange nicht! Im Gegenteil, wir kapern sie.«

»Wir könnten es versuchen«, sagte Baddlestone. »Und bei Gott, ich bin der älteste Seeoffizier!« sagte Meadows. Ein Mann, der wie er unter der Wolke nach England zurückkehrte, war fast automatisch rehabilitiert, wenn er eine Prise mit nach Hause brachte. Vielleicht kam Meadows auf diese Art sogar noch vor Hornblower auf die Liste der Kapitäne.

»Kommen Sie«, sagte Meadows, »wir wollen gleich die Leute einteilen.« Damit ließen sie sich auf das wildeste, kühnste Unternehmen ein, das man sich vorstellen konnte, aber sie waren eben verzweifelt. Auch Hornblower wurde von dieser Verzweiflung angesteckt, obwohl er sich während all der geschäftigen Vorbereitungen sagte, daß er hier Untergebener war, dem keine andere Wahl blieb als zu gehorchen. Er ging nicht so weit, sich zu gestehen, daß die anderen ja nur den Plan verwirklichen wollten, der in seinem Kopf entstanden war und nach dem auch er als Kommandant verfahren wäre, ob er nun gefährlich war oder nicht.

Die *Princess* lag beigedreht in der nächtlichen Dunkelheit. Allein die Tatsache, daß sie beigedreht hatte, konnte von einem Gegner - nicht aber von einem rechtlich denkenden Menschen - als die Bereitschaft aufgefaßt werden, sich zu ergeben. An ihrem Vorstag flackerte eine Laterne, die ganz klein getrimmt war, so daß man von der Brigg aus nicht sehen konnte, was sich auf der *Princess* weiter achtern begab. Aber die winzige Flamme war in der dunklen Nacht doch von der Brigg aus gut zu erkennen, denn diese lag ja nur eine bis eineinhalb Kabellängen weiter in Lee. Dort zeigten vier helle Laternen am Fockmast und am Großmast nicht nur deutlich an wie sie lag, sondern sie spendeten auch die nötige Helle zum Aussetzen ihres Bootes.

»Sie kommen«, zischte Meadows, der hinter der Reling kauerte. »Denken Sie dran: nur kalten Stahl.«

Bei dem herrschenden kräftigen Wind fielen wirre Geräusche drüben auf der Brigg nicht weiter auf, aber einen Schuß hörte man in Lee ganz deutlich. Jetzt sahen die zusammengekauerten Männer, wie sich in der allgemeinen Dunkelheit ein schwarzer Kern immer deutlicher abhob, dann hörte man das Geknarre der Riemen in den Dollen, und kurz darauf drangen französische Worte herüber. Hornblower wartete schon und warf ihnen eine Leine zu, als sie mit dem Bootshaken Halt suchten.

»Montez«, sagte er und mußte sich Mühe geben, daß seine Stimme nicht vor Aufregung heiser klang. Er hatte auf dem Leichter das einzige weiße Gesicht, die anderen hatten sich alle schwarz angemalt. Die *Princess* arbeitete in der aufgewühlten See so lebhaft wie immer. Darum dauerte es noch Sekunden, ehe der erste Franzose, mit Entermesser und Pistole am Koppel, über die Reling kam, ein Fähnrich mit dem Auftrag, die Prise in Besitz zu nehmen. Hornblower hörte den dumpfen Aufschlag, als er niedergemacht wurde. Er war beiseite geschafft, ehe noch der nächste an Bord gelangte. Diesem ging es wie dem ersten, dem dritten, vierten und fünften widerfuhr genau das gleiche. Für Männer, die wußten, daß ihnen nur die erbarmungslose Vernichtung des Gegners helfen konnte, war das alles schauerlich, ja abstoßend einfach.

Von seinem Posten aus sah Hornblower den letzten Mann auf die *Princess* herübersteigen, dann machten sich die Bootsgäste bereit, das Gepäck der Prisenbesatzung nachzureichen. »Jetzt!« rief Hornblower mit scharfer Stimme.

Meadows und die ihm zugeteilte Gruppe hockten schon in Bereitschaft hinter der Reling. Jetzt warfen sie sich wie ein Sturzbach fallender Leiber in das Boot hinunter. Nur ein Riemen klapperte laut. Hornblower konnte hören, wie Belegnägel Menschenschädel trafen. Man hörte nur einen einzigen bestürzten lauten Aufschrei, dann war Stille. Hornblower konnte nicht hören, wie die Körper der Toten oder Bewußtlosen über Bord geworfen wurden, aber er wußte, daß dies eben geschah.

»Wir haben Waffen für sieben Mann«, hörte man Meadows sagen. »Los jetzt, die Pinnaßbesatzung. Hornblower, besetzen Sie Ihr Boot und legen Sie ab.«

Zwei Stunden hatten sie Zeit gehabt, den Angriff zu organisieren, jeder einzelne kannte die Rolle, die er zu spielen hatte. Hornblower rannte achteraus, eine Gruppe fast unsichtbarer schwarzgesichtiger Gestalten tauchte rechts und links von ihm auf. Ihr Aussehen erinnerte ihn daran, auch selbst seine Hände in den Farbeimer zu tauchen, der da stand, und sich in aller Hast Stirn und Wangen zu beschmieren, ehe das Unternehmen seinen Fortgang nahm. Das Boot des Leichters hing an seiner Vorleine hinter dem Heck. Sie holten es heran und kletterten hinein.

»Loswerfen!« befahl Hornblower, dann wurde mit dem Backbordriemen kräftig abgesetzt. »Riemen bei!« Mit der Pinne in der Hand starrte Hornblower unter dem Heck der *Princess* hervor in die nächtliche Dunkelheit. Es hatte recht lange gedauert, bis die Pinnaß der französischen Brigg besetzt war. Endlich sah Hornblower über einen Wellenkamm hinweg, wie sie sich gegen die Laterne der Brigg schattenhaft abhob. Er mußte also noch ein bißchen warten, denn wenn die Besatzung der Brigg zwei Boote zurückkommen sah, da sie doch nur eines entsandt hatte, genügte das wahrscheinlich, die Franzosen zu alarmieren. Es war bestimmt nicht gut, daß die französische Bootsbesatzung vom ersten bis zum letzten Mann über Bord geworfen worden war, ob der Krieg das nun erforderte oder nicht, denn die Franzosen konnten nun einfach behaupten, sie seien ermordet worden. Wenn der Angriff jetzt erfolglos blieb, dann hatten Überlebende an Deck der Brigg bestimmt nicht mit Gnade zu rechnen. Jetzt schon war sich Hornblower darüber klar, daß ihm der schwerste Kampf seines Lebens bevorstand. Hier gab es nur Sieg oder Tod, ein Mittelding war nicht möglich.

Jetzt sah er, daß sich die Pinnaß der Brigg näherte, im Licht

der Laternen war sie klar zu erkennen.

»Backbordruder an!« Das Boot schwenkte herum, als die Riemen griffen. »Ruder an überall!«

Jetzt nahm das Boot Fahrt auf, und die Pinne in Hornblowers Hand begann zu wirken. Er nahm Kurs auf die Brigg; es war nicht nötig, den Männern an den Riemen zu sagen, daß sie alle Kraft einsetzen sollten, wußten sie doch alle, was auf dem Spiel stand. Hornblower hatte einmal in der englischen Geschichte von einem sächsischen Oberkönig gelesen, der von acht Unterkönigen den Fluß Dee entlang gepullt worden war. Ihm ging es heute ganz ähnlich, denn die meisten Riemen in seinem Boot waren von Offizieren besetzt: Bush führte den Steuerbordbugriemen, der Bootsmann Wise, der Arzt Wallis und zwei, drei Steuermannsmaate saßen ebenfalls an den Riemen. Der Steuermann, der Zahlmeister und der Stückmeister hatten ebenfalls auf den Duchten Platz gefunden. Wo noch Raum war, saßen da und dort einige Matrosen. Das Boot war vollgepackt mit Menschen und lag tief im Wasser, aber man konnte eben auf keinen kampffähigen Mann verzichten.

Schwerfällig schlingernd bewegte sich das überladene Fahrzeug über das schwarze Wasser, die Lichter der Brigg kamen von Minute zu Minute näher. Noch hörte man an Bord des Schiffes keinen Laut, keine Störung der Ruhe - man wartete auf die Rückkehr des entsandten Bootes, und kein Mensch schöpfte Verdacht, ehe es längsseit lag. Man konnte natürlich nicht sicher sein, daß es Meadows gelang, friedlich längsseit zu gehen und dann mit allen Mann gleichzeitig das Deck zu stürmen, so daß sich die Franzosen urplötzlich einer Schar von zwanzig unbändigen Feinden gegenübersahen, während sie doch nur ein halbes Dutzend Freunde erwartet hatten.

Da, nun ging es los! Der Knall einer Pistole drang gegen den Wind herüber. Nach der getroffenen Vereinbarung sollte die Meadowsbesatzung von ihren Pistolen Gebrauch machen, sobald sie an Deck gelangte, um die überraschten Franzosen zu

erschrecken und in panische Angst zu versetzen. Zwanzig Mann, die plötzlich an Deck erschienen und mit ihren Pistolen um sich schossen, waren bestimmt in der Lage, diese Wirkung zu erzielen. »Auf Riemen! Bug!« Das Boot schor unter den Fockrüsten bei der Brigg längsseit. Damit lag es schräg gegenüber der Stelle, von der Lärm und Geschrei herübertönten, weil dort Meadows geentert war. Ein Dutzend Männer, darunter Hornblower selbst, griffen sofort nach den Wanten. Es war ein wahres Wunder, daß das Boot nicht kenterte, denn selbst ältere Deckoffiziere konnten noch so gedankenlos und draufgängerisch sein wie die jüngsten Matrosen, wenn es einmal wirklich ums Ganze ging. »Los, packt sie, wo ihr sie kriegen könnt!« rief Hornblower. Was sollten hier formelle Kommandos. Diese Männer brauchten keine Führung. Das Boot kam hoch, als die Schar mit den schwarzen Gesichtern in die Rüsten sprang. Hornblower erreichte das Deck nicht als erster, aber doch als fünfter oder sechster. Sie fanden keinen Widerstand, wenn auch viele Männer auf dem schwacherleuchteten Deck umherrannten. Da war ein Niedergang. In diesem Augenblick tauchte aus ihm eine Gestalt mit weißem Gesicht auf. Der Mann war eben halbwegs an Deck gelangt, da traf ihn die Axt eines Mannes mit schwarzem Gesicht, und der Franzose stürzte den Niedergang wieder hinunter.

Jetzt rannte so ein Kerl Hornblower an und stieß ihn beiseite, daß er beinahe hingefallen wäre. Dennoch drohte ihm in diesem Augenblick keine Gefahr, denn der eilige Franzose wollte nur unter Deck und warf sich förmlich den Niedergang hinunter. Ihm auf dem Fuße folgte noch ein Dutzend anderer, von panischer Angst gejagter Gestalten, eine verschreckte Herde, die von zwei Schwarzgesichtern mit geschwungenen Entermessern verfolgt wurde. Als die Gesellschaft in der Tiefe verschwunden war, beugte sich Hornblower über den Niedergang und schoß mit der Pistole in die Menschenmasse am Fuß der Treppe.

Wahrscheinlich war dies die wirkungsvollste Verwendung des einzigen Schusses, der ihm zur Verfügung stand, denn damit hielt er am besten die anderen Franzosen vom Niedergang fern, die jetzt wahrscheinlich versuchten heraufzukommen. »Schließen Sie sofort diesen Niedergang«, rief Hornblower, »Wise, verschalken Sie ihn. Die Steuermannsmaate helfen Wise. Die anderen folgen mir.«

Mit gezogenem Säbel eilte er nach achtern. Ein paar verstörte Gestalten kamen auf sie zugestürzt. Sie hatten weiße Gesichter, also wurden sie niedergemacht. Für Gefühle war jetzt keine Zeit. Hornblower dachte im letzten Augenblick daran, ein lautes Geschrei anzustimmen. Wenn es achtern echte Gegenwehr gab, dann verlor sie bestimmt an Entschlossenheit, sobald lautes Kampfgeschrei das Nahen des Gegners verriet. Jetzt tat sich plötzlich ein helles Rechteck auf, darin sah er eine weiße Gestalt in weißem Hemd, weißer Kniehose und mit weißem Gesicht, die eben heraustrat. Das war bestimmt der französische Kommandant, der aus seiner Kajüte kam. Kaum war er draußen, da trat ihm eine riesige Gestalt mit gezücktem Entermesser entgegen. Hornblower sah, wie der französische Kommandant mit gestrecktem Arm und gebeugtem Knie einen klassischen Ausfall machte und wie das Entermesser blitzend niedersauste. Dann stürzten beide Gestalten an Deck und verschwanden so aus seinem Gesichtsfeld.

Die Schlacht, wenn man sie so nennen konnte, war fast vorüber. Den völlig überraschten, unbewaffneten Franzosen blieb nichts anderes übrig, als ihr nacktes Leben zu retten. Aber jede Gestalt mit einem weißen Gesicht wurde erbarmungslos rund um das Deck gejagt und fiel schließlich den Männern zum Opfer, die vor Blutdurst und Aufregung halb von Sinnen waren. Nur eine einzige Gruppe, die an Deck kriechend um Erbarmen flehte, blieb von diesem Schicksal verschont. Auch von diesen Leuten wurden noch einige umgebracht, aber dann war der Blutdurst gesättigt, und die Überlebenden wurden in einer Ecke

an der Heckreling zusammengetrieben. Hornblower vermutete, daß einige Franzosen Zuflucht in der Takelage gesucht hatten und sich dort versteckt hielten, aber mit denen wurden sie später fertig.

Er sah sich an Deck um, wo die in den Wanten schwingenden Laternen ein unheimliches Dämmerlicht schufen. Dazu kam immer wieder der Lichtschein aus der Kajütentür, die mit dem Rollen des Schiffes auf- und zuschwang. Das Deck selbst, auf dem allenthalben die Leichen Erschlagener umherlagen, bot einen schauerlichen Anblick. Wie, erwachte dort nicht ein Toter wieder zum Leben? Sein Körper wollte sich offenbar erheben, aber so wie kein lebender Mensch je versuchen würde auf die Beine zu kommen. In dieser gespenstischen Nacht war offenbar alles möglich. Nein, doch nicht! Der Mann war tot, er wurde von unten her hochgestoßen. Offenbar war er auf das achtere Luk gefallen, und die Leute unter Deck versuchten jetzt, ihn aus dem Wege zu räumen. Während Hornblower noch hinsah, rollte der Tote vom Luk herunter und schlug an Deck auf. Im gleichen Augenblick wurde der Lukendeckel von zwei Händen weiter hochgestoßen Da sprang Hornblower mit geschwungenem Säbel zu, die beiden Hände verschwanden, und zugleich schrie ein Mann unter Deck gequält auf. Hornblower legte sofort den Verschlußbügel über das Luk, fand den Bolzen und steckte ihn vor. So konnte hier fürs erste nichts mehr passieren. Als er sich aufrichtete, stand eine andere Gestalt vor ihm, die das Luk genauso sichern wollte, wie er es eben getan hatte. Unwillkürlich faßte er den Säbel fester, weil er nicht darauf gefaßt war, daß ihn ein schwarzes Gesicht aus nächster Nähe anstarrte.

»Wir haben's geschafft«, hörte Hornblower Baddlestone sagen und erkannte ihn jetzt auch an seiner Gestalt.

»Wo ist Meadows?« krächzte Hornblower. Sein Hals war von der Spannung ganz ausgetrocknet.

»Der ist hinüber«, antwortete ihm Baddlestone mit einer

entsprechenden Armbewegung.

Wie zur Antwort flog die Kajütentür wieder einmal auf, so daß der Lichtschein das Achterdeck erhellte, und Hornblower fiel wieder ein, was er gesehen hatte. Auf der anderen Seite des Luks lagen zwei Tote, der eine war offenbar Meadows. Er lag halb auf der Seite, seine Arme und Beine waren nach beiden Seiten abgespreizt. Aus seiner Brust ragte der Griff eines Degens und aus dem Rücken stand die Klinge zwei Fuß heraus, was seine ungewöhnliche Lage erklärte. Die Zähne leuchteten weiß in seinem schwarzen Gesicht, offenbar hatte sie Meadows in der Raserei seines Angriffs entblößt. Im flackernden Licht der Laternen sah es aus, als ob er in sinnloser Wut noch immer sein Gesicht verzerrte. Hinter ihm lag der französische Kommandant in weißem Hemd und weißer Kniehose - beides nur noch zum kleineren Teil weiß. Wo früher sein Gesicht gewesen war, sah man jetzt nur noch eine grauenhafte blutige Masse. An Deck lag das Entermesser, das Meadows mit einem letzten Ausbruch seiner gewaltigen Kraft hatte niedersausen lassen, als der Degen des Franzosen bereits sein Herz durchbohrte. Jahre zuvor hatte der emigrierte französische Edelmann, der Hornblower Fechtunterricht gab, vom coup des deux veuves gesprochen, jenem gleichzeitigen Angriff, der gleich zwei Frauen auf einmal zu Witwen machte. Was er hier sah, war ein Beispiel dafür.

»Haben Sie Befehle, Sir?« Mit dieser Frage rief ihn Bush in die Wirklichkeit zurück.

»Fragen Sie Kapitän Baddlestone«, gab ihm Hornblower zur Antwort. Etwas Förmlichkeit konnte dazu beitragen, ihn von dem Albdruck zu befreien, der immer schwerer auf ihm lastete. Aber im gleichen Augenblick wurde er nachdrücklich daran erinnert, daß es immer noch auf blitzschnelles Handeln ankam. Neben ihm krachte es unter Deck, und ein scharrendes Geräusch unter ihm, das er durch seine Stiefel hindurch spürte, verriet ihm, daß die Franzosen wieder am Luk zugange waren. Von vorn her drangen ähnliche Geräusche nach achtern, dazu hörte

er eine Stimme rufen: »Hier Kapitän, Sir, sie wollen den Lukendeckel einschlagen!«

»Als wir enterten, war die ganze Freiwache unter Deck«, sagte Baddlestone.

Daraus erklärte sich natürlich der verhältnismäßig leicht errungene Sieg - dreißig Bewaffnete gegen fünfzig waffenlose und völlig überraschte Gegner. Aber es hieß auch, daß fünfzig Mann - nein mehr, wenn man die Funktionäre einrechnete, jetzt unter Deck waren und sich nicht ohne weiteres ergeben wollten.

»Gehn Sie nach vorn, Bush, und sehen Sie zu, was sich dort machen läßt«, sagte Hornblower - erst als Bush verschwunden war, fiel ihm ein, daß er das unerläßliche›Mister‹vergessen hatte. Er mußte wirklich mit seinen Nerven am Ende sein.

»Es kann nicht so schwer sein, die Gesellschaft unter Deck zu halten«, sagte Baddlestone.

Natürlich konnte es den Leuten dort unten kaum gelingen, sich durch einen genügend beobachteten Niedergang oder ein Luk den Weg an Deck zu erzwingen, auch wenn sie Kappen und Deckel in Stücke schlugen, wie das wahrscheinlich grade eben geschah. Wenn aber Luk und Niedergang und dazu noch die Gefangenen achtern an der Heckreling ausgiebig bewacht werden sollten und wenn gleichzeitig Besatzungen sowohl für die Brigg als auch für die *Princess* bereitgestellt werden sollten, dann hieß das, daß jeder einzelne seine ganze Kraft und Ausdauer einsetzen mußte. Das Flackerlicht der Laternen spielte ihnen seltsame Streiche. So schien es eben, als ob sich das unbesetzte Ruder eigenmächtig drehte. Hornblower eilte rasch hinzu. Es drehte sich nicht so leicht, wie man es auf einem beigedrehten Schiff erwarten konnte, aber dann ließ es sich plötzlich ohne jeden Widerstand drehen.

»Sie haben unter Deck die Ruderreeps gekappt«, berichtete er Baddlestone. In diesem Augenblick krachte von unten der Hieb eines Schmiedehammers gegen das Deck, so daß sie vor

Schreck hochsprangen. Hornblower fühlte, daß ihm von dem Schlag eine ganze Weile die Füße kribbelten. »Herrgott, was war das -?« fragte er.

Ehe er noch eine Erklärung fand, krachte es abermals von unten fürchterlich gegen das Deck. Als er dann angespannt nach unten starrte, entdeckte er wenige Zoll von seinem rechten Fuß einen winzigen Lichtschimmer. Dort befand sich im Deck ein kleines gezacktes Loch.

»Nichts als weg von hier«, sagte er zu Baddlestone und zog sich an die Speigatten zurück. »Die schießen da unten mit Musketen.« Eine Musketenkugel von einer Unze (28 Gramm) Gewicht, die aus einem Zoll Entfernung gegen das Deck abgefeuert wurde, entwickelte eine Kraft von zwanzig Schmiedehämmern. Wenn sie die einen Zoll starke Decksplanke durchschlagen hatte, blieb ihr immer noch genügend Kraft und Geschwindigkeit, um ein Bein zu zersplittern oder einen Menschen zu töten.

»Wahrscheinlich haben sie vermutet, daß einer am Ruder steht«, sagte Baddlestone.

Vom Vorschiff her hörte man Krachen und Splittern, ein Zeichen, daß die Franzosen dort die Kappe des Niedergangs zerstörten. Jetzt begann am Achterluk ein ganz ähnliches Geräusch. Es nahm sich aus, als hätten sie unter Deck eine Axt gefunden und machten nun ausgiebig davon Gebrauch.

»Mir scheint, es wird nicht ganz einfach sein, das Schiff nach Hause zu bringen«, sagte Baddlestone. Das Weiße seiner Augen verriet, daß er Hornblower dabei einen fragenden Blick zuwarf.

»Ja, wenn sie sich nicht ergeben, wird das ein schwieriges Geschäft«, sagte Hornblower.

Wenn das Deck eines Schiffes im ersten Ansturm genommen wurde, dann waren die Überlebenden unter Deck oft so entmutigt, daß sie jeden Widerstand aufgaben. Entschlossen sie sich jedoch, dem Sieger trotz allem Widerstand zu leisten, dann

wurde die Lage für diesen schwierig, insbesondere dann, wenn, wie hier, bei weitem mehr Menschen unter Deck waren als an Deck, und zumal wenn diese Eingeschlossenen offenbar von einem mutigen und tatkräftigen Mann geführt wurden. Hornblower hatte sich schon mehrmals eine solche Lage ausgemalt, aber selbst seine Phantasie hatte sich nicht zu der Vorstellung verstiegen, daß man Musketenkugeln durch das Deck nach oben feuern könnte.

»Wenn wir die Brigg in Fahrt bekommen«, sagte er, »dann gibt es noch eine weitere Schwierigkeit, das sind die Notsteuertaljen.«

»Die soll der Teufel holen«, sagte Baddlestone.

Wenn das Ruder eines Schiffes aus irgendeinem Grund ausfiel, dann konnte man es dennoch durch geschickte Handhabung der Segel einigermaßen auf Kurs halten. Aber unter Deck befanden sich eben jene Notsteuertaljen. Wenn ein halbes Dutzend kräftiger Männer daran holte, dann konnten sie das Ruderblatt drehen. Damit waren sie nicht nur imstande, alle Bemühungen der Männer an Deck zu vereiteln, sondern sogar das Schiff ernstlich zu gefährden, indem sie es plötzlich in den Wind drehen ließen. »Ich glaube, wir müssen weg«, sagte Hornblower. Er ärgerte sich wütend, daß ihn seine Einsicht zwang, diesen Vorschlag zu machen. Baddlestone reagierte denn auch mit einer Flut von Verwünschungen, die dem toten Meadows angestanden hätten.

»Sie haben natürlich recht«, sagte er, als er mit dem Fluchen zu Ende war, »zehntausend Pfund sind damit für jeden von uns im Eimer. Wir wollen die Brigg verbrennen. Ehe wir abziehen, zünden wir sie an.«

»Nein, das geht nicht!« Er schleuderte dem Mann seine Antwort entgegen, ehe er noch Zeit fand nachzudenken.

Feuer auf einem hölzernen Schiff war der tödlichste aller Feinde. Wenn sie die Brigg brennend verließen, dann reichten

keine Bemühungen der Franzosen aus, die Flammen zu löschen. Fünfzig - sechzig - siebzig Männer kamen in den Flammen um, wenn sie es nicht vorzogen, über Bord zu springen um zu ertrinken. Das konnte er nicht auf sich nehmen - er brachte es nicht über sich, dazu kalten Blutes die Hand zu reichen. Schon begann sich eine andere, bessere Möglichkeit in seiner Vorstellung abzuzeichnen. »Wir können die Brigg als Wrack zurücklassen«, sagte er. »Dazu kappen wir alle Brassen, wir kappen die Fallen, wir kappen meinetwegen auch das Vorstag. Das dauert gerade fünf Minuten, und sie brauchen bestimmt den ganzen Tag, bis sie wieder Segel setzen können.« Vielleicht gewann er Baddlestone dadurch so schnell für seinen Plan, daß er den Dämon der Zerstörung beschworen hatte. »Los!« sagte der. »Schicken wir sie gleich alle an die Arbeit.« Dazu brauchten sie nicht viel zu organisieren. Von den Männern, die ihnen unterstanden, waren viele Deckoffiziere, Leute, die nach ein paar Worten der Erklärung wußten, worauf es ankam. Es waren dann noch reichlich genug Leute übrig, um das Luk und den Niedergang zu bewachen, (dessen verschlossene Kappe durch die Axthiebe von unten immer mehr in Trümmer ging), als die Zerstörungsgruppe abgeteilt war und ans Werk ging. Während diese Männer an Deck ein wüstes Durcheinander entfesselten, besann sich Hornblower auf eine der wichtigsten Verrichtungen, die einem Offizier an Bord eines gekaperten Schiffes oblag. Sein Verstand schien sprunghaft zu arbeiten, klare Einsichten leuchteten plötzlich wie Blitze in dem dunklen Gewölk der Bedrückung auf, die er nicht abschütteln konnte. Er rannte spornstreichs in die Kajüte des Kommandanten. Wie erwartet stand da der Schreibtisch. Er hätte sich sagen könne, daß das Möbel verschlossen war. Als er das jetzt feststellte, holte er schnell eine Handspake vom nächsten Geschütz. Mit Hilfe ihrer kräftigen Hebelwirkung brauchte er kaum eine Minute, um den Schreibtisch aufzubrechen. Drinnen fanden sich Schiffspapiere, das Briefbuch, die Reinschrift des Logbuchs und

was sonst noch dazu gehörte. Als er alles zusammenpacken wollte, entdeckte er etwas Ungewöhnliches - ein flaches, rechteckiges, schweres Etwas, offenbar eine Bleiplatte, die mit geteertem Garn umwickelt war. So sah es auf den ersten Blick aus. Erst bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß es sich um zwei Bleiplatten handelte, die genau aufeinander paßten und zwischen denen sich Papiere befanden. Diese Papiere waren ohne Zweifel besonders wichtig. Wahrscheinlich waren es Depeschen, wenn nicht, dann konnte es sich auch um Änderungen und Ergänzungen für das Signalbuch handeln. Die Bleiplatten sprachen ihre eigene, stumme Sprache. Sie sollten samt dem zwischen ihnen verwahrten Inhalt über Bord fliegen, wenn das Schiff in Gefahr kam, gekapert zu werden. Meadows Hieb mit dem Entermesser hatte diese Absicht vereitelt.

Ein entsetzlicher Krach draußen an Deck verriet ihm, daß man schon damit begonnen hatte, die Brigg seeuntüchtig zu machen. Er sah sich in der Kajüte um, riß ein Leintuch aus der Koje und warf alle Schiffspapiere hinein. Dann drehte er das Laken rasch zu einem Beutel zusammen, warf ihn über die Schulter und eilte hinaus.

Der Krach vorhin war dadurch entstanden, daß die Großrah von oben gekommen war, weil man ihr Takel gekappt hatte. Jetzt lag sie in einem Gewirr von Tauwerk quer über Deck, und man konnte deutlich sehen, daß sie durch den Sturz von oben in der Mitte gesprungen - besser gesagt halb durchgebrochen war. Fünf Minuten Arbeit einer Gruppe von Männern, die genau wußten, was ihre Aufgabe war, hatte die Brigg in ein Wrack verwandelt.

Vorne wachten Baddlestone und seine Männer über dem Niedergang, dessen Kappe sich immer mehr in ihre Teile auflöste, da sie die Franzosen von unten her wie wild und ohne Pause mit Äxten und Brechstangen bearbeiteten. Eine aufgesplitterte Öffnung gab Zeugnis, daß sie nicht ohne Erfolg waren.

»Wir haben unsere ganze Munition da hinuntergeschossen«, sagte Baddlestone, »wenn wir abhauen, dann geht es für uns ums Ganze.« Ein Knall und Blitz von unter Deck verliehen seinen Worten Nachdruck. Eine Musketenkugel flog pfeifend zwischen ihm und Hornblower durch die Luft.

»Ich wollte, wir hätten -«, begann Baddlestone und hielt dann plötzlich inne. Genau das gleiche war Hornblower in diesem Augenblick eingefallen.

Als es dunkel wurde, hatte die Brigg die *Princess* durch einen Schuß vor den Bug angehalten und die *Princess* war daraufhin beigedreht, um damit ihre Bereitschaft zur Übergabe kundzugeben. Das Geschütz, mit dem jener Schuß gefeuert worden war, mußte aller Wahrscheinlichkeit nach auch jetzt noch feuerbereit sein. Baddlestone rannte zu der einen Batterie, Hornblower zu der anderen.

»Hier ist noch eine Kartusche!« schrie Baddlestone. »Los, Jenkins, Sansome greift mit zu!«

Hornblower suchte unter den Geschossen an der Reling und fand schließlich, was er wollte.

»Mit einer Kartätsche schaffen wir's am besten«, sagte er, als er sie der hart arbeitenden Gruppe hinüberbrachte.

Baddlestone und seine Männer arbeiteten wie die Wilden mit Handspaten, um die Kanone herumzuschwenken, so daß sie auf den Niedergang zeigte.

Das war alles andere als einfach. Die Rollen der Lafette knirschten und quietschten, als sie quer über Deck geschoben wurden. Baddlestone nahm die Pulverladung in ihrem Sergebeutel aus dem Transportbehälter, der neben dem Geschütz bereitstand. Sie setzten die Ladung an, dann schoben sie von der Mündung her die Kartätsche ins Rohr, einen runden Blechzylinder, der hundertfünfzig Kugeln enthielt. Gurney, der Stückmeister, durchbohrte die Serge des Kartuschbeutels durch das Zündloch mit dem Pricker und streute feinstes Zündpulver

aus dem Pulverhorn hinein. Dann begann er, einen Keil unter das Bodenstück zu treiben, so daß es sich hob und die Mündung mit tödlicher Drohung in den Niedergang hinunterzeigte.

Baddlestone sah sich mit seinem kohlschwarzen Gesicht nach allen Seiten um.

»Alle Mann in die Boote!« befahl er.

»Ich bleibe wohl am besten noch bei Ihnen«, sagte Hornblower. »Nein, gehen Sie mit Ihrer Besatzung ins Boot!« antwortete Baddlestone. Das war natürlich richtig, denn ihr Unternehmen war ja ein Rückzugsgefecht und dabei sollte die deckende Mannschaft immer so schwach an der Zahl sein, wie es sich ermöglichen ließ. Also brachte Hornblower seine Besatzung wieder zum Boot der *Princess*, die Mehrzahl der Männer Baddlestones ging in das Boot der Brigg. Einen Augenblick blieb Hornblower noch auf Zehenspitzen stehen und hielt sich trotz des Seegangs mit einer Hand an den Fockrüsten fest, während sich die andere um das kostbare Bündel mit den Papieren krampfte. Er stand gerade hoch genug, daß er alles übersehen konnte: das schwankende Deck mit den überall verstreuten Leichen und dem unglaublichen Wirrwarr, der durch die Zerstörung der Takelage entstanden war. Aber in den Wanten brannten immer noch die beiden Laternen, und das Licht aus der Kajüte kam und ging nach wie vor mit dem Schwingen der offenen Tür. Gurney hatte offenbar einen zweiten Keil unter das Bodenstück der Kanone getrieben, so daß sie nun steil in den Niedergang hinunterzeigte. Er und Baddlestone standen klar, dann riß er die Abzugsleine. Ein ohrenbetäubender Knall, ein blendender Blitz und eine dicke Qualmwolke waren die Folgen. Von da wo er stand, hörte Hornblower deutlich das entsetzte Geschrei der Männer unter Deck. Dann kamen die Engländer über Deck an die Reling gerannt, Baddlestone und Gurney, die Wächter am Luk und am Niedergang, die Wachen bei den Gefangenen. Hornblower sah, wie sie alle über die Reling ins Boot stiegen. Baddlestone

konnte sich nicht enthalten, sich umzudrehen und die Franzosen zu verwünschen, ehe er in seinem Boot verschwand. Hornblower ließ endlich die Rüsten los und nahm in der Achterplicht seines Bootes Platz. »Absetzen!« befahl er.

Das winzige tanzende Pünktchen da drüben zeigte ihm, wo die *Princess* beigedreht lag. Noch fünf Minuten, dann waren sie wieder unterwegs, niemand stellte ihnen mehr nach, und auch der Wind erlaubte jetzt, Plymouth anzuliegen.

Hornblower schrieb die letzten Zeilen seines Briefes, las ihn dann, angefangen von der Anrede:›Meine liebe Frau‹bis zum Ende:›Dein Dich liebender Horatio Hornblower‹rasch noch einmal durch und steckte ihn zusammengefaltet in die Tasche. Dann ging er an Deck. Dort wurde eben der letzte Festmacher um den letzten Poller gelegt, dann lag die *Princess* sicher am Kai des Nachschubhafens von Plymouth.

Wie immer, so hatte auch diesmal das Wiedersehen mit England etwas seltsam Unwirkliches an sich, es war fast, als hätte man einen lebhaften Traum. Alles, die Menschen, die Schuppen, die Häuser hoben sich unnatürlich scharf von ihrer Umgebung ab, die Stimmen klangen hier ganz anders, da sie vom Land widerhallten, der Wind war himmelweit verschieden vom Wind draußen auf See. Die Passagiere der *Princess* gingen bereits an Land, eine Menge Neugieriger hatte sich auf der Pier angesammelt. Die Rückkehr eines Wasserleichters von der Kanalflotte war an sich schon interessant genug, weil er vielleicht Nachrichten mitbrachte, aber ein Wasserleichter, der ein französisches Kriegsschiff, eine Brigg, gekapert und sogar kurz in Besitz gehabt hatte, das war eine richtige Sensation. Hornblower mußte sich von Baddlestone verabschieden und dafür sorgen, daß seine Seekiste und sein Seesack an Land gebracht wurden. Außerdem aber gab es noch etwas anderes zu besprechen.

»Ich habe hier die Papiere des französischen Schiffes«, sagte Hornblower und zeigte dem Kapitän das Bündel. »Was soll denn ich damit?« fragte ihn Baddlestone.

»Sie haben die Pflicht, sie der zuständigen Behörde zu übergeben«, sagte Hornblower. »Ich bin sogar überzeugt, daß Ihnen diese Pflicht von Gesetzes wegen obliegt. Jedenfalls muß ich mich als Offizier des Königs darum kümmern, daß es geschieht.«

Baddlestone war seltsam zurückhaltend. Er schien ebenso wie Hornblower darauf bedacht, sich nicht offen auszusprechen.

»Warum tun Sie es denn nicht selbst?« fragte er schließlich, nachdem er Hornblower eine ganze Weile durchdringend angeschaut hatte. »Das Schiff war eine Prise, Sie sind der Kapitän, der sie gekapert hat.« Baddlestone gab seiner Geringschätzung für Prisen zum Ausdruck, die nur noch aus wertlosen Papieren bestanden.

Als er mit Schimpfen und Fluchen zu Ende war, meinte er: »Liefern Sie den Papierkram doch selber ab. Für Sie hat er vielleicht einigen Wert.«

»Das kann schon sein«, stimmte ihm Hornblower bei.

Baddlestones anfängliche Zurückhaltung verwandelte sich jetzt in unverhohlene Neugier. Er maß Hornblower mit einem forschenden Blick, als ob er neben den offenkundigen Beweggründen noch einen versteckten zu entdecken suchte, der ihn zu seinem Verhalten bestimmte. »Sie waren es doch, der daran dachte, das Zeug mitzunehmen«, sagte er, »und jetzt wollen Sie es mir einfach geben?«

»Das ist doch klar. Sie sind der Kapitän.«

Baddlestone schüttelte langsam den Kopf, als hätte er es aufgegeben, die Lösung eines Problems zu finden. Hornblower sollte nie dahinterkommen, worin dieses Problem bestanden hatte.

Als er dann an Land ging, überkam ihn wieder einmal das seltsame Gefühl, nach langer Zeit wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Zwei Gruppen von Passagieren, die auf der Pier standen - die eine bestand aus Offizieren und Unteroffizieren, die andere aus den Mannschaften - verstummten, als er auf sie zutrat. Er mußte sich jetzt in aller Form von ihnen verabschieden, waren doch erst dreißig Stunden vergangen, seit sie im Verein mit ihm die Entermesser schwingend das Deck der französischen Brigg erkämpft hatten. Zwischen ihnen allen bestand jetzt eine Waffenbrüderschaft - etwas, das sie scharf von den ahnungslosen Zivilisten trennte und zu einer besonderen Kaste stempelte.

Aber das erste, was er hier an Land zu besorgen hatte, war doch der Brief. Sein Blick fiel auf einen mageren, barfüßigen Jungen, der sich hinter den versammelten Männern herumtrieb. »Komm einmal her, Kleiner«, rief ihm Hornblower zu. »Willst du dir einen Shilling verdienen?«

»Ja, das möchte ich schon.« Seine Antwort im vertrauten Dialekt der Heimat war von einem verlegenen Grinsen begleitet. »Kennst du Driver's Alley?«

»Ja, Sir.«

»Hier hast du Sixpence und einen Brief. Damit läufst du jetzt los und bringst den Brief zu Mrs. Hornblower, kannst du dir den Namen merken? Wiederhole mir einmal wie sie heißt. Ja, ausgezeichnet. Wenn du ihr den Brief gibst, bekommst du von ihr die zweiten Sixpence. So, und jetzt lauf los.«

Nun der Abschied:

»Den meisten von Ihnen, meine Herren, habe ich erst vor wenigen Tagen Lebewohl gesagt, und jetzt schlägt die Stunde des Abschieds zum zweitenmal. In dieser kurzen Zeit hat sich eine ganze Menge ereignet.«

»Das kann man wohl sagen, Sir!« Diese begeisterte Zustimmung kam von Bush, der unter allen Anwesenden der

einzige aktive Seeoffizier war.

»Jetzt sage ich Ihnen also abermals Lebewohl. Schon das erstemal sagte ich, daß ich hoffte, wir würden einander irgendwo wiedersehen, und jetzt gebe ich dieser Hoffnung nochmals Ausdruck. Und heute wie damals sage ich Ihnen wieder von Herzen Dank. Sie wissen ja alle, daß ich es sowohl mit der Hoffnung wie mit meinem Dank ehrlich meine.«

»So wie die Dinge liegen«, sagte Bush, »haben wir von Rechts wegen Ihnen zu danken.« Mit diesen Worten übertönte er das unverständliche Gemurmel der anderen.

»Lebt wohl, ihr Männer«, sagte Hornblower dann zu der anderen Gruppe, »lebt wohl, und viel Glück für die Zukunft.«

»Leben Sie wohl und viel Glück, Sir.«

Damit wandte er sich zum Gehen. Alsbald gelang es ihm, einen Werftarbeiter zu finden, der ihm seine Sachen mit einem Karren befördern wollte. Auf diesem Karren hatte auch das zum Bündel zusammengedrehte Leintuch Platz, das er bis dahin in der Hand getragen hatte. Sein Inhalt war vielleicht unendlich wichtig und wertvoll, aber als Kapitän war er dennoch seinem Auftreten einiges schuldig. Dieses Auftreten war seiner Meinung nach schon dadurch genug gefährdet, daß er es außerordentlich schwierig fand, zu gehen, wie es sich für einen Landbewohner gehörte. Es wollte ihm nämlich scheinen, als schwankten die Kopfsteine, über die er gehen mußte, auf und nieder. Darum schien es ihm, daß er einher schwankte wie eine gewöhnliche Teerjacke. Wenn er auch dagegen anging, so gut er konnte so war er doch nicht imstande, ganz davon loszukommen, da sich ja die feste Erde ständig unter seinen Füßen zu bewegen schien. Wie zu erwarten war, hatte der Werftarbeiter keine Ahnung, wo der Admiral zu finden war, der das Amt des Hafenkommandanten innehatte. Er wußte nicht einmal, wie er hieß, darum mußte Hornblower unterwegs einen Beamten anhalten, um ihn um Auskunft zu bitten. »Zum

Hafenkommandanten wollen Sie?« Der fette Bursche wiederholte Hornblowers Frage von oben herab. Der Fragesteller machte in der Tat einen heruntergekommenen und wenig standesgemäßen Eindruck. Seine Haare waren lang und zerzaust, seine Uniform war voller Falten, kurz, er sah eben aus, wie es nach vierzehn Tagen drangvoller Enge auf einem Wasserleichter zu erwarten war. Nur die eine, wenn auch schäbige Epaulette auf seiner linken Schulter gab Auskunft über seinen Rang, und als der Beamte sie endlich bemerkte, ergänzte er seine Worte durch ein geflüstertes›Sir‹.

»Ja, ich will zum Hafenkommandanten.«

»Er hat sein Büro in dem Steingebäude dort drüben.«

»Besten Dank. Wissen Sie auch wie er heißt?«

»Ja, sein Name ist Foster. Konteradmiral Harry Foster.«

»Danke.«

Das war bestimmt der›Dreadnought-Foster‹. Er war einer der Kapitäne gewesen, die Hornblower vor Jahren in Gibraltar im Leutnantsexamen geprüft hatten. An jenem Abend hatten die Spanier ihre Brander in den Hafen geschickt.

Der Seesoldat am äußeren Tor präsentierte vor der Epaulette, aber er war nicht so stur, daß er das seltsame Bündel unbeachtet gelassen hätte, das Hornblower dem Werftarbeiter abnahm. Seine Augen drehten sich danach, obwohl der Hals in unbeweglich starrer Haltung verblieb. Hornblower nahm seinen schäbigen Hut ab, um den Gruß zu erwidern, und durchschritt den Eingang. Auch der Flaggleutnant, der ihn als erster empfing, nahm von dem Bündel Notiz, aber seine Spannung wich, als ihm Hornblower erklärte, daß er die Schiffspapiere einer Prise überbringe. »Stammen sie etwa von der *Guepe*, Sir?« fragte der Leutnant. »Ja«, antwortete Hornblower überrascht. »Der Admiral wird Sie sofort empfangen, Sir.« '

Erst gestern hatte Hornblower das Logbuch der Brigg auf dem Leichter nachgelesen und dabei den Namen der Prise entdeckt.

Obwohl die *Princess* erst vor einer Stunde mit Land in Berührung gekommen war, hatte ihr Erlebnis offenbar schon seinen Weg bis zu den Amtsräumen des Admirals gefunden. Zum mindesten ersparte ihm das etwas Zeit - Maria wartete bestimmt schon am Werfttor auf ihn.

Dreadnought-Foster sah noch genauso aus, wie ihn Hornblower in Erinnerung hatte. Er war ein dunkelhaariger Mann mit einem hämischen Zug um den Mund. Glücklicherweise schien er sich nicht an den aufgeregten Fähnrich zu erinnern, dessen Prüfung an jenem Abend in Gibraltar so plötzlich unterbrochen worden war. Wie sein Flaggleutnant hatte auch er schon von der Kaperung der Brigg gehört - ein neues Beispiel für das Tempo, in dem aller Klatsch um sich zu greifen pflegt - und begriff als Seemann und Offizier sofort, was ihm Hornblower noch an Einzelheiten zu berichten hatte.

»Und das hier sind also die Papiere?« fragte er, als Hornblower in seinem Bericht so weit gediehen war. »Jawohl, Sir.«

Foster streckte seine große Hand danach aus.

»In der Aufregung hätte wohl nicht jeder daran gedacht, sie an sich zu nehmen«, sagte er, als er begann, sie durchzusehen. Logbuch, Tagebuch, Mannschaftsliste, Munitionsbestand, Proviantbestand. Natürlich hatte er die in Blei gehüllte Depesche zu allererst gesehen, aber er legte sie beiseite, um sich zuletzt damit zu befassen. »Was haben wir denn hier?« Er buchstabierte an der Adresse.

»Was heißt das: S.E.«

»Son Excellence - Seine Excellenz, Sir.«

»Also an Seine Excellenz den Generalkapitän der - was heißt denn das?«

»Der Inseln über dem Wind, Sir.«

»Das hätte ich erraten können, denn es heißt ja weiter: Martinique«, meinte Foster. »Aber Französisch war nie meine starke Seite. Und jetzt -« Er spielte mit dem Federmesser auf seinem Schreibtisch und faßte das geteerte Garn ins Auge, das die Bleiplatten zusammenhielt. Schließlich legte er das Messer zögernd beiseite und sah Hornblower ins Auge. »Davon möchte ich lieber die Finger lassen«, sagte er. »Der erste Blick darauf sollte Ihren Lordschaften vorbehalten bleiben.« Hornblower hatte schon den gleichen Gedanken gehabt, aber er hatte ihn lieber für sich behalten. Foster maß ihn mit einem forschenden Blick. »Sie haben doch sicher die Absicht, nach London zu fahren, nicht wahr Kapitän?« sagte er. »Jawohl, Sir.«

»Das dachte ich mir. Sie wollen doch bestimmt ein Schiff.«

»Jawohl, Sir. Admiral Cornwallis hat mich vor einem Monat zur Beförderung vorgeschlagen.«

»Ausgezeichnet - und damit -«, Foster tippte mit dem Finger auf die Bleiplatten, »damit sparen Sie Zeit und Geld. Flaggleutnant!«

»Sir!« Der Flaggleutnant stand sofort in militärischer Haltung im Zimmer.

»Kapitän Hornblower braucht eine Postkutsche.«

»Aye aye, Sir.«

»Der Wagen soll sofort ans Tor kommen.«

»Aye aye, Sir.«

»Stellen Sie ihm einen Dienstreiseausweis nach London aus.«

»Aye aye, Sir.«

Dann wandte sich Foster wieder Hornblower zu und verzog sein Gesicht zu einem belustigten Grinsen, als er dessen offenkundige Bestürzung sah. Hornblower war ausnahmsweise einmal nicht auf der Hut gewesen, sondern hatte verraten, wie ihm zumute war.

»Ihre Reise kostet den König Georg - Gott segne ihn - sage

und schreibe siebzehn Guinees«, sagte Foster. »Sind Sie ihm für dieses Geschenk nicht dankbar?«

Hornblower hatte sich wieder in der Gewalt, es gelang ihm sogar, den Ärger zu verbergen, den er über seine Unbeherrschtheit von eben empfand.

»Selbstverständlich, Sir«, sagte er in ruhigem Ton und mit ganz ausdruckslosem Gesicht.

»Jeden Tag - zuweilen sogar zehnmal am Tage«, sagte Fester, »kommen Offiziere, ja, manchmal sogar Admirale zu mir herein und möchten Dienstreiseausweise nach London haben. Sie sollten einmal hören, was die für Begründungen vorbringen! Und Sie läßt das völlig kalt?«

»Ich bin selbstverständlich hoch erfreut, Sir«, sagte Hornblower darauf, »und weiß Ihnen aufrichtig Dank.«

Maria stand jetzt natürlich schon am Tor und wartete. Aber er war einfach zu stolz, dem hämisch grinsenden Foster noch einmal eine Schwäche zu zeigen. Ein Offizier Seiner Majestät hatte eben seine Pflicht zu tun. Außerdem war es noch keine drei Monate her, seit er Maria zuletzt gesehen hatte. Es gab immerhin Offiziere, die schon seit Kriegsausbruch, also seit über zwei Jahren von ihren Frauen getrennt waren.

»Sie brauchen mir nicht zu danken«, sagte Foster, »mich hat nur das Ding da veranlaßt, Sie nach London zu schicken.«

»Jawohl, Sir.«

›Das Ding da‹war natürlich die Depesche, auf die er nun wieder mit dem Finger tippte.

»Ich nehme an, daß es Ihren Lordschaften die siebzehn Guinees wert ist. Ihrer schönen Augen willen lasse ich Sie nicht nach London reisen.«

»Das ist mir klar, Sir.«

»Halt, noch eins: es wird richtig sein, daß ich Ihnen ein paar Zeilen an Marsden mitgebe. Damit kommen Sie schneller durch

die Sperre.«

»Danke, Sir.«

Während Foster den Brief niederschrieb, gab sich Hornblower Rechenschaft, daß die beiden letzten Äußerungen des Admirals nicht gerade taktvoll zu nennen waren, wenn man sie miteinander in Beziehung brachte. Nüchtern betrachtet besagten sie, daß er mit seinem persönlichen Auftreten nicht viel Staat machen konnte. Marsden war Sekretär bei den Lords der Admiralität, und die Annahme, daß Hornblower einen Brief an ihn brauchte, um überhaupt eingelassen zu werden, kam, wenn auch unausgesprochen, einem abschätzigen Urteil über seine äußere Erscheinung gleich. »Die Kutsche wird gleich am Tor sein, Sir«, meldete der Flaggleutnant. »Danke.« Foster bestreute den Brief mit Sand und schüttete den überschüssigen Sand in die Streubuchse zurück. Dann faltete er den Bogen zusammen, adressierte ihn und bestreute ihn abermals mit Sand, den er wieder zurückschüttete. »Bitte siegeln Sie das.«

Während sich der Flaggleutnant mit Kerze und Siegelwachs zu schaffen machte, faltete Foster die Hände und richtete den Blick wieder auf Hornblower.

»Bei jedem Pferdewechsel wird man mit allen Mitteln versuchen, Neues von Ihnen zu erfahren«, sagte er. »Ganz England kennt jetzt nur zwei Fragen:

›Was macht Nelson?‹und›Ist Boney schon über den Kanal gekommen?‹Sie reden über Villainnoove und Calder genauso wie vorher über Tom Cribb und Jem Belcher.«

»Leider habe ich von den beiden Herren noch nie etwas gehört.« (Tom Cribb und Jem Belcher kämpften damals um die Schwergewichtsmeisterschaft von England.) »Das macht nichts.«

»Ich bin fertig, Sir«, sagte der Flaggleutnant und gab Hornblower den versiegelten Brief. Dieser drehte ihn verlegen eine Sekunde in der Hand und steckte ihn dann in die Tasche -

für einen Brief an den Sekretär der Admiralität schien ihm diese Behandlung fast anmaßend. »Leben Sie wohl, Kapitän Hornblower«, sagte Foster, »ich wünsche Ihnen eine angenehme Reise.«

Als sie zum Tor unterwegs waren, sagte der Flaggleutnant: »Ich habe Ihr Gepäck in der Kutsche verstauen lassen, Sir.«

»Besten Dank«, sagte Hornblower.

Draußen vor dem Tor sah man die übliche kleine Versammlung von Arbeitern, die sich um Anstellung bewarben, von wartenden Frauen und von neugierigen Müßiggängern. Ihre Aufmerksamkeit wurde im Augenblick durch die Postkutsche in Anspruch genommen, die vor dem Tor wartete und deren Kutscher die Pferde an den Köpfen festhielt. »Leben Sie wohl, Sir, und eine angenehme Reise«, sagte der Flaggleutnant und übergab Hornblower das Bündel mit den Papieren. Dieser hörte jetzt von draußen eine wohlbekannte Stimme: »Horry! Horry!«

Maria stand mit Kapotthut und Schal vor dem Gittertor und hatte den kleinen Horatio in den Armen. »Da steht meine Frau mit meinem Jungen«, sagte Hornblower unvermittelt. »Also auf Wiedersehen.« Er ging durch das Tor hinaus und hielt im nächsten Augenblick Maria und den Jungen zugleich in seinen Armen.

»Horry, Liebster, du mein einziger Schatz«, sagte Maria, »bist du endlich wieder da! Schau dir deinen Sohn an, wie er heranwächst. Den ganzen Tag rennt er herum. Komm Liebling, zeig deinem Vater, daß du lächeln kannst."

Für einen flüchtigen Augenblick huschte in der Tat ein Lächeln über das Gesicht des kleinen Horatio, doch dann verbarg er sein Gesicht gleich wieder an Marias Busen.

»Er sieht gut aus«, sagte Hornblower, »und wie geht es dir, Liebste?« Er trat einen Schritt zurück, um sie zu betrachten. Von ihrer Schwangerschaft war zur Zeit nichts zu bemerken, man konnte höchstens sagen, daß ihr Ausdruck etwas davon verriet.

»Wenn ich dich sehe, Liebster, durchströmt mich neues Leben«, sagte Maria. Es war schmerzlich für ihn, sich sagen zu müssen, daß ihre Worte der Wahrheit so nahe kamen. Viel grausamer aber war, was er ihr nun gleich eröffnen mußte - daß dieses Wiedersehen zugleich ein neuer Abschied war.

Wie es so ihre Art war, hatte Maria bereits ihre Rechte ausgestreckt, um an seinem Rock herumzuzupfen; den kleinen Horatio trug sie dabei auf dem linken Arm.

»Deine Uniform sieht recht schäbig aus, mein lieber Horry«, sagte sie. »Dein Rock ist ja schrecklich zerknittert, höchste Zeit, daß ich mich mit einem Bügeleisen darüber hermache.«

»Ach, Liebling -«, begann Hornblower.

Dies wäre der richtige Augenblick gewesen, Maria zu sagen, was ihr bevorstand, aber sie kam ihm zuvor.

»Ich weiß schon«, sagte sie schnell, »ich habe gesehen, wie sie deine Seekiste und deinen Sack in der Kutsche verstauten. Du willst also wieder weg?«

»Ja, leider muß es sein.«

»Nach London?«

»Ja.«

»Und für mich, für uns hast du keinen Augenblick übrig?«

»Leider nein, meine Liebe.«

Maria war sehr tapfer, sie legte den Kopf in den Nacken und sah ihm fest in die Augen. Nur ein winziges Zucken ihrer Lippen verriet, was sie innerlich auszustehen hatte.

»Und wenn du diese Reise hinter dir hast, was dann, Liebling?« fragte sie. Auch ihre Sprache verriet etwas von ihrer inneren Spannung. »Ich hoffe, daß ich ein Schiff bekomme und Kommandant werde. Das mußt du dir immer vor Augen halten, Liebste.«

»Ja.« Mit diesem einzigen Wort verriet sie, daß sie sich schweren Herzens in ihr Schicksal fand.

Vielleicht war es ein Glück, daß Maria in diesem Augenblick etwas entdeckte, das sie ihren Kummer vergessen ließ - Hornblower war allerdings geneigt anzunehmen, daß die tapfere Maria diese Ablenkung geradezu suchte. Sie hob die Hand zu seiner Wange und betastete seinen Kieferknochen unter dem linken Ohr.

»Was ist denn das?« fragte sie. »Das sieht doch aus wie Farbe, wie schwarze Farbe. Du hast dich offenbar wenig gepflegt, mein Lieber.«

»Ja, wahrscheinlich ist das die Farbe«, gab Hornblower zu. Er hatte der fast automatischen Abwehr einer Liebkosung im Beisein Fremder widerstanden, ehe er endlich merkte, was Maria an ihm entdeckt hatte. Jetzt überkam ihn die Erinnerung an das letzte Abenteuer wie eine Sturmflut. Vorgestern nacht erst war er, gefolgt von einer Schar brüllender Berserker mit geschwärzten Gesichtern, über das Deck der *Guepe* gestürmt. Er hatte gehört, wie die Klinge eines Entermessers knirschend einen Knochen spaltete, er hatte gehört, wie die Geschlagenen jämmerlich um Erbarmen schrien, er hatte gesehen, wie eine neunpfündige Kartätsche in ein Zwischendeck hinunter abgefeuert wurde, in dem sich die Menschen drängten. Das war erst vorgestern nacht gewesen, und jetzt stand hier im Schein der heimatlichen Sonne inmitten einer Schar von Neugierigen seine Maria mit dem kleinen Sohn vor ihm, diese schlichte, unschuldige und unwissende Frau. Ja, es war wirklich nur ein Schritt von jener Welt in diese, aber dieser Schritt war unendlich weit und führte über einen bodenlosen Abgrund. »Horry, Liebling, was ist?« fragte Maria endlich und holte ihn damit in die Wirklichkeit zurück.

Sie sah ihn ganz besorgt an und studierte seine Züge. Was sie sah, schien sie richtig zu erschrecken. Offenbar hatte er finster dreingesehen, ja sogar wütend geknurrt; sein Gehabe hatte eben alles verraten, was er in diesen kurzen Augenblicken zum zweitenmal erlebte. Es war höchste Zeit, daß er wieder lächelte.

»Es war alles andere als einfach, sich auf der *Princess* zu säubern«, sagte er. Es war auch wirklich ein Kunststück gewesen, das Gesicht vor einem Spiegel mit Terpentin zu behandeln, während der Wasserleichter mit Backstagsbrise wild über die Seen hüpfte.

»Du mußt dich gründlich waschen, sobald du Gelegenheit hast«, sagte Maria. Dabei rieb sie mit ihrem Taschentuch unentwegt an seinem Kieferknochen. »Ich bringe das Zeug nicht weg«, sagte sie schließlich. »Dann laß es doch, Liebling.«

Er gab sich Rechenschaft, daß sein anfängliches starres Grinsen allmählich wieder zu einem natürlichen und freundlichen Lächeln geworden war und daß Maria dadurch ihre innere Ruhe wiedergefunden hatte. Das war der richtige Augenblick, sich von ihr loszureißen. »Und nun leb wohl, mein Liebling«, sagte er freundlich. »Alles Gute, Liebster.«

Seit sie verheiratet war, hatte sie schon ein halbes Dutzend Mal Abschied von ihm nehmen müssen. Dabei hatte sie alles gelernt, was es dabei zu lernen gab. Sie wußte, daß ihr unbegreiflicher Mann selbst unter vier Augen nichts von Gefühlsausbrüchen wissen wollte, und natürlich erst recht nicht, wenn Dritte zugegen waren. Sie hatte auch gelernt, daß er sich zuweilen in sich selbst zurückzog, und daß sie ihm dies nicht übel nehmen durfte, zumal er es hinterher zu bedauern pflegte. Vor allem aber war ihr eines in Fleisch und Blut übergegangen: daß sie überhaupt nicht zählte, wenn es um seine Dienstpflicht ging. Sie wußte genau, daß nur schreckliches Leid entstanden wäre, wenn sie sich mit ihrem Kind gegen diese Einstellung zur Wehr gesetzt hätte. Das durfte sie schon deshalb nicht wagen, weil es für ihn ebenso schlimm, wenn nicht schlimmer gewesen wäre als für sie selbst. Der wartende Wagen stand nur wenige Schritte entfernt. Hornblower stellte fest, daß seine Seekiste und der Zeugsack unter dem Sitz verstaut waren, auf den er nun sein kostbares Bündel legte. Dann trat er noch einmal zu seiner Frau und seinem Sohn.

»Leb wohl, mein Junge«, sagte er. Wieder wurde er durch ein Lächeln belohnt, das der Kleine dann gleich wieder vor ihm versteckte. »Leb wohl, Liebling. Ich werde dir natürlich schreiben.«

Sie bot ihm den Mund zu einem Kuß, aber sie hütete sich davor, sich in seine Arme zu werfen. Sie achtete auch darauf, den Kuß sofort zu beenden, als sie fühlte, daß Hornblower aufbrechen wollte. Er kletterte in die Kutsche und setzte sich nieder. Dabei fühlte er sich plötzlich seltsam allein und verlassen. Der Postillion stieg auf seinen Bock und blickte über die Schulter nach hinten.

»Nach London«, sagte Hornblower.

Die Pferde zogen an, die kleine Schar der Zuschauer schrie etwas, das wie Hurra klang. Dann klapperten die Hufe über das Kopfsteinpflaster, die Kutsche nahm die nächste Ecke, und damit war Maria schon aus seinem Gesichtsfeld entschwunden.

»Dieses Zimmer nehme ich«, sagte Hornblower zu der Pensionswirtin. Über ihre Schulter rief die Frau nach unten: »Los, Harry, bring die Sachen herauf.« Dann hörte er die schweren Schritte des schwachsinnigen Sohnes auf der läuferlosen Holztreppe, als der Junge seine Seekiste heraufwuchtete. In dem Zimmer gab es ein Bett, einen Stuhl, einen Waschtisch und an der Wand einen Spiegel, das war alles, was ein Mann brauchte. Es war die billige Unterkunft, die ihm der letzte Postillion empfohlen hatte. In der schmutzigen Nebenstraße hatte es einige Aufregung gegeben, als die Extrapost von der Westminster Bridge Road eingeschwenkt war und vor dem Haus haltgemacht hatte. In Straßen wie dieser waren ja Extrapost-Chaisen alles andere als alltäglich. Durch das schmale Fenster hörte man immer noch das Geschrei der Kinder, die der ungewohnte Anblick des Fahrzeugs angelockt hatte.

»Womit kann ich Ihnen dienen?« fragte die Wirtin. »Ich möchte heißes Wasser haben«, antwortete Hornblower. Die Wirtin faßte diesen Mann schärfer ins Auge, der ausgerechnet um neun Uhr morgens heißes Wasser begehrte. »Ist in Ordnung«, sagte sie schließlich, »das sollen Sie haben.«

Hornblower sah sich in dem Zimmer um. In seinem übermüdeten Zustand meinte er, das Zimmer müsse sich von selbst um ihn drehen, wenn er sich auch nur einen Augenblick gehen ließ. Endlich ließ er sich auf den Stuhl sinken. Sein Rücken schmerzte ihn, als wäre er mit einem Prügel wundgeschlagen worden. Es wäre viel schöner gewesen, den müden Leib auf dem Bett auszustrecken, aber das wagte er noch nicht zu tun. Nur die Stiefel zog er von den Füßen. Als er sich dann mühsam auch noch von seinem Rock befreit hatte, konnte er sich nicht verhehlen, daß er richtig stank. »Hier ist das Wasser«, sagte die Wirtin, als sie wieder erschien. »Danke vielmals.«

Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, erhob sich Hornblower müde von seinem Stuhl und warf auch seine übrigen Sachen ab. Das war ein Genuß, er war ja seit drei Tagen nicht aus den Kleidern gekommen; außerdem war es hier im Zimmer glühend heiß, da die Junisonne seit dem frühen Morgen auf das Hausdach herunterbrannte. Stumpf vor Müdigkeit mußte er öfter als einmal innehalten, um nachzudenken, was er als nächstes zu tun hatte, während er reine Wäsche aus seinem Gepäck hervorsuchte und den Beutel mit seinem Wasch- und Rasierzeug entrollte. Sein Gesicht im Spiegel war verstaubt und voller Stoppeln, so daß er sich nach einem kurzen Blick angewidert wegdrehte.

Es war eine schreckliche und gar nicht so einfache Aufgabe, sich in dem kleinen Waschbecken vom Kopf bis zu den Füßen zu reinigen, aber irgendwie wirkte es doch erfrischend. Jedes Kleidungsstück, das er getragen hatte, war mit Staub durchsetzt, dem kein noch so dichtes Gewebe standgehalten hätte. Staub

war sogar in seine Seekiste eingedrungen und wirbelte dort auf, als er seine Kleidungsstücke herausnahm. Die letzten Tropfen des heißen Wassers dienten ihm schließlich dazu, sich zu rasieren. Dadurch besserte sich sein Aussehen ganz entschieden, obwohl das Gesicht, das ihm jetzt aus dem Spiegel entgegenblickte, immer noch angestrengt und so bleich aussah, daß man seine natürliche Bräune für Schminke halten konnte. Dabei kam ihm der Gedanke, seinen linken Kinnbacken genauer ins Auge zu fassen. Die Zeit und die eben vollendete Rasur hatten den Farbfleck zum Verschwinden gebracht, der Maria aufgefallen war. Nun zog er saubere Wäsche an - die Sachen waren alle etwas feucht, wie immer, wenn er von See kam, und blieben auch feucht, bis er sie in Frischwasser waschen lassen konnte. Endlich war auch das geschafft, und damit war die Stunde um, die er sich zum Waschen und Umziehen genehmigt hatte. Er griff nach dem Bündel mit den Papieren und stieg mit steifen Beinen die Treppe hinunter.

Noch immer war er ganz benommen vor Müdigkeit. Während der letzten Stunden der langen Fahrt war er wiederholt im Sitzen eingenickt, obwohl der Wagen auf der ausgefahrenen Straße immer wieder gefährlich schwankte. Solche Reisen mit Eilpost nahmen sich zwar romantisch aus, aber sie waren eben doch unerhört anstrengend. Bei jedem Pferdewechsel gönnte man sich bestenfalls eine halbe Stunde, zehn Minuten, um zu essen, und zwanzig, um mit dem Kopf auf den Armen am Tisch zu ruhen. Das Leben eines Seeoffiziers war eben doch tausendmal angenehmer als dieses Hundedasein, das so ein Kurier in Kauf zu nehmen hatte. Auf der Brücke zahlte er seinen halben Penny Zoll. Unter gewöhnlichen Umständen hätte ihn der Verkehr auf dem Strom brennend interessiert, heute hatte er keinen Blick dafür übrig, sondern schlug sofort den Weg nach Whitehall ein und erreichte denn auch bald die Admiralität. Dreadnought-Foster hatte das richtige Gespür gehabt, als er ihm den Brief mitgab. Der Pförtner musterte ihn und sein Bündel mit

offenkundigem Argwohn, als er sich an ihn wandte - er hatte ja nicht nur Sonderlinge und Verrückte fernzuhalten, sondern auch viele Seeoffiziere, die sich bei Ihren Lordschaften hartnäckig um ein Kommando bemühen wollten. »Ich habe ein Schreiben von Admiral Foster für Mr. Marsden«, sagte Hornblower und wunderte sich, wie ihm der Pförtner daraufhin plötzlich freundlich entgegenkam.

»Wollen Sie die Güte haben, den Zweck Ihres Kommens kurz auf diesem Formular zu vermerken, Sir?« bat ihn der Mann.

Hornblower schrieb:›Ich bringe ein Schreiben von Konteradmiral Harry Foster‹, darunter setzte er seine Unterschrift und die Adresse seiner Pension. »Bitte folgen Sie mir«, sagte der Pförtner dann. Wahrscheinlich - nein ganz bestimmt - hatte der Kommandierende Admiral in Plymouth unmittelbaren Zutritt zum Sekretär Ihrer Lordschaften, gleichgültig ob er persönlich erschien oder einen Beauftragten schickte.

Der Pförtner führte Hornblower in ein Wartezimmer und eilte dann mit dem Brief und dem Formular sofort weiter. In dem Wartezimmer saßen eine Anzahl Offiziere, deren Gehaben teils erwartungsvolle Spannung, teils Ungeduld und teils Resignation verriet. Hornblower begrüßte sie mit einem förmlichen›Guten Morgen‹und setzte sich dann in eine Ecke. Sein Stuhl war aus Holz und tat seinem gequälten Sitzfleisch weh, aber er hatte eine hohe Rückenlehne mit Backen, an die man bequem den Kopf lehnen konnte.... Irgendwelche Franzosen hatten die *Princess* im Dunkel der Nacht überraschend geentert. Jetzt tobten sie mit geschwungenen Entermessern auf dem kleinen Schiff umher. An Bord herrschte überall wilder Aufruhr, Hornblower versuchte verzweifelt, sich aus seiner Hängematte zu befreien, um an dem Kampf auf Leben und Tod teilzunehmen. Irgendwer rief: Wachen Sie auf, Sir! Gerade das wollte er ja, aber es gelang ihm nicht. Endlich bemerkte er, daß diese Worte in sein Ohr gerufen wurden und daß ihn jemand an der Schulter rüttelte. Erst

blinzelte er noch ein paar Mal, dann schlug er endgültig die Augen auf und war wieder ganz da. »Mr. Marsden möchte Sie jetzt gleich empfangen, Sir«, sagte der fremde Mann, der ihn geweckt hatte.

»Besten Dank«, gab ihm Hornblower zur Antwort, nahm sein Bündel auf und erhob sich mit steifen Gliedern von seinem Stuhl.

»Sie waren fest eingeschlafen, Sir«, sagte die Ordonnanz. »Kommen Sie bitte mit, Sir, ich führe Sie.«

Hornblower wußte nicht, ob die Wartenden noch die gleichen waren wie bei seiner Ankunft, jedenfalls verfolgten sie ihn mit Blicken, aus denen Neid und offene Feindseligkeit sprachen, als er das Zimmer verließ. Mr. Marsden war ein hochgewachsener, unglaublich elegant gekleideter Mann. Er trug sich altmodisch - seine Haare waren am Hinterkopf zusammengebunden -, aber doch elegant, weil dieser Stil genau zu ihm paßte. Hornblower wußte, daß Marsden einen schon fast legendären Ruf besaß. Ganz England kannte seinen Namen, da alle Depeschen an ihn gerichtet waren (Ich habe die Ehre, Sir, Ihnen folgendes zur Kenntnis zu bringen, damit Sie Ihre Lordschaften davon unterrichten können...) und in dieser Form in den Zeitungen standen. Die Ersten Lords der Admiralität kamen und gingen - wie zum Beispiel Lord Barham eben gekommen und Lord Melville eben gegangen war, mit den Seelords und den Admiralen war es das gleiche, nur Mr. Marsden war und blieb der Erste Sekretär. Auf seinen Schultern ruhte die ganze Verwaltungsarbeit, die diese größte Flotte der Welt laufend erforderte. Natürlich stand ihm dazu ein Stab von nicht weniger als vierzig Amtsgehilfen zur Seite - so wenigstens hatte man Hornblower unterrichtet -, und der erste dieser Assistenten, Mr. Barrow, war sogar fast so bekannt wie er selbst. Aber wie dem auch sein mochte, Mr. Marsden galt in den Augen ganz Englands als der Mann, der allein diesen Kampf auf Tod und Leben gegen Frankreich und Bonaparte vom Anfang bis zum

Ende durchfocht.

Sein Dienstzimmer war elegant und geschmackvoll ausgestaltet, durch die Fenster blickte man auf den Paradeplatz des Gardekavallerieregiments hinaus. Stil und Einrichtung dieses Raumes paßten genau zu Mr. Marsden, der bei Hornblowers Eintritt hinter einem ovalen Tisch saß. Neben ihm stand ein älterer Beamter, dessen verschlissener Rock und ausgewaschenes Hemd verrieten, daß er keinen hohen Rang besaß. Während Hornblower sein Bündel auf den Tisch legte, wurden nur ein paar kurze Grußworte gewechselt.

»Schauen Sie sich das einmal an, Dorsey«, sagte Marsden über die Schulter hinweg zu dem Beamten, dann fragte er Hornblower: »Wie sind diese Papiere in Ihre Hände gelangt?«

Hornblower berichtete kurz von dem Überfall auf die *Guepe*. Mr. Marsden blickte ihn mit seinen grauen Augen unverwandt an, während er sprach. »Der französische Kommandant ist dabei gefallen, sagen Sie?«

»Jawohl.«

Es war nicht nötig, des langen und breiten zu erzählen, wie Meadows dem Franzosen mit seinem Entermesser den Kopf zerschmettert hatte. »Das läßt vermuten, daß die Papiere echt sind«, entschied Marsden nach kurzer Überlegung. Hornblower war darüber im ersten Augenblick verdutzt, dann aber fand er alsbald heraus, was Marsden meinte. Er wollte sagen, daß hier keine Kriegslist in Frage kam und daß man ihm diese Papiere auch nicht mit Absicht in die Hände gespielt hatte.

»Ich bin überzeugt, daß die Papiere echt sind, Sir«, sagte er und hob noch einmal hervor, wie ahnungslos die französische Fregatte gewesen war, als sie von der *Princess* überfallen wurde und daß sie diesen Überfall offenbar keinen Augenblick erwartet hatte.

»Ja«, stimmte ihm Marsden zu. Sein Benehmen war stets ebenso kühl und förmlich wie seine Art zu reden. »Hierzu muß

man allerdings wissen, daß Bonaparte jedes Menschenopfer bringen würde, wenn es ihm dadurch gelingen könnte, uns irrezuführen. Aber wie Sie eben sagten: in Ihrem Fall war es offenbar nicht möglich vorauszusehen, was kam. Was haben Sie gefunden, Dorsey?«

»Nichts von Bedeutung, Sir, dieses eine Stück ausgenommen.« Das war natürlich die bleiumhüllte Depesche. Dorsey sah sich genau das Garn an, das die Bleiplatten zusammenhielt.

»Das haben sie nicht in Paris gemacht«, sagte er, »das ist an Bord zusammengezurrt worden. Auch die Adresse hier hat wahrscheinlich der Kommandant geschrieben. Verzeihung, Sir, darf ich?«

Dorsey beugte sich vor und holte ein Federmesser aus der Schale, die vor Marsden stand. Damit durchschnitt er das Garn, so daß die Bleiplatten auseinander fielen. »Sieh da!« rief er dann aus.

Zwischen den Platten lag ein großer, an drei Stellen dick versiegelter Leinenumschlag. Dorsey sah sich diese Siegel ganz genau an, dann blickte er über den Tisch und faßte Hornblower ins Auge.

»Sir«, sagte er, »Sie haben uns hier ein wertvolles Stück gebracht. Es ist sehr wertvoll, möchte ich sagen, denn es ist das erste seiner Art, das uns in die Hände fiel.«

Er gab Marsden den Umschlag und tippte mit dem Finger auf die Siegel. »Das sind die Siegel von Bonapartes neugegründetem Kaiserreich, Sir«, sagte er. »drei saubere Exemplare.« Hornblower wußte, daß Bonaparte sich erst vor wenigen Monaten selbst zum Kaiser der Franzosen erhoben hatte und daß damit aus der von Konsuln regierten Republik ein Kaiserreich geworden war. Als ihm Marsden erlaubte, sich die Siegel näher anzuschauen, erkannte er sogleich den kaiserlichen Adler mit dem Blitzstrahl. Für seinen Geschmack allerdings sah

der Vogel nicht so majestätisch aus wie es möglich gewesen wäre, denn die Federn, die seine Beine umhüllten, glichen wirklich einer seltsamen, etwas komischen Hose.

»Ich möchte diesen Umschlag vorsichtig öffnen«, sagte Dorsey. »Schön, tun Sie das. Fürs erste brauche ich Sie nicht mehr.« In diesem Augenblick stand es auf Messers Schneide, wie sich Hornblowers Schicksal weiter gestalten würde. Seltsamerweise sagte ihm das eine dunkle Ahnung, als er Marsdens kalten Blick auf sich gerichtet sah, der ihm zu sagen schien, daß er nun gleich entlassen würde.

Späterhin - ja schon nach wenigen Monaten - konnte Hornblower hinter dem Geschehen dieses Augenblicks die geheimnisvolle Kraft ahnen, die sein Schicksal in die Bahn lenkte, die es für ihn ausersehen hatte. In einer einzigen Minute wurden dabei die Weichen gestellt. Rückblickend erinnerte er sich in diesem Zusammenhang an Musketenkugeln, die ihn nur um etwa einen Fuß breit gefehlt hatten. Schon eine mikroskopisch kleine Verschiebung der Ziellinie durch den Schützen hätte ihn das Leben gekostet und seiner Laufbahn ein Ende gebracht. Ähnlich war es auch in diesem Augenblick. Hätte die telegraphische Übermittlung nur ein paar kurze Sekunden mehr Zeit erfordert, hätte der Überbringer eine einzige Minute länger gebraucht, dann wäre Hornblowers Leben in anderer Richtung verlaufen. So aber wurde die Tür am anderen Ende des Zimmers plötzlich aufgerissen, und ein eleganter Herr kam mit großen Schritten herein. Er war offensichtlich einige Jahre jünger als Marsden und unauffällig, aber nach der neuesten Mode gekleidet. Sein leicht gestärkter Kragen reichte ihm bis an die Ohren, eine weißschwarz abgesetzte Weste lenkte die Aufmerksamkeit unaufdringlich auf seine schlanke Taille. Marsden warf einen ärgerlichen Blick auf den unangemeldeten Eindringling, aber er beherrschte sich sofort, als er sah, wen er vor sich hatte, und vor allem als er des Papiers ansichtig wurde, das der andere in der Hand schwenkte.

»Villeneuve ist in Ferrol«, verkündete der Ankömmling, »eben wurde es telegrafisch gemeldet. Calder hatte ihn vor Finisterre zum Kampf gestellt, aber er ist ihm zuletzt entkommen.«

Marsden griff nach der Depesche und las sie sorgfältig durch. »Das muß Seine Lordschaft sofort erfahren«, sagte er ganz ruhig und erhob sich gelassen von seinem Stuhl. Selbst jetzt war ihm keine Eile anzumerken »Mr. Barrow, dies ist Kapitän Hornblower, lassen Sie sich von ihm sagen, was er unlängst erbeutet hat.«

Marsden verschwand durch die kaum sichtbare Tür in seinem Rücken und überbrachte seinem Chef diese Nachricht von unendlicher Bedeutung und Tragweite. Villeneuve hatte mehr als zwanzig französische und spanische Linienschiffe unter sich, die Bonaparte decken konnten, wenn er mit seinem Heer den Kanal überschritt. Drei Wochen lang, seit ihm Nelson bis nach Westindien gefolgt war, hatte man nichts mehr von ihm gehört. Calder war vor Kap Finisterre stationiert worden, um ihn abzufangen und vernichtend zu schlagen, aber das war ihm offenbar mißlungen.

»Was haben Sie denn erbeutet, Herr Kapitän?« fragte Barrow. Diese einfache Frage brach wie ein Pistolenschuß in Hornblowers Denkprozeß ein. »Es ist nur eine Depesche von Bonaparte, Sir«, sagte er. Trotz seiner Verwirrung benutzte er mit Bedacht die Anrede›Sir‹, denn Barrow war immerhin Zweiter Sekretär der Admiralität, und sein Name war fast so bekannt wie der Marsdens.

»Aber diese Depesche könnte doch von allergrößter Bedeutung sein. Was steht denn darin?«

»Sie wird eben erst geöffnet, Sir. Mr. Dorsey hat sie übernommen.«

»Das hätte ich mir eigentlich denken können. Während der vierzig Jahre, die Dorsey in diesem Amt sitzt, hat er großes

Geschick in der Behandlung gekaperter Dokumente erworben. Das ist ja auch sein eigentliches Ressort.«

»Ich habe das vermutet, Sir.«

Einen Augenblick schwiegen beide. Hornblower nahm allen Mut zusammen, weil er die Frage stellen wollte, die ihm nachgerade keine Ruhe mehr ließ.

»Was steht denn in der Depesche, Sir? Was war mit Villeneuve? Dürfen Sie mir das sagen, Sir?«

»Sie können es ruhig wissen«, sagte Barrow. »Wir müssen ohnehin eine Gazette herausbringen, sobald es sich machen läßt. Calder stieß vor Finisterre auf Villeneuve und bekämpfte ihn fast zwei Tage lang. Das Wetter war dick, darin konnte ihm Villeneuve zuletzt entschlüpfen.«

»Hat er keine Prisen gemacht, Sir?«

»Doch, er scheint ein paar Spanier gekapert zu haben.« Zwei volle Tage hatte die Schlacht der beiden Flotten gedauert, deren jede mehr als zwanzig Schiffe zählte. Und was war dabei herausgekommen? So gut wie nichts. Wenn dieses klägliche Ergebnis bekannt wurde, dann kochte ganz England bestimmt vor Wut. Aber abgesehen davon drohte dem Lande jetzt unter Umständen wirklich eine ernste Gefahr. Die Franzosen waren wohl auch diesmal wieder ihrer Ausweichtaktik treu geblieben. Offenbar hatten sie sich, gedeckt vom unermüdlichen Feuer der eigenen Breitseiten, immer weiter nach Lee verzogen. Die Briten versuchten natürlich schnell wieder heranzuschließen und hatten den Preis dafür zu bezahlen.

»So ist es also Villeneuve am Ende gelungen, nach Ferrol durchzubrechen, nicht wahr, Sir?«

»Ja.«

»Das ist ein Hafen, den man schwer überwachen kann«, bemerkte Hornblower.

»Kennen Sie denn Ferrol?« fragte ihn Barrow in scharfem

Ton. »Ziemlich gut, Sir.«

»Wie kommt das?«

»Im Jahr 97 war ich als Kriegsgefangener dort, Sir.«

»Sind Sie entkommen?«

»Nein, Sir, ich wurde entlassen.«

»Im Austausch?«

»Nein, Sir.«

»Warum denn sonst?«

»Ich half, Menschen aus einem Wrack zu retten.«

»Aha. Sie wissen also, wie es in Ferrol aussieht.«

»Wie gesagt, Sir, ich weiß ganz gut über diesen Hafen Bescheid.«

»Das ist interessant, Sie sagten eben, der Hafen sei schwer zu überwachen. Warum meinen Sie das?«

Hier in diesem friedlichen Büro in London konnte man in der Tat genauso viel Überraschendes erleben wie an Deck einer Fregatte in See. Wenn hier auch keine weiße Bö urplötzlich aus einer unerwarteten Richtung hereinbrach und kein Gegner überraschend an der Kimm auftauchte, so wurde man doch unerwartet von der Frage eines Vorgesetzten überfallen, die eine sofortige Antwort erforderte. Warum war es so schwer, Ferrol zu blockieren? Sein Gegenüber war ein Zivilist, ein Landbewohner, der dringend wissen wollte, was ihn zu seiner Auffassung bestimmte. Zum erstenmal seit einem Jahrhundert war der Erste Lord ein Seemann, ein Admiral. Ihm gegenüber konnte sich der Zweite Sekretär eine Feder an den Hut stecken, wenn er ihm zeigte, daß er mit den Verhältnissen in Ferrol vertraut war. Hornblower sah sich also gezwungen, die vage Erkenntnis in Worte zu fassen, die sich für ihn aus der Sicht des Seemanns ergab. Er mußte schnell und konzentriert nachdenken, um eine klare Darstellung geben zu können. »Vor allem spielen die Entfernungen eine entscheidende Rolle«, begann er. »Brest

zu blockieren ist ungleich viel leichter.«

Der Hauptstützpunkt sei in beiden Fällen Plymouth. Aber Plymouth sei von Brest nur hundertfünfzig Seemeilen, von Ferrol dagegen etwa sechshundert Seemeilen entfernt. Verbindung und Nachschub böten also, wie Hornblower ausführte, fast die vierfachen Schwierigkeiten.

»In einer Westwindperiode wirkt sich die große Entfernung noch viel nachteiliger aus«, fügte er hinzu.

»Bitte fahren Sie fort«, sagte Barrow.

»Aber es gibt andere Faktoren, die noch schwerer ins Gewicht fallen als die große Entfernung, Sir«, sagte Hornblower.

Allmählich fiel es ihm leichter, fortzufahren. Eine Flotte, die Ferrol blockierte, fand in Lee keinen befreundeten Hafen als Zuflucht. Ein Verband, der Brest blockierte, hatte bei Weststurm immer die Möglichkeit, lenzend die Tor-Bay zu erreichen - die ganze Seestrategie der letzten fünfzig Jahre hatte sich auf dieses geographische Faktum gestützt. Eine Flotte, die Cadiz blockierte, konnte sich notfalls immer auf die freundliche Neutralität Portugals verlassen und hatte Lissabon an einer, Gibraltar an der anderen Flanke. Als Nelson Toulon überwachte, hatte er Ankerplätze an der Küste Sardiniens benutzt. Aber vor Ferrol war das alles anders. Wenn dort ein Weststurm ausbrach, würde eine Blockadeflotte in den Sack der Biskaya hineingetrieben, deren Küsten nicht nur dem Feinde gehörten, sondern obendrein steil und unwirtlich waren, ganz abgesehen vom häufigen Nebel und Regen. Villeneuve in Ferrol zu überwachen würde dem Bewacher, vor allem im Winter, unerträgliche Mühsal bereiten, zumal die Benutzung der verschiedenen Ausfahrten von Ferrol erheblich leichter und einfacher war als die des einzigen Fahrwassers, das von Brest nach See zuführte. Auch die größte Flotte, die man sich denken konnte, wäre durchaus in der Lage, in einer einzigen Tide aus Ferrol auszulaufen, in Brest dagegen hatte kein größerer

französischer Verband dieses Kunststück je fertiggebracht. Dabei fiel ihm wieder ein, was er in Ferrol alles gesehen hatte: die Einrichtungen, die es dort gab, um eine Flotte schnellstens mit Wasser und Proviant zu versorgen, und der weite Raum, der den Schiffen zum Ankern zur Verfügung stand, er erinnerte sich auch an die Winde, die das Auslaufen begünstigten, und an andere, die es unmöglich machten. Ja, er kannte auch die Möglichkeiten, die es für ein Blockadeschiff gab, heimlich mit Land Verbindung aufzunehmen - was ihm später auch vor Brest gelungen war -, und er kannte sogar die Schliche, die dazu dienten, den blockierten Verband genau unter Beobachtung zu halten.

»Sie scheinen Ihre Zeit in Ferrol ja gut genutzt zu haben, Herr Kapitän«, sagte Barrow.

Hornblower hätte darauf am liebsten die Achseln gezuckt, aber er vermied es im letzten Augenblick, sich durch dieses unenglische Gehaben eine Blöße zu geben. Die Erinnerung an jene Zeit des Unglücks und der Verzweiflung überkam ihn plötzlich mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß er rückschauend das ganze Elend von damals aufs neue durchlebte. Als er wieder in die Gegenwart zurückfand, sah er Barrows Augen nach wie vor voll Neugier auf sich gerichtet und gab sich beschämt darüber Rechenschaft, daß er diesem Mann unfreiwillig Einblick in seine Gefühle gewährt hatte.

»Zum mindesten habe ich dort ein bißchen Spanisch gelernt«, sagte er. Er wollte damit eigentlich einen leichteren Ton in die Unterhaltung bringen, aber Barrow ließ nicht von dem Ernst ab, mit dem er das Gespräch begonnen hatte.

»Wahrscheinlich hätten sich nicht viele Offiziere diese Mühe gemacht«, bemerkte er.

Hornblower scheute wie ein bockendes Pferd, als er diese Anspielung auf seine Person vernahm.

In aller Hast sagte er: »In bezug auf Ferrol ist noch eine

weitere Besonderheit zu berichten.«

»Und das wäre?«

»Die Stadt und ihre Hafenanlagen liegen am fernen Ende langer, schwieriger Straßen, die über Bergpässe führen. Es macht wenig Unterschied, ob man den Weg über Betanzos oder Villalba wählt. Dort eine blockierte Flotte zu versorgen, sie auf dem Landweg mit Hunderten von Tonnen Proviant und anderem Nachschub zu beliefern, dürfte mehr sein, als die Spanier leisten können.«

»Wissen Sie denn etwas über diese Straßen?«

»Ja, als Gefangener bin ich auf ihnen marschiert.«

»Nun ja, Boney ist jetzt Kaiser, und die Dons sind seine untertänigsten Sklaven. Wenn einer imstande ist, ihnen ihre Pflichten einzuhämmern, dann gibt es nur einen, und das ist Boney.«

»Sehr wahrscheinlich, Sir.« Das war eine politische Frage, die mit der Marine nichts zu tun hatte. Es wäre anmaßend von ihm gewesen, sich darüber länger auszulassen.

»Jetzt sind wir also glücklich wieder so weit«, sagte Barrow halb zu sich selbst, »wie wir seit 1795 immer gewesen sind: wir warten, daß der Gegner herauskommt und kämpft. Und nach Ihrer Meinung, Herr Kapitän, ist also unsere Ausgangslage dabei noch ungünstiger als bisher.«

»Das ist nur meine persönliche Ansicht«, beeilte sich Hornblower darauf zu bemerken.

Das waren Probleme für Admirale, für junge Offiziere war es nicht zuträglich, wenn sie sich darein verwickeln ließen.

»Wenn nur Calder Villeneuve entscheidend geschlagen hätte!« fuhr Barrow in seiner Betrachtung fort. »Dann wären wir unsere halben Sorgen los.« Darauf war ihm Hornblower irgendeine Antwort schuldig. Darum suchte er schnell nach unverbindlichen Worten, um vor allem den Eindruck zu

vermeiden, daß er als junger Offizier es wagte, an einem Admiral Kritik zu üben.

»Damit dürften Sie recht haben, Sir«, sagte er. Er wußte, daß ganz England vor Wut kochen würde, sobald die Nachricht von der Schlacht bei Kap Finisterre veröffentlicht wurde. Bei Camperdown, bei Abukir und vor Kopenhagen waren die Gegner vernichtend geschlagen worden. Die Masse der Bevölkerung würde sich nie mit diesem bloßen Geplänkel zufriedengeben, zumal Bonapartes Armee schon klar zur Verschiffung an der Kanalküste stand und das Schicksal Britanniens wie nie zuvor davon abhing, daß seine Flotten erfolgreich geführt wurden. Es war durchaus möglich, daß Calder das Schicksal des Admirals Byng drohte. Er konnte wie Byng beschuldigt werden, daß er nicht das Äußerste unternommen hatte, den Gegner zu vernichten. Nur zu leicht konnte es angesichts der Lage schon in nächster Zukunft zu einer politischen Erhebung kommen. Damit kam man gleich zur nächsten Überlegung: ein politischer Umsturz fegte natürlich das Kabinett einschließlich des Ersten Lords und vielleicht sogar des Sekretariats von seinen Sesseln. Darum konnte es sein, daß der Mann, mit dem er eben sprach, sich schon in einem Monat nach einem neuen Posten umsehen mußte, und das mit diesem Makel auf seinem Namen. Für Hornblower ergab sich daraus eine heikle Situation, und er wünschte sich sehnlichst das Ende dieser Unterhaltung herbei. Vor allem hatte er entsetzlichen Hunger und war sterbensmüde. Als endlich die Tür aufging und Dorsey eintrat, blickte er ihm erleichtert entgegen. Dorsey blieb stehen, als er Barrow erblickte.

»Der Sekretär ist bei Seiner Lordschaft«, erklärte dieser. »Was haben Sie Neues, Mr. Dorsey?«

»Ich habe die Depesche geöffnet, die Kapitän Hornblower erbeutet hat, Sir. Sie ist, ja sie ist für uns wirklich von Bedeutung.« Dorsey ließ seinen Blick zu Hornblower und wieder zu Barrow wandern. »Ich meine, Kapitän Hornblower

hat das Recht, das Ergebnis seiner Bemühungen zu erfahren«, sagte Barrow. Darauf trat Dorsey aller Bedenken ledig herzu und breitete auf dem Tisch aus, was er mitgebracht hatte. Zunächst war da ein halbes Dutzend weiße Wachsscheiben auf einem Tablett.

»Ich habe die Siegel abgedrückt«, erklärte Dorsey, »von jedem zwei Negative. Der Siegelschneider in Cheapside kann danach Siegel schneiden, die selbst Bonaparte nicht von echten unterscheiden könnte. Die Originale habe ich auch ohne größere Schäden abheben können - mit dem erhitzten Messer, Sie wissen doch, Sir.«

»Ausgezeichnet«, sagte Barrow, nachdem er das Ergebnis der Arbeit genau in Augenschein genommen hatte. »Das sind also die Siegel des neuen Reiches?«

»Ja, das sind sie, Sir. Aber die Depesche hier, das ist die größte Prise.

Schauen Sie sich das an! Und das da, Sir!«

Mit seinem knorrigen Zeigefinger tippte er ganz aufgeregt auf das Papier.

Am Fuß des Bogens, der mit sorgfältig geschriebenen Sätzen bedeckt war, sah man eine krause Unterschrift, die offenbar von sorgloser Hand geschrieben war. Sie war von einer Menge kleiner Tintenspritzer umgeben, die eine widerspenstige Feder verrieten. Richtig zu lesen war dieses Geschreibsel nicht, Hornblower gelang es nur, die ersten drei Buchstaben zu entziffern:›Nap-‹der Rest bestand nur aus Zacken und Schlingen. »Es ist die erste Unterschrift dieser Art, die wir in Besitz, bekommen haben, Sir«, erklärte Dorsey.

»Wollen Sie damit sagen, er hätte vorher immer›N. Bonaparte‹unterschrieben?« fragte Hornblower.

»Nur Bonaparte«, sagte Dorsey, »wir haben hundert, nein tausend solcher Unterschriften, aber keine einzige wie diese hier.«

»Na ja, mit der Ausdrucksweise eines Kaisers hat er sich offenbar noch nicht ganz angefreundet«, sagte Barrow, während er den Brief prüfend überflog. »Wenigstens vorläufig. Er nennt sich nach wie vor›ich‹und nicht›wir.‹Sehen Sie: da - und da.«

»Damit haben Sie sicher recht, Sir«, sagte Dorsey. »Von Französisch habe ich nicht viel Ahnung, aber das hier ist mir doch aufgefallen, Sir.« Er meinte den Briefkopf. Da stand›Palais des Tuileries‹und›Cabinet Imperial‹.

»Ist das neu?« fragte Barrow.

»Gewiß, Sir. Bis jetzt bezeichnete er die Tuilerien nicht als Palais und das Kabinett hieß Kabinett des Ersten Konsuls.«

»Ich möchte zu gerne wissen, was in dem Brief steht«, unterbrach Hornblower die beiden. Bis jetzt hatte ihre Aufmerksamkeit ja nur den technischen Einzelheiten des Schriftstücks gegolten. Sie hatten sich verhalten wie Leute, die ein Buch nur nach seinem Einband beurteilen, ohne seinem Inhalt Beachtung zu schenken. Er nahm Dorsey den Brief aus der Hand und begann zu lesen.

»Können Sie denn Französisch, Sir?« fragte ihn Barrow. »Ja«, sagte Hornblower etwas kurz angebunden, weil er sich auf die Lektüre konzentrierte - hatte er doch noch nie im Leben den Brief eines Kaisers gelesen.

›An Herrn General Lauriston‹, so begann das Schreiben. Der erste Absatz nahm Bezug auf die Weisungen, die bereits vom Marineministerium und vom Kriegsministerium ergangen waren. Der zweite Abschnitt handelte vom Dienstalter des Generals Lauriston im Vergleich mit der Seniorität seiner verschiedenen Untergebenen. Erst im dritten Abschnitt wurde die Sprache pathetisch:

›Hissen Sie meine Flagge über jenen wunderbaren Ländern. Wenn Sie von den Briten angegriffen werden, wenn die Dinge einmal nicht so laufen wie Sie möchten, dann rufen Sie sich drei Grundsätze ins Gedächtnis: Erstens nicht abwarten, sondern

handeln, zweitens die eigenen Kräfte zusammenfassen und drittens eisern entschlossen sein, ruhmvoll zu sterben. Dies sind die großen Prinzipien der Kriegsführung, die mir bei allen meinen Unternehmungen Erfolg bescherten. Der Tod ist nichts, aber als Geschlagener ruhmlos zu leben bedeutet, jeden Tag aufs neue zu sterben. Sorgen Sie sich nicht um Ihre Angehörigen, sondern denken Sie nur an die Schar meiner Landeskinder, die Sie mir zurückgewinnen sollen.‹

»Das Ganze liest sich wie der Rat eines Verzweifelten, Sir«, sagte Hornblower. »Es heißt doch, daß Lauriston bis zum letzten Mann kämpfen soll.«

»Ja, und von Verstärkungen, die ihm zu Hilfe kommen könnten, ist keine Rede«, stimmte ihm Barrow zu. »Eher kommt es umgekehrt. Schlimm für den Mann!«

Wenn Bonaparte die Truppen in Westindien verstärken wollte, dann müßte er dabei wenigstens einen Teil der französischen Flotte mit einsetzen. »Boney braucht vor allem einen Sieg hier in Europa«, meinte Hornblower. »Ja, das stimmt.«

Hornblower sah, daß Barrow dabei genauso schmerzlich lächelte wie er selbst. Ein Sieg, den Bonaparte hier in den heimischen Gewässern errang, hatte zur Folge, daß er gleich darauf England eroberte. Damit fielen von selbst Westindien und Ostindien, Kanada und die südafrikanische Kapprovinz vom Mutterland ab. Das Empire löste sich auf, das Schicksal der Menschen in aller Welt nahm einen anderen Lauf.

»Aber dieses Papier hier -«, sagte Barrow und schwenkte den Brief, »könnte dabei eine Rolle spielen.«

Hornblower wußte schon, wie bedeutsam auch negative Nachrichten sein konnten, und nickte zustimmend. In diesem Augenblick kam Marsden mit einer Hand voll Papieren in das Zimmer zurück.

»Sieh da, Dorsey«, sagte er. »Dies hier ist für Seine Majestät

in Windsor. Bitte sehen Sie zu, daß der Kurier in einer Viertelstunde abgeht. Das da ist für den Telegrafen nach Plymouth - und das auch. Dies geht nach Portsmouth. Bitte lassen Sie die Briefe sofort kopieren.«

Es war interessant, Marsden bei der Arbeit zu beobachten, seiner Stimme merkte man keine Spur von Erregung an, die Sätze folgten einander ohne Pause, aber ruhig und ohne überstürzte Eile. Jedes Wort wurde deutlich artikuliert und zeugte von unerschütterlichem Gleichmut. Die Papiere, die Marsden in den Händen hielt, waren vielleicht - nein, ganz bestimmt von lebenswichtiger Bedeutung, aber Marsden gab sich, als hätte er bei irgendeiner gleichgültigen Veranstaltung unbeschriebene Blätter zu verteilen. Als er seinen Blick jetzt zu Barrow wandern ließ, übersah er Hornblower völlig, so daß dieser nicht einmal Gelegenheit fand, sich zu verabschieden.

»Haben Sie sonst noch Nachrichten, Mr. Barrow?«

»Nein, Mr. Marsden.«

»Vor morgen früh acht Uhr werden wir von Plymouth keine Bestätigung haben«, bemerkte Marsden mit einem Blick auf die Uhr. Bei klarem Wetter und Tageslicht konnte der optische Telegraf eine Nachricht von Plymouth nach London in fünfzehn Minuten übermitteln. - Hornblower hatte während seiner Fahrt einige dieser riesigen Semaphorengerüste gesehen. Im vorigen Jahr war er einmal außerhalb von Brest gelandet und hatte selbst einen solchen Apparat niedergebrannt. Eine geschriebene Nachricht, die durch eine Stafette berittener Kuriere befördert wurde (von denen einige sogar die Nacht durch weiterritten), brauchte für die gleiche Reise dreiundzwanzig Stunden. Er selbst hatte auf Rädern mit seiner Postkutsche vierzig Stunden gebraucht. Jetzt war ihm, als wären es nicht Stunden, sondern ebenso viele Wochen gewesen. »Kapitän Hornblowers erbeutete Depesche ist für uns interessant, Mr. Marsden«, sagte Barrow. Seine Stimme klang dabei genauso unbeteiligt wie die Mr. Marsdens, und Hornblower wußte nicht zu entscheiden, ob er

ihn nur nachahmte oder ob er sich über ihn lustig machte. Marsden brauchte nur Sekunden, um die Depesche zu lesen und ihre wichtigen Punkte zu erfassen.

»Jetzt sind wir also imstande, ein Schreiben seiner kaiserlich, königlichen Majestät, des Kaisers Napoleon, täuschend nachzuahmen«, bemerkte Marsden. Und das Lächeln, mit dem er diese Worte begleitete, war genauso gefühllos, wie der Ton, in dem sie gesprochen wurden. Plötzlich sah sich Hornblower von seltsamer Erregung gepackt, die wahrscheinlich Marsdens letzte Äußerung ausgelöst hatte. Sein armer Kopf war von Hunger und Müdigkeit ganz benommen - da sah er sich plötzlich in eine unwirkliche Welt versetzt, und das Verhalten der beiden kaltblütigen Männer, die hier mit ihm berieten, machte sie nur noch unwirklicher. Sein Gehirn begann fieberhaft zu arbeiten. Wilde, trunkene Ideen nahmen immer festere Formen an - und doch waren diese Ideen nicht absurder als die Welt, in der er sich im Augenblick befand, diese Welt, in der ein Wort ganze Flotten in Bewegung setzte und in der man die Depeschen eines Kaisers bewitzeln konnte. Er verwarf seine Ideen sogleich als närrische Torheit, aber während er das noch tat, gestalteten sie sich ohne sein Zutun weiter aus und rundeten sich immer mehr zu einer phantastischen Schau. Marsden blickte ihn an, nein, seine kalten Augen schienen ihn förmlich zu durchbohren.

»Möglicherweise haben Sie Ihrem König und Ihrem Vaterland einen großen Dienst erwiesen«, sagte er. War das ein Lob? Vielleicht, aber Marsden gab sich dabei nicht viel anders als ein Richter, der einen Verbrecher aburteilt.

»Ich hoffe, daß mir dies gelungen ist, Sir«, gab ihm Hornblower zur Antwort.

»Jetzt sagen Sie mir einmal, warum Sie diese Hoffnung hegen.« Eine bestürzende Frage! Bestürzend vor allem deshalb, weil die Antwort doch auf der Hand lag.

»Weil ich ein Offizier des Königs bin, Sir«, sagte Hornblower. »Nicht etwa deshalb, weil Sie eine Belohnung erwarten?«

»Daran habe ich überhaupt nicht gedacht, Sir«, gab Hornblower zur Antwort. »Das Ganze war ja reiner Zufall.«

Dieses Wortgeplänkel ging ihm allmählich auf die Nerven - Marsden hatte vielleicht seinen Spaß daran. Unterhaltungen solcher Art waren ihm wohl zur Gewohnheit geworden, weil er seit Jahren die Aufgabe hatte, die Hoffnungen unzähliger ehrgeiziger Offiziere abzukühlen, wenn sie sich eine Beförderung oder ein Bordkommando wünschten. »Nur schade, daß der Inhalt des Schreibens nicht von überragender Bedeutung ist«, sagte er. »Es sagt uns nur, daß Boney nicht die Absicht hat, Verstärkungen nach Martinique zu schicken.«

»Aber wenn man das Schreiben als Vorlage benutzte -«, entfuhr es Hornblower. Ärgerlich über sich selbst hielt er inne. Seine wirren Gedanken nahmen sich ganz bestimmt noch unsinniger aus, wenn er sie in Worte faßte. »Was meinen Sie damit - als Vorlage?« fragte Marsden neugierig. »Sagen Sie uns doch, was Sie im Sinn haben«, meinte Barrow. »Ich möchte Ihre kostbare Zeit nicht damit in Anspruch nehmen, meine Herren«, stammelte Hornblower. Er stand am Rande eines Abgrunds und versuchte vergeblich, sich zurückzuziehen.

»Sie haben uns eine Andeutung gegeben, Herr Kapitän«, sagte Barrow, »bitte lassen Sie es nicht dabei bewenden.«

Jetzt blieb ihm keine andere Wahl mehr, er konnte nicht länger schweigen. »Ich meine, wir könnten Villeneuve einen Befehl Boneys schicken, er solle sofort aus Ferrol auslaufen, koste es was es wolle. Natürlich müßte dieser Befehl eine glaubhafte Begründung enthalten, sagen wir, daß Decres aus Brest entkommen sei und ihn an einem Treffpunkt vor Kap Clear erwarte. Das wäre für Villeneuve Anlaß, sofort auszulaufen - notfalls die Ankertrossen zu slippen oder zu

kappen. England braucht jetzt vor allem eine Entscheidungsschlacht mit Villeneuve - so könnte man sie herbeiführen.« Jetzt war es heraus. Zwei Paar Augen starrten ihn unverwandt an. »Ja, das wäre eine ideale Lösung«, sagte Marsden. »Nur schade, daß sie sich nicht verwirklichen läßt. Ja, wenn man Villeneuve so einen Befehl zustellen könnte!«

Dem Sekretär der Admiralität gingen wahrscheinlich tagtäglich die absurdesten Vorschläge zu, wie die französische Flotte zu vernichten sei.

»Boney wird oft genug von Paris aus Befehle senden«, fuhr Hornblower fort. Aufgeben kam für ihn nicht mehr in Frage. »Wie oft übermitteln Sie zum Beispiel Ihren Verbandschefs Befehle aus diesem Amt, Sir? Zum Beispiel an Admiral Cornwallis? Einmal jede Woche? Oder noch öfter?«

»Einmal die Woche mindestens«, gab Marsden zu. »Nun, ich nehme an, Boney dürfte sich noch öfter äußern.«

»Sehr wahrscheinlich«, stimmte ihm Barrow bei.

»Und seine Befehle kommen natürlich auf dem Landweg zu Villeneuve. Der spanischen Post wird er sie unter keinen Umständen anvertrauen. Ein Offizier - ein französischer Offizier, einer der kaiserlichen Adjutanten, wird mit so einem Befehl von der französischen Grenze durch Spanien nach Ferrol reiten.«

»Ja, und?« sagte Marsden. Er war zum mindesten soweit interessiert, daß seine einsilbige Antwort wie eine Frage klang.

»Kapitän Hornblower war wahrend der letzten zwei Jahre ständig damit befaßt, sich um Nachrichten von der französischen Küste zu bemühen«, unterbrach Barrow. »Sein Name erscheint immer wieder in Cornwallis' Berichten.«

»Das weiß ich, Mr. Barrow«, sagte Marsden, anscheinend etwas gereizt über die Unterbrechung.

»Der Befehl wird gefälscht«, sagte Hornblower, der jetzt nicht

mehr locker ließ. »Eine kleine Gruppe wird an einer verlassenen Stelle der Biskaya an Land gesetzt, die Männer geben sich als französische oder spanische Beamte aus, bewegen sich auf der Hauptstraße langsam in Richtung auf die französische Grenze. Ihnen wird eine Folge von Kurieren entgegenkommen, die Villeneuve Befehle überbringen. Einen von diesen müssen sie ergreifen und notfalls töten. Wenn sie Glück haben, ist es vielleicht sogar möglich, den gefälschten Befehl gegen den auszutauschen, den der Kurier befördert. Sonst muß eben einer der Gruppe umkehren und als französischer Offizier verkleidet Villeneuve das gefälschte Papier überbringen.« Das war der ganze Plan. Er hörte sich phantastisch an, aber es konnte immerhin sein, daß er gelang, wenn die Aussicht auch nur bescheiden war. Zum mindesten konnte man ihm nicht nachweisen, daß sein Vorschlag Unsinn war.

»Sie sagten doch, Sie hätten diese spanischen Straßen gesehen, nicht wahr?« fragte Barrow.

»Ja, ich habe einen Eindruck davon gewonnen, Sir.«

Als sich Hornblower nach seiner Antwort wieder Marsden zuwandte, sah er, daß ihn dieser immer noch unverwandt anstarrte.

»Haben Sie uns noch mehr zu sagen, Herr Kapitän? Das möchte ich bestimmt annehmen.«

Vielleicht war das ironisch gemeint, vielleicht wollte ihn der Sekretär dazu verleiten, sich immer weiter in seine Phantastereien zu verrennen. Aber es gab in der Tat noch manches zu sagen, was er bis jetzt nicht erwähnt hatte, weil es eigentlich selbstverständlich war. Sein müdes Gehirn wurde auch damit noch fertig, wenn man ihm einen Augenblick Zeit ließ, seine Gedanken zu ordnen.

»Dies ist eine Gelegenheit zu handeln, meine Herren. Was England gegenwärtig dringender braucht als alles andere, ist ein entscheidender Seesieg. Können wir den Wert eines solchen

Sieges für unser Land ermessen? Können wir es wirklich? Dieser Sieg würde alle Pläne Boneys über den Haufen werfen, er würde den Druck der Blockade unendlich viel leichter machen. Was wäre uns eine solche Aussicht wert?«

»Millionen und aber Millionen«, sagte Barrow.

»Und was setzen wir aufs Spiel? Zwei oder drei Agenten. Wenn ihnen der Auftrag mißlingt, ist das unser ganzer Verlust. Ein Penny-Einsatz im Lotto. Ein unermeßlicher Gewinn gegen einen Verlust, der kaum ins Gewicht fällt.«

»Sie sind erstaunlich redegewandt, Herr Kapitän«, sagte Marsden, immer noch im gleichen unbeteiligten Ton.

»Es war durchaus nicht meine Absicht, als Redner zu glänzen, Sir«, sagte Hornblower und gab sich fast bestürzt darüber Rechenschaft, daß diese einfache Feststellung wirklich stimmte. Er hatte sich in der Tat hinreißen lassen, so unbesonnen daherzureden, wie einer jener albernen Schwadroneure, denen Marsdens ganze Verachtung galt. Ärgerlich erhob er sich von seinem Stuhl und bekam sich gerade noch in die Gewalt, ehe ihn der Ärger noch unüberlegter machte. Steife Förmlichkeit stand ihm jetzt bestimmt besser zu Gesicht, weil sie den beiden Herren den Gedanken nahe legte, seine ausführlichen Reden von eben seien nur höfliche aber belanglose Konversation gewesen. Wenn er einen Rest Selbstachtung bewahren wollte, dann mußte er jetzt außerdem von sich aus und ohne Verzug um seine Entlassung bitten. »Ich habe Ihre kostbare Zeit über Gebühr in Anspruch genommen, meine Herren«, sagte er.

Trotz seiner Müdigkeit geriet er plötzlich in eine ausgesprochen gehobene Stimmung, als er sich Rechenschaft gab, daß er hier als erster und einziger darum ersuchte, vom Ersten und Zweiten Sekretär des Marineamts entlassen zu werden, während die jungen Offiziere sonst gleich zu Dutzenden geduldig Stunden und Tage warteten, bis sie endlich vorgelassen wurden. Aber Marsden wandte sich eben an Barrow.

»Wie heißt eigentlich jener Südamerikaner, der gegenwärtig alle Vorzimmer unsicher macht? Man begegnet ihm überall, vorige Woche war er sogar mit Camberwell bei White zum Dinner.«

»Sie meinen den Mann, der eine Revolution entfesseln möchte, Sir? Ich selbst habe ihn auch schon ein paarmal getroffen. Ich glaube er heißt Miranda oder Mirandola, jedenfalls so ähnlich.«

»Richtig! Miranda ist sein Name. Ich hoffe, daß wir seiner habhaft werden, wenn wir ihn brauchen.«

»Das ist eine Kleinigkeit, Sir.«

»Gut, dann brauchen wir noch jenen Claudius, der im Gefängnis von Newgate sitzt. Soviel ich weiß, waren Sie mit ihm bekannt, Mr. Barrow.«

»Claudius, Sir? Ja, dem bin ich ebenso begegnet, wie alle anderen.«

»Ich hörte, daß noch im Laufe dieser Woche gegen ihn verhandelt wird.«

»Das stimmt, Sir. Nächsten Montag wird er wohl gehenkt - aber warum interessieren Sie sich denn für diesen Verbrecher, Mr. Marsden?« Irgendwie war es belustigend, zu beobachten, daß einer der beiden, wenn es auch nur der Zweite Sekretär war, offenbar vor einem Rätsel stand. Zumal er im Augenblick nicht einmal eine befriedigende Auskunft erhielt. »Wir haben also keine Zeit zu verlieren.« Jetzt wandte sich Marsden an Hornblower, der in gezwungener Haltung dabeistand und sich sagen mußte, daß infolge dieser Verzögerung sein geplanter Abgang einiges von seiner dramatischen Note eingebüßt hatte. »Der Pförtner hat doch Ihre Adresse, nicht wahr, Herr Kapitän?«

»Jawohl.«

»Ich werde sehr bald nach Ihnen schicken.«

»Aye aye, Sir.«

Hornblower war schon draußen, als ihm einfiel, daß er eben einem Zivilisten mit diesem ausgesprochenen Seemannsausdruck geantwortet hatte. Aber das peinliche Gefühl darüber hielt nicht vor, weil er ja mit seinem müden Gehirn so viel anderes zu bedenken hatte. Er mußte jetzt unbedingt essen, und dann brauchte er vor allem dringend Schlaf. Der unbekannte Miranda und der geheimnisvolle Claudius im Newgate-Gefängnis interessierten ihn kaum. Zunächst wollte er sich richtig vollschlagen und dann schlafen - schlafen - schlafen. Aber er durfte auch nicht vergessen, seiner Maria zu schreiben.

Als Hornblower aufwachte, war er in Schweiß gebadet, die Sonne brannte durch das Fenster herein und seine kleine Dachkammer glich einem Ofen. Fest hatte er unter seiner Bettdecke geschlafen, aber schließlich hatte ihn die Hitze doch geweckt. Er warf die Decke ab, das brachte ihm einige Erleichterung. Dann begann er vorsichtig seine Glieder zu recken, denn allem Anschein nach hatte er die ganze Zeit geschlafen, ohne seine Lage zu ändern, also buchstäblich wie ein Holzklotz. Da und dort fühlte er immer noch Schmerzen, sie halfen ihm, sich darauf zu besinnen, wo er sich befand, und wie es kam, daß er jetzt hier war. Sein gewohntes Sprüchlein, das ihm zum Einschlafen half, hatte erst nach einer längeren Weile gewirkt. Inzwischen stand die Sonne schon hoch am Himmel, er mußte also zehn oder gar zwölf Stunden geschlafen haben.

Welcher Wochentag war denn heute? Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, mußte er sich die jüngste Vergangenheit ins Gedächtnis rufen. Den ganzen Sonntag war er mit der Postkutsche unterwegs gewesen - er hatte ja die Kirchenglocken läuten hören und in Salisbury hatten sich die Kirchgänger um seine Kutsche gedrängt. Also war er am Montagmorgen in London angelangt - gestern also, kaum zu glauben, und heute war also Dienstag. Plymouth hatte er am Samstagnachmittag verlassen und dabei von Maria Abschied genommen. Angenehm ausgeruht, wie er war, fühlte er, wie neue Spannkraft in ihm

wuchs, wie jeder Muskel kampfbereit bebte, so wie es gewesen war, als sie von der *Guepe* zurückkehrten - das war in den ersten Morgenstunden des Freitags gewesen, als die *Princess* von dem nicht mehr manövrierfähigen Franzosen abhielt. Am Donnerstag abend also hatte er das Deck der Guepe geentert, um zu siegen oder zu sterben, wobei der Tod wohl eher zu erwarten war als der Sieg. Ja, am Donnerstag abend war das gewesen, und heute war erst Dienstag morgen! Er gab sich Mühe, diese unerfreulichen Erinnerungen zu verscheuchen und sich wieder zu entspannen. Nur ein seltsamer Einfall nahm ihm plötzlich wieder die Ruhe. Er hatte in der Admiralität das Leintuch des französischen Kapitäns zurückgelassen, mit dem er die Schiffspapiere gebündelt hatte. Wahrscheinlich hatte es irgendein armer Angestellter der Admiralität gestern Abend mit nach Hause genommen, weil er es gut brauchen konnte. Er hatte wirklich keinen Anlaß, sich darüber aufzuregen, es sei denn, er dachte dabei an den französischen Kapitän mit seinem grausig zerschmetterten Kopf.

Er lauschte auf den Straßenlärm und auf das Geratter der Wagenräder und wurde durch diese Ablenkung allmählich ruhiger, bis er aufs neue in köstlichen, erholsamen Halbschlaf sank. Erst nach langer Zeit hörte er schlaftrunken von der Straße herauf das Geklapper von Pferdehufen, aber kein Räderrollen dabei. Als das Geklapper unter seinem Fenster aufhörte, stand er in aller Eile auf, weil er erriet, was das zu bedeuten hatte. Er stand noch im Hemd neben seinem Bett, da hörte er Schritte auf der Treppe und gleich drauf klopfte es an der Tür. »Wer ist da?«

»Ein Bote der Admiralität.«

Hornblower schob den Türriegel zurück. Da stand der Bote im blauen Rock mit ledernen Reithosen und hohen Stiefeln, unter dem Arm trug er einen Filzhut mit schwarzer Kokarde. Hinter ihm zeigte sich das neugierige Gesicht des schwachsinnigen Wirtssohns.

»Kapitän Hornblower?«

»Der bin ich.«

Jeder Kommandant eines Kriegsschiffs war es gewohnt, im Hemd Nachrichten oder Meldungen entgegenzunehmen. Hornblower unterschrieb den Empfangsschein mit dem angebotenen Bleistift und öffnete das Schreiben:›*Der Sekretär der Herren Lordkommissare der Admiralität wäre Herrn Kapitän Hornblower besonders verbunden, wenn er sich heute, Dienstag vormittag elf Uhr, in der Admiralität einfinden würde*.‹»Wie viel Uhr haben wir denn jetzt?« fragte Hornblower. »Kurz nach acht Uhr, Sir.«

»Danke.« Hornblower konnte noch eine Frage an den Boten nicht unterdrücken: »Schickt denn die Admiralität alle ihre Schreiben zu Pferde?«

»Nur dann, wenn mehr als eine Meile zurückzulegen ist.« Der Bote deutete damit ganz vorsichtig an, was er von Seeoffizieren hielt, die sich auf der unvornehmen Seite der Themse einquartierten. »Danke. Das wäre alles.«

Eine Antwort war nicht erforderlich. Wenn der Sekretär seine besondere Verbundenheit zum Ausdruck brachte, durfte er auf jeden Fall mit einer Zusage rechnen. Hornblower ging daran, sich zu rasieren und anzuziehen. Trotz des Fahrpreises von eineinhalb Pence ließ er sich von der Fähre über die Themse setzen, weil er erst noch zur Post wollte, um seinen Brief an Maria aufzugeben. Doch das war nur ein Vorwand, denn er gestand sich alsbald belustigt ein, daß es ihn einfach reizte, nach drei Tagen an Land wieder ein Schiff unter den Füßen zu haben.

»Dieser Calder hat es richtig fertiggebracht, daß ihm die Franzosen durch die Lappen gingen«, sagte der Fährmann, während er lässig an seinen Riemen zog. »Was sagen denn Sie dazu, Herr Kapitän?«

»Nur Geduld«, meinte Hornblower voll Nachsicht. »In ein paar Tagen wissen wir mehr darüber.«

»Er hatte sie ja schon gefaßt, dann ließ er sie wieder los.

Einem Nelson wäre so etwas nicht passiert.«

»Kein Mensch kann sagen, was Nelson an Calders Stelle getan hätte.«

»Boney steht schon vor unserer Tür - und Villounnoove ist ungehindert in See. Dieser Calder! Er sollte sich schämen. Ich habe damals gehört, wie Admiral Byng erschossen wurde. Mit Calder sollten sie jetzt ebenfalls kurzen Prozeß machen.«

Für Hornblower waren das die ersten Anzeichen des allgemeinen Volkszorns, den die Nachricht von der Schlacht bei Kap Finisterre entfachte. Auch der Wirt des Gasthofs zum Sarazenenkopf, in dem Hornblower zum Frühstück einkehrte, bestürmte ihn mit Fragen, und die beiden Kellnerinnen hörten gespannt zu, bis die Wirtin sie an die Arbeit schickte.

»Bitte lassen Sie mich einen Blick in die Zeitung werfen«, sagte Hornblower.

»Eine Zeitung, Sir? Gewiß, sofort, Sir.«

Alsbald hatte er seine Zeitung in Händen. Obenan, auf dem Ehrenplatz der Titelseite stand: Extrablatt der Gazette. Aber der großspurige Titel schien kaum am Platze, denn der Inhalt dieses Extrablattes bestand aus ganzen acht Zeilen. Er stellte nur eine Zusammenfassung der ersten telegrafischen Depesche dar; der ausführliche Bericht Calders wurde durch Kurierstafetten mit Ablösung nach je zehn Meilen schnellstens nach London befördert und konnte frühestens zur Stunde in der Admiralität eintreffen. Wichtig war jetzt vor allem der Kommentar des Chefredakteurs. Hier, in der Morning Post wurde die gleiche Ansicht vertreten, die auch der Fährmann und der Gastwirt geäußert hatten. Calder war in See geschickt worden, um Villeneuve abzufangen, und dank der guten Planung der Admiralität war die Begegnung wirklich zustande gekommen. Aber Calder hatte seine Hauptaufgabe nicht gelöst, die darin bestanden hatte, den Verband Villeneuves zu vernichten, nachdem ihm die Admiralität zu der Begegnung mit ihm

verholfen hatte.

Villeneuve war von Westindien gekommen und dabei Nelson entgangen, der ihm bis hinüber gefolgt war. Er hatte alle Schranken durchbrochen, mit denen ihm England den Weg zu verlegen strebte. Jetzt hatte er glücklich Ferrol erreicht, wo er seine Kranken ausschiffen und Frischwasser übernehmen konnte. Dann war er bereit, seine Gefechtskraft von neuem einzusetzen und den Kanal zu bedrohen. So gesehen war Villeneuves Operation ohne Zweifel als französischer Erfolg zu bezeichnen, und Hornblower war sich sofort darüber klar, daß Bonaparte ihn zu einem glanzvollen Sieg aufwerten würde.

»Wie sehen Sie denn die Lage, Sir?« fragte ihn der Wirt. »Werfen Sie rasch einen Blick zur Tür hinaus und sagen Sie mir, ob Boney nicht schon angerückt kommt.«

Für die Verfassung des Wirts war es bezeichnend, daß er ernstlich Anstalten traf, zur Tür zu eilen, ehe er Hornblower durchschaute. »Sie belieben zu scherzen, Sir.«

Sarkasmus war in der Tat das einzige Mittel, solchen dummen Ängsten zu begegnen. Diese Äußerungen unwissender Zivilisten über Seestrategie und Seetaktik erinnerten Hornblower immer ein wenig an die Debatten der Bürger über das Wesen der Dreifaltigkeit in Gibbons Geschichte vom Niedergang und Fall Roms. Und doch hatte das Verlangen einer sachunkundigen Masse die Vollstreckung des Todesurteils gegen Admiral Byng erzwungen. Es war in der Tat leicht möglich, daß jetzt Calder ernstlich um sein Leben fürchten mußte.

»Der schlimmste Streich, den sich Boney heute geleistet hat, ist der, daß er mir mein Frühstück vorenthielt.«

»Ach ja, Sir, natürlich, Sie werden sofort bedient, Sir.« Als der Wirt jetzt wegeilte, entdeckte Hornblower auf der Titelseite der Morning Post einen anderen Namen, den er erst gestern gehört hatte. Da stand ein Artikel, der von Dr. Claudius handelte. Als Hornblower ihn las, fiel ihm ein, warum ihm

dieser Name so vertraut geklungen hatte, als er ihn von Marsden nennen hörte. Von diesem Mann war in der Presse schon früher die Rede gewesen, Hornblower wußte von ihm aus alten Blättern, die ihm während der Blockade von Brest in die Hände gefallen waren. Dieser Claudius war ein Geistlicher, ein richtiger Doktor der Theologie, jetzt aber die Zentralfigur des größten Gesellschafts- und Finanzskandals der englischen Geschichte. Er hatte in der Londoner Gesellschaft eine Rolle gespielt, weil er auf diese Art zu einem Bistum gelangen wollte. Dabei war er wohl weithin bekannt geworden, aber sein Ziel hatte er nicht erreicht. Er war verzweifelt über diesen Fehlschlag und warf sich dem Verbrechen in die Arme. Bald schon hatte er eine weitverbreitete Organisation aufgebaut, die sich auf Wechselfälschung spezialisierte. Die Fälschungen waren so vollkommen und wurden von ihm mit so viel Gerissenheit auf den Markt gebracht, daß er lange Zeit unentdeckt blieb.

Der weltweite Handel Englands wurde großenteils mit Wechseln finanziert. Claudius nutzte die langen Zeiträume zwischen der Ausstellung eines Wechsels und seiner Präsentierung, um seine Fälschungen in den Strom dieser Papiere einfließen zu lassen. Nur ein Irrtum eines seiner Mitarbeiter hatte ihn schließlich entlarvt. Immer noch liefen Wechsel ein, die in Beirut oder in Madras gezogen waren und deren vollendete Fälschung es sogar den Opfern selbst schwer machte, ihnen die Honorierung zu verweigern. Die ganze Finanzwelt war durch diesen Gaunerstreich bis in die Grundfesten erschüttert, und, nach dem Artikel zu urteilen, sah es in der obersten Gesellschaftsschicht ganz ähnlich aus, da sie es immerhin gewesen war, die den Mann in ihre Reihen aufgenommen hatte. Jetzt saß Claudius in dem Gefängnis von Newgate und das Gerichtsverfahren gegen ihn stand unmittelbar bevor. Hatte es etwas zu bedeuten, daß sich Marsden jetzt für diesen Kerl interessierte? Hornblower konnte nicht recht daran glauben. Plötzlich entdeckte er zu seiner größten Überraschung

in einem anderen Artikel seinen eigenen Namen. Er war nur mit dem Wort Plymouth überschrieben und enthielt Nachrichten über das Ein- und Auslaufen von Schiffen. Am Schluß hieß es darin:›Kapitän Horatio Hornblower, bisher Kommandant der Korvette *Hotspur*, landete heute morgen mit dem Wasserleichter *Princess* und begab sich sofort per Post nach London.‹Es war lächerlich anzunehmen, daß eine solche Notiz den Geschmack des Schinkens mit Spinat und Spiegelei verbesserte, aber man konnte nicht leugnen, daß es sich in der Tat so verhielt. Außerdem hob die Nachricht seine Stimmung, und er begab sich in bester Laune nach Whitehall. Marsden fand sich offenbar bereit, mit ihm über seine Beförderung zum Kapitän zu sprechen und ihm ein Schiff zu verschaffen - je eher diese wichtige Angelegenheit ihre Erledigung fand, desto besser. Jetzt, da Cornwallis seine Flagge niedergeholt hatte, besaß er keinen hochgestellten Gönner mehr, und Cornwallis' Empfehlung konnte allzu leicht in den Akten verschimmeln oder sogar übergangen werden, um irgendeinem Günstling freie Bahn zu schaffen.

Jetzt, am hellichten Tage, nach einer ausgiebigen Nachtruhe und einem nahrhaften Frühstück konnte er kaum mehr annehmen, daß Marsden seinen tollen Plan, einen gefälschten Befehl an Villeneuve zu schicken, weiterverfolgen könnte. Und doch war es nicht so ganz unvorstellbar - auch sein Plan schien ihm auf einmal nicht mehr so unsinnig. Die Fälschung des Befehls mußte natürlich ausgezeichnet sein, vor allem mußte sie mit aller List und unbemerkt unterschoben werden. Da Ferrol auch für den schnellsten Kurier mindestens zehn Tagesetappen von Paris entfernt war, hatte Villeneuve keine Möglichkeit, eine Bestätigung des Befehls einzuholen. Außerdem überstieg es alle landläufigen Vorstellungen, daß die britische Regierung sich zu einer solchen Handlungsweise herbeilassen könnte. Das ließ es um so eher möglich erscheinen, daß sie mit ihrer List Erfolg hatten. Da war die Admiralität. Heute konnte er dem Pförtner

selbstsicher sagen: »Ich bin zu Mr. Marsden bestellt«, und damit den bitteren Neid einiger Bittsteller erregen, die vorgelassen werden wollten. Auch auf das Formular, das über den Zweck seines Besuches Auskunft geben sollte, konnte er kurz das Wort:›Bestellt‹schreiben. Er brauchte keine zehn Minuten im Wartezimmer zu sitzen, schon drei Minuten, nachdem die Uhr elf geschlagen hatte, wurde er in Marsdens Amtszimmer geholt. Dort waren auch Barrow und Dorsey zugegen. Bei ihrem Anblick mußte sich Hornblower sagen, daß das›Unvorstellbare‹sehr wohl zur Tagesordnung dieser Zusammenkunft gehören konnte.

Er fand es immerhin bemerkenswert, daß der Erste Sekretär sogar Zeit für ein paar freundliche Bemerkungen fand, ehe er zur Sache kam. »Ich kann Ihnen die schmeichelhafte Mitteilung machen, daß Seine Lordschaft über Ferrol ziemlich der gleichen Meinung ist wie Sie.«

»Ich fühle mich dadurch in der Tat sehr geschmeichelt, Sir.« Lord Barham war nicht nur Erster Lord der Admiralität, sondern hatte viele Jahre hindurch das Amt eines Inspekteurs der Marine innegehabt. Davor hatte er eine Flotte geführt. Offenbar war er der Mann, der Calder so geschickt geleitet hatte, daß er Villeneuve den Weg verlegte.

»Seine Lordschaft waren überrascht und besonders erfreut, daß Mr. Barrow so genaue Auskunft über die Verhältnisse in Ferrol geben konnte«, fuhr Marsden fort. »Allerdings konnte sich Mr. Barrow nicht entschließen, ihm zu sagen, daß er sich soeben mit Ihnen darüber unterhalten hatte.«

»Dafür habe ich volles Verständnis«, sagte Hornblower. Dann aber riß er sich zusammen. Es kostete ihn allerhand Überwindung, sein Anliegen vorzubringen. »Könnte man Seine Lordschaft bei dieser Gelegenheit nicht an Admiral Cornwallis' Empfehlung erinnern, mich zum Fregattenkapitän zu befördern?«

Jetzt war es heraus. Aber die beiden Sekretäre ließen durch keinen Mucks erkennen, daß sie überhaupt zugehört hatten.

»Wir haben jetzt Wichtigeres zu erledigen«, sagte Marsden. »Draußen wartet ein Mann. Dorsey, bitte bringen Sie den Geistlichen herein.« Dorsey ging durch das Zimmer und öffnete die Tür. Im nächsten Augenblick kam ein kleiner vierkant gebauter Mann hereingewatschelt. Ehe die Tür wieder zufiel, sah Hornblower draußen einen Seesoldaten in Uniform stehen. Der kleine Mann trug einen Talar und die Perücke eines Geistlichen, aber zu dieser Kleidung wollten die einen halben Zoll langen Stoppeln auf seinen unrasierten Wangen schlecht passen. Erst ein zweiter Blick verriet, daß der Mann Handschellen trug, die mit einer Kette um seinen Leib befestigt waren.

»Dies ist der Reverend Dr. Claudius«, sagte Marsden. »Er ist eben von Newgate eingetroffen. Der Staatssekretär des Innern hat uns liebenswürdigerweise seine Dienste zur Verfügung gestellt - wenigstens für begrenzte Zeit.«

Claudius musterte alle Anwesenden der Reihe nach. Sein wechselnder Gesichtsausdruck wäre für einen Psychologen gewiß von Interesse gewesen. Der Blick seiner schwarzen Augen wirkte kühn, aber zugleich listig und verschlagen. Aus seinen fetten Zügen sprach Angst, zugleich aber auch trotziges Aufbegehren, daneben aber fiel besonders auf, daß er auch jetzt, im Schatten des Todes, seine Neugier nicht unterdrücken konnte. Marsden kam gleich zur Sache.

»Claudius«, sagte er, »Sie sind hierher gebracht worden, um eine Fälschung herzustellen, sofern Sie dazu in der Lage sind.«

Ein kurzes Aufleuchten des fetten Gesichts verriet, daß er begriffen hatte, aber dann versank er gleich wieder in eine so unbewegliche Starre, daß ihm Hornblower darob seine Bewunderung nicht versagen konnte. »Sowohl die einfachste Höflichkeit wie der allgemeine Brauch«, sagte Claudius,

»sollten Ihnen nahelegen, mich mit meinem Doktortitel anzureden. Man hat mich noch nicht meines Standes enthoben, ich bin also nach wie vor Doktor der Theologie.«

»Lassen Sie doch den Unsinn, Claudius«, sagte Marsden. »Nun ja, von kleinen Leuten darf man eben keine Höflichkeit erwarten.« Claudius hatte eine häßliche, rauhe und kratzende Stimme, die vielleicht an seinem Mißerfolg bei der Bewerbung um einen Bischofsstuhl schuld war. Hier aber hatte er gleich bei der ersten Begegnung die Offensive ergriffen - die jener Brief Bonapartes empfahl, den Dorsey in der Hand hielt und in dem es hieß, selbst ein unterlegenes Kontingent sollte einen unerwarteten, kräftigen Gegenangriff führen. Hier aber, in der Admiralität, stieß er dabei auf einen Meister der Taktik.

»Also gut, Herr Doktor«, sagte Marsden. »Die Würde eines Doktors der Theologie verlangt unsere ganze Hochachtung. Mr. Dorsey, bitte übergeben Sie dem Doktor das Schriftstück mit den verbindlichen Empfehlungen Ihrer Lordschaft und der Admiralität und fragen Sie ihn, ob er sich auf Grund seiner großen Erfahrungen in solchen Dingen in der Lage sieht, etwas Ähnliches herzustellen.«

Claudius nahm den Brief in seine gefesselten Hände und studierte ihn mit gerunzelten Brauen.

»Französischen Ursprungs. Das ist klar. Das verrät nicht nur die Sprache, sondern vor allem die übliche Handschrift der französischen Sekretäre. Als noch Friede war, gingen mir eine Menge solcher Schriftstücke durch die Hände.«

»Was sagen Sie zu der Unterschrift?«

»Interessant, diese Arbeit. Sie ist allem Anschein nach mit einer Truthahnfeder geschrieben. Ich müßte mindestens eine Stunde lang üben, ehe ich sie richtig nachmachen kann. Dann die Siegel...«

»Ich habe Abdrücke davon gemacht«, sagte Dorsey.

»Das ist mir nicht entgangen. Aber sie wurden auch mit

bemerkenswertem Geschick vom Papier abgelöst. Ich muß Sie zu Ihrer Leistung in dieser schwierigen Kunst beglückwünschen. Und jetzt -«

Claudius hob den Blick von dem Schreiben und ließ ihn forschend über die Zuhörer schweifen.

»Meine Herren«, sagte er dann, »zu diesem Brief gibt es noch eine Menge zu sagen. Aber ehe ich fortfahre, möchte ich doch einige Sicherheit haben, daß meine Dienste nicht ungelohnt bleiben.«

»Sie haben doch schon Ihre Entlohnung«, sagte Marsden, »Ihre Gerichtsverhandlung wurde um eine Woche verschoben.«

»Eine ganze Woche? Und ich habe in meinen Predigten immer betont, wie schnell die Zeit von einem Sonntag zum nächsten verrinnt. Nein, meine Herren, mir geht es um mein Leben. Ich habe eine unbeschreibliche Abneigung gegen das Aufgehängt werden. Bitte fassen Sie das nicht als Scherz auf.«

Die Szene war voll dramatischer Spannung. Hornblower studierte die Mienen der anwesenden vier Männer - in Marsdens Gesicht entdeckte er leise Spuren zynischer Belustigung, Barrow war augenscheinlich sprachlos über diese plötzliche Forderung, Dorsey zeigte die unbeteiligte Haltung des Untergebenen und Claudius ließ seinen Blick vorsichtig von einem zum anderen wandern. Bei seinem Anblick dachte man unwillkürlich an einen verurteilten Verbrecher in der Arena Roms, der schon die Löwen langsam näherkommen sieht. Barrow brach als erster das Schweigen und sagte zu Marsden: »Soll ich nicht die Wache hereinrufen, Sir? Wir haben ihn ja nicht nötig.«

Die Spannung wurde immer größer.

»Ja, rufen Sie die Wache!« sagte Claudius. Er hob die gefesselten Hände, daß die Kette klirrte. »Bringen Sie mich doch weg und hängen Sie mich gleich morgen! Ob morgen oder erst in einer Woche - wenn mir dieses Ende schon bevorsteht,

dann je eher desto besser. Ihr Herren werdet wohl nie am eigenen Leib erfahren, wie wesentlich das für unsereinen ist. Meine Nächstenliebe läßt mich hoffen, daß Ihnen Lagen wie die meine erspart bleiben. Aber was ich sagte, bleibt darum doch wahr. Sehen Sie also zu, daß ich morgen gehenkt werde.«

Es war schwer zu sagen, ob Claudius jetzt nicht alles auf eine Karte setzte: die zugesagte Verlängerung seines Lebens um eine Woche, so viel wert sie ihm auch sein mochte, gegen die bloße Möglichkeit einer Begnadigung. Aber wie dem auch war, Hornblower konnte dem häßlichen kleinen Mann eine mit Schuldgefühl vermischte Bewunderung nicht versagen. Einsam und ohne Hilfe war er zu seinem letzten Kampf angetreten und hatte es dennoch von sich gewiesen, um Gnade zu bitten - womit er übrigens bei Marsden wohl am wenigsten Gehör gefunden hätte. Jetzt nahm Marsden das Wort.

Er sagte nur: »Sie werden nicht gehenkt.«

Seit Claudius im Zimmer war, hatte sich der Himmel immer mehr verdüstert. Die wenigen Tage sonnigen Sommerwetters waren vorüber, im Themsetal ballten sich wieder einmal die unvermeidlichen Gewitterwolken. Auf Marsdens Worte folgte das leise Grollen des ersten Donners. Hornblower dachte unwillkürlich an den Donner in der Ilias, der den von Zeus geleisteten Eid bekräftigte.

Claudius bedachte Marsden mit einem durchdringenden Blick. »Dann sind wir ja einig, und ich werde Ihnen nun meine Erfahrung in ihrem vollen Umfang verfügbar machen.«

Hornblower bewunderte den Mann aufs neue. Der fette kleine Bursche hatte sich mit den simplen vier Worten Marsdens zufrieden gegeben und auf jedes förmliche Versprechen verzichtet. Als Gentleman hatte er das Wort eines anderen Gentleman ohne weiteres angenommen. Vielleicht hatte ihn der grollende Donner in seinem Vertrauen bestärkt. »Ausgezeichnet«, sagte Marsden, und Claudius begann darauf

sofort mit seinen sachlichen Ausführungen. Er verriet im Anfang nur durch ein Räuspern und etwas zögerndes Sprechen, welche Aufregung er eben durchgemacht hatte.

»Ich möchte zu allererst betonen«, begann er, »daß man bei solchen Unternehmungen leicht über das Ziel hinausschießt. Es ist ganz und gar ausgeschlossen, ein langes handschriftliches Dokument zu fälschen, das von einem anderen herrührt, und damit den Empfänger zu täuschen. Ich nehme an, daß es sich in Ihrem Falle um einen Brief und nicht nur um ein paar Worte handelt. Dann ist es besser, eine genaue Nachahmung gar nicht erst zu versuchen. Andererseits könnte mangelnde Sorgfalt allzu leicht zum Verhängnis führen. Diese Schriftart hier wird, wie ich schon sagte, allgemein von französischen Sekretären geschrieben, ich nehme an, daß sie von jeher in den Schulen der Jesuiten gelehrt wurde. Wir haben doch eine Menge französischer Flüchtlinge hier im Lande. Sehen Sie zu, daß Ihnen einer von denen einen Brief schreibt.«

»Das wäre bestimmt das beste, Sir«, sagte Dorsey zu Marsden. »Noch eins«, fuhr Claudius fort, »lassen Sie den französischen Text durch einen Franzosen abfassen. Sie, meine Herren, mögen sich etwas darauf zugute tun, daß Sie ein gutes, grammatikalisch einwandfreies Französisch schreiben können. Und doch wird jeder Franzose, der ihre Arbeit liest, sofort wissen, daß sie nicht von einem Franzosen stammt. Ich gehe noch weiter, meine Herren: geben Sie einem Franzosen einen englischen Satz und beauftragen Sie ihn, diesen Satz ins Französische zu übersetzen, so wird ein Franzose, der ihn liest, immer noch merken, daß da etwas nicht stimmt. Sie müssen Ihren französischen Text also ab initio durch einen Franzosen verfassen lassen und sich damit begnügen, ihm nur in großen Zügen zu sagen, was er zu schreiben hat.«

Hornblower bemerkte, wie Marsden zustimmend nickte. Offenbar war er von dem Gehörten beeindruckt, wenn er es auch nicht merken lassen wollte. »Und nun, meine Herren«, fuhr

Claudius fort, »kommen wir zu Einzelheiten mehr technischer Art. Ich nehme an, daß Sie Ihren gefälschten Brief an einen See- oder Armeeoffizier senden wollen. In diesem Fall sind Ihre Aussichten auf Erfolg erheblich besser. Handelsherren, seelenlose Bankiers, dickschädelige Kaufleute, die etwas zu verlieren haben, das ihnen wichtiger ist als das Leben anderer Menschen, nehmen alle Dokumente ganz genau in Augenschein, die ihnen zu Händen kommen. Aber auch im Stabe eines Generals kann es diesen oder jenen kleinen Mann geben, der sich wichtig macht, weil er auffallen möchte. Darum muß alles vollkommen sein. Die Unterschrift macht mir nicht viel zu schaffen, ich kann sie so wiedergeben, daß sie vom Original nicht zu unterscheiden ist. Diese Tinte ist in der Kanzlei bestimmt zu haben, es wird nur nötig sein, genaue Vergleiche anzustellen. Für den gedruckten Briefkopf brauchen Sie eigens gegossene Typen, die diesen hier genau entsprechen. Ich nehme an, ihre Beschaffung wird für Sie einfacher sein, als sie für mich gewesen ist.«

»Ja«, entfuhr es Marsden ganz gegen seine Absicht.

»Nun das Papier - « fuhr Claudius fort und prüfte den Bogen mit seinen dicken und doch offenbar feinfühligen Fingern. »Ich muß Ihnen ja auch sagen, wo Sie sich nach dieser Qualität umtun können. Möchten Sie die Güte haben, Sir, mir diesen Bogen hier vor das Licht zu heben. Die Kette behindert meine Bewegungen in höchst lästiger Weise. Danke, Sir. Ja, es ist, wie ich dachte. Ich kenne dieses Papier. Gott sei Dank fehlt das Wasserzeichen, darum ist es wohl nicht nötig, das Papier eigens herstellen zu lassen. Sie wundern sich wohl, meine Herren, warum ich solchen Wert auf genaue Nachahmung des Originals lege, aber Sie werden es ohne weiteres verstehen, wenn Sie nur ein wenig Ihre Phantasie bemühen. Ein einzelnes Dokument erregt meist keinen Verdacht, aber Sie müssen immer bedenken, daß in einem Büro ganze Stöße von Schriftstücken zusammenkommen. Sagen wir, es seien sechs Schreiben

eingegangen, und dann folgte als siebtes ein gefälschtes. Was geschieht? Der Empfänger legt sie so zusammen, wie es die Routine seines Büros erfordert. Wenn sich nun eines dieser Schreiben merklich von all den anderen unterscheidet - mag dieser Unterschied auch noch so geringfügig sein - dann lenkt es dadurch sofort die Aufmerksamkeit aller Beteiligten auf sich. Hinc illae lacrimae. Und wenn gar noch sein Inhalt etwas ungewöhnlich ist - was man unter anderen Umständen vielleicht in Kauf genommen hätte, dann ist alles verloren, und man ruft nach der Polizei. Et ego in arcadia vixi, meine Herren.«

»Das war sehr instruktiv«, sagte Marsden. Hornblower kannte ihn jetzt genau genug, um zu wissen, daß diese paar Worte einer langen Lobrede gleichkamen.

»Meine Herren, ich komme in meiner Predigt zum Schluß«, sagte Claudius. »Sogar auf der Kanzel spürte ich deutlich, wie das nahende Ende die ganze Gemeinde aufatmen ließ, darum möchte ich mich jetzt kurz fassen: Die Art der Auslieferung des gefälschten Dokuments muß genau den sonstigen Gepflogenheiten entsprechen. Um es noch einmal zu sagen: Es gilt vor allem, mit größter Sorgfalt darauf zu achten, daß das gefälschte Dokument unter allen anderen keine besondere Aufmerksamkeit erregt.« Als Claudius das Zimmer betreten hatte, war er unter seinen Bartstoppeln schon blaß gewesen, jetzt, am Ende seiner Vorlesung, hatte sein Gesicht vollends alle Farbe verloren.

»Ob mir die Herren wohl erlauben, daß ich mich einen Augenblick setze?« sagte er. »Ich habe leider nicht mehr die Kraft, deren ich mich einst rühmen konnte.«

»Führen Sie ihn hinaus, Dorsey«, sagte Marsden. »Geben Sie ihm ein Glas Wein. Ich nehme an, daß er auch hungrig ist.«

Wahrscheinlich gewann Claudius bei dem Gedanken an Essen etwas von seiner alten Selbstsicherheit wieder.

»Wie wäre es mit einem Beefsteak, meine Herren?« fragte er.

»Darf ich wirklich auf ein Beefsteak hoffen? Während der vergangenen Woche haben sinnlose Träume von einem Beefsteak meine schrecklichen Vorstellungen vom Tod durch den Strang nur noch verschlimmert.«

»Sorgen Sie dafür, daß er ein Beefsteak bekommt, Dorsey«, sagte Marsden.

Claudius, schon im Begriff zu gehen, wandte sich noch einmal um. Er war etwas unsicher auf den Beinen, aber um seinen Mund spielte ein Lächeln, das hinter den dichten Bartstoppeln gerade noch zu erkennen war. »Zum Dank dafür können Sie damit rechnen, meine Herren, daß ich mein Bestes geben werde, um sowohl König und Vaterland, als auch meinem eigenen Wohl von Nutzen zu sein.«

Als Dorsey und Claudius gegangen waren, wandte sich Marsden sogleich wieder an Hornblower. Trotz der Mittagsstunde war es im Zimmer fast dunkel, da die Gewitterwolken unheimlich drohend am Himmel standen. Plötzlich tauchte ein Blitz alles in helles Licht, ihm folgte unmittelbar ein Donnerschlag wie ein gewaltiger Kanonenschuß, der unvermittelt loskrachte und ohne Widerhall verklang.

Marsden nahm von diesem Naturschauspiel überhaupt keine Notiz. Er sagte: »Seine Lordschaft hat sich bereits prinzipiell damit einverstanden erklärt, daß dieser Täuschungsversuch unternommen wird. Ich habe heute morgen mit ihm darüber gesprochen. Mr. Barrow gedenkt wohl französische Emigranten mit der Formulierung und schriftlichen Ausfertigung der Depeschen zu beauftragen.«

»Das ist in der Tat meine Absicht«, sagte Barrow.

»Dennoch wird es nötig sein, die Ausdrucksweise der Leute zu überprüfen, Sir«, meinte Hornblower.

»Das versteht sich von selbst«, stimmte ihm Barrow zu. »Der Befehl darf vor allem keine Aufträge einschließen, die von vornherein als nicht erfüllbar gelten müßten.« Jetzt schaltete

sich Marsden ein.

»Sie glauben doch auch, daß Ihre Großmutter einmal gelernt hat, wie man Eier aussaugt, nicht wahr, Herr Kapitän?« Seine Frage klang so trocken wie immer. Er wollte Hornblower mit diesem Vergleich daran erinnern, daß die Sekretäre eine jahrelange Erfahrung in der Abfassung von Befehlen besaßen. Hornblower war so klug, diese Zurechtweisung mit einem Lächeln zu quittieren.

»Ich hatte leider nicht bedacht, welche Erfahrung sie darin besaß«, sagte er. »Verzeihen Sie, meine Herren, mir ging es eben nur um den Erfolg des Plans.«

Die Gewalt des Unwetters war jetzt offenbar gebrochen. Ein kühlerer Luftzug stahl sich ins Zimmer, mit ihm drang das Rauschen des wolkenbruchartigen Regens herein, der draußen niederging. Durch das Fenster sah man nur noch die stürzenden Wassermassen, sonst nichts.

»Wir können uns darauf verlassen«, sagte Marsden, »daß Mr. Barrow, Dorsey und Claudius alle Einzelheiten der Aufgabe genau und gewissenhaft erledigen werden. Als nächste wichtige Frage wäre zu erörtern, wie wir den Befehl an Land bringen.«

»Das dürfte der einfachste Teil dieser ganzen Unternehmung sein, Sir«, meinte Hornblower. »Von der französischen Grenze bis Ferrol erstreckt sich die Küste der Biskaya in einer Länge von etwa dreihundert Seemeilen. Sie ist zerklüftet und sehr dünn besiedelt. Zwischen den Felsen gibt es eine Unzahl kleiner, geschützter Buchten. Für die auf See allgegenwärtige Royal Navy sollte es ein leichtes sein, einige Männer dort ungesehen an Land zu setzen.«

»Es freut mich ungemein, daß Sie so darüber denken, Herr Kapitän«, sagte Marsden.

Es folgte eine dramatische, oder besser gesagt melodramatische Pause. Hornblowers Blick wanderte von Marsden zu Barrow und wieder zurück. Um seine Ruhe war es

vollends geschehen, als er die Blicke sah, die die beiden miteinander tauschten.

»Was haben Sie denn im Sinn, meine Herren?« fragte er schließlich. »Liegt es nicht auf der Hand, Herr Kapitän, daß Sie der richtige Mann sind, diese Aufgabe zu übernehmen?«

So sagte Marsden trocken wie immer. Barrow kam ihm zu Hilfe. »Sie kennen Ferrol, Herr Kapitän, Sie waren schon in Spanien und sprechen sogar etwas Spanisch. Klar, daß Sie das Kommando übernehmen sollten.« Das war für Marsden das Stichwort:

»Natürlich. Zumal Sie zur Zeit kein anderes Kommando haben.« Es lag auf der Hand, was diese Bemerkung zu bedeuten hatte. »Das soll doch nicht heißen, meine Herren - «, begann Hornblower. In der Aufregung suchte er vergebens, seinen Protest in Worte zu fassen. »Nein«, fuhr Marsden fort, »das ist keine Pflicht, deren Erfüllung man Ihnen befehlen könnte. Darüber sind auch wir uns im klaren. Es handelt sich hier um eine rein freiwillige Leistung Ihrerseits.«

Wenn man sich verkleidet in Feindesland begab, mußte man gewärtigen, daß man in Unehren hingerichtet wurde. Jedem, der gefaßt wurde, drohte der Galgen, der Strick des Henkers - nein, in Spanien war es der eiserne Kragen der Garotte, da wurde man erdrosselt. Verrenkungen und Krämpfe gingen diesem Ende voraus. Keine Wehrmacht der Welt konnte ihren Offizieren befehlen, dieses Risiko auf sich zu nehmen.

»Ich bin überzeugt, daß wir uns auf jenen Spanier Miranda verlassen können«, sagte Barrow. »Und wenn auch noch ein Franzose mitmachen soll - wir legen Wert darauf, zu erfahren, wie Sie darüber denken, Herr Kapitän -, dann wüßte ich mindestens drei, die uns schon andere wichtige Dienste geleistet haben.«

Es war unvorstellbar, daß sich diese beiden Sekretäre dazu hergeben sollten, ihn um sein›Ja‹zu bitten, da sie doch allgemein

als Männer von Eisen galten. Und doch schien es, als wären sie im Augenblick einer solchen Selbstentäußerung näher denn je in ihrem ganzen Dasein. Die Navy konnte einem Mann befehlen, die höchste, steilste Bordwand eines Linienschiffs zu erklettern und dabei wohlgezieltem Musketenfeuer zu trotzen, die Navy betrachtete es als selbstverständlich, daß jeder dem Tod tapfer ins Auge sah, auch wenn die Kartätschen Breitseite um Breitseite blutige Ernte hielten. Die Navy konnte einen Mann in der dunkelsten Sturmnacht in den Topp schicken, um ein paar Meter Segeltuch zu bergen, und sie konnte ihn hängen oder erschießen oder totpeitschen lassen, wenn er nicht sofort gehorchte. Aber die Navy konnte keinem ihrer Angehörigen befehlen, seine Hinrichtung durch die Garotte zu riskieren, auch dann nicht, wenn die Freiheit der Nation auf dem Spiel stand.

Der Gedanke an diese Freiheit - und die Erinnerung, wie dringend England ihres Schutzes bedurfte - nahm Hornblower völlig gefangen und überschattete jede andersgeartete Überlegung. In der ruhigen Atmosphäre dieses Zimmers hatte er erst gestern die Notwendigkeit eines Seesiegs herausgestellt und die geringen Kosten dagegengehalten, die sein Vorschlag schlimmstenfalls erfordern würde. Jetzt sah es so aus, als ob zu diesen Kosten sein eigenes Leben gehören könnte. Und - und - von wem konnte er annehmen, daß er immer einen klaren Kopf behielt? Wer war seines Wissens in der Lage, notfalls neu zu planen und den Erfordernissen des Augenblicks gerecht zu werden? Und schon tauchten in seiner Phantasie Verbesserungen, Verfeinerungen des ursprünglichen rohen Planes auf, die sein persönliches Eingreifen verlangten. Er mußte mitmachen. In einem Augenblick der Hellsicht fühlte er, daß er nie mehr glücklich sein könnte, wenn er jetzt den Dienst verweigerte. Er mußte ja sagen. »Kapitän Hornblower«, sagte Marsden, »wir haben Admiral Cornwallis' Empfehlung nicht vergessen, daß Sie zum Fregattenkapitän befördert werden sollten.«

Diese Äußerung fügte sich so schlecht in Hornblowers augenblicklichen Gedankengang, sie war so ohne jede Beziehung zu dem, was er hatte sagen wollen, daß er völlig außerstande war, es auszusprechen. Barrow suchte Marsdens Blick und sagte dann ergänzend:

»Wir brauchen darum kein Schiff für Sie zu finden«, sagte er. »Sie könnten ein Kommando bei der Seemiliz bekommen, das mit dem Rang eines Fregattenkapitäns ausgestattet ist. Dann könnten wir Sie zur Sonderverwendung überschreiben.«

Damit war das Gespräch unversehens in eine neue, ganz andere Richtung gelenkt worden. Es drehte sich jetzt um genau das Problem, das Hornblower auf dem Weg hierher gründlich gewälzt hatte - seine Beförderung zum Kapitän. Wenn er jetzt Fregattenkapitän wurde, dann kam er auf die Liste der Kapitäne. Dann war er endlich die Zwischenstufe des Commanders los, der sich jahraus jahrein ärgern mußte, weil es der Brauch wollte, daß er mit dem Titel Kapitän angeredet wurde, obwohl er keiner war. Jetzt hatte er endlich erreicht, daß er den Rang bekam, den sich jeder Seeoffizier bis zum letzten Schiffsjungen erträumte. Wenn man einmal auf der Liste der Kapitäne stand, dann konnte einem nur noch ein Kriegsgericht oder der Tod den weiteren Aufstieg zum Admiral verlegen. Er aber hatte während der letzten Stunde ganz vergessen, an seine Beförderung zu denken, er hatte vor allem seinen Entschluß vergessen, darauf zu dringen. Weniger verwunderlich war es, daß er nicht an die Seemiliz gedacht hatte. Das war eine freiwillige Marinereserve, bestehend aus Fährleuten, Besatzungen von Binnenschiffen und Fischern, die zum aktiven Dienst eingezogen werden konnten, wenn England ein Invasionsversuch drohte. Zur Erfassung und zur Grundausbildung dieser Männer war England in Bezirke eingeteilt, deren jeder einem Kapitän oder Fregattenkapitän unterstand. »Nun, Herr Kapitän?« fragte Marsden. »Ja«, sagte Hornblower, »ich bin bereit.«

Er sah, wie die beiden Sekretäre wieder Blicke wechselten.

Sie waren wohl erleichtert und mit ihrem Erfolg zufrieden, vielleicht beglückwünschten sie einander mit diesen Blicken. Oder freuten sie sich etwa nur, daß sie mit ihrer Bestechung Erfolg gehabt hatten? Er war schon im Begriff, entrüstet in Abrede zu stellen, daß ihn die angebotene Beförderung irgendwie hätte beeinflussen können, aber er schloß den Mund wieder, als ihm das Wort jenes Philosophen einfiel: geredet zu haben hätte ihn schon oft gereut, geschwiegen zu haben noch nie. Er hatte vorhin ganz von ungefähr ein paar Sekunden geschwiegen, das hatte ihm die Beförderung zum Fregattenkapitän eingebracht. Wenn er jetzt nur ein paar Sekunden redete, mochte er diese Beförderung allzu leicht wieder gefährden. Außerdem wußte er, daß diese beiden Zyniker solchen Protesten keinen Augenblick Glauben schenkten. Wenn es schien, als hätte er durch sein Verhalten diese Beförderung quasi eingehandelt, so hatte er den beiden dadurch vielleicht sogar Achtung abgenötigt. Fiel es ihm aber ein, jetzt nachträglich jede Beeinflussung von sich zu weisen, dann stempelte er sich in ihren Augen nur zu einem scheinheiligen Heuchler.

»Dann sorge ich jetzt am besten gleich dafür, daß Sie Miranda kennen lernen«, sagte Marsden. »Außerdem wäre ich Ihnen verbunden, wenn Sie sich einen genauen und ausführlichen Plan für das Unternehmen zurechtlegten und mir mitteilen könnten, damit ich Seine Lordschaft informieren kann.«

»Jawohl, Sir.«

»Aber nur mündlich, bitte. Was mit diesem Plan zusammenhängt, darf auf keinen Fall zu Papier gebracht werden. Ausgenommen Ihr eventueller Abschlußbericht nach geglückter Durchführung des Unternehmens.«

»Ich verstehe, Sir.«

Hatte Marsdens Ausdruck auch nur ein weniges von der gewohnten Härte verloren? Sein letzter Satz war ohne Zweifel

scherzhaft gemeint, und das fiel bei diesem Mann völlig aus dem Rahmen. Da ging Hornblower plötzlich ein Licht auf. Zusätzlich zu seiner Alltagsarbeit hatte der Sekretär eine Verantwortung zu tragen, die ihn unter Umständen bestimmt schwer bedrückte. Weil die ständig wechselnden Ersten Lords und Seelords nicht für die nötige Kontinuität sorgen konnten, waren ihm alle zwielichtigen Aufgaben anvertraut, zu denen etwa das Sammeln von Nachrichten über den Feind gehörte. Aber auch das Ausstreuen falscher Nachrichten fiel in seinen Pflichtenkreis, kurzum alles, was man mit dem häßlichen Wort Spionage zu bezeichnen pflegt. Hornblower konnte sich jetzt vorstellen, wie schwierig es sein mußte, verläßliche Agenten ausfindig zu machen, von denen man mit Sicherheit sagen konnte, daß sie keine Doppelrolle spielten. Marsden fühlte sich in diesem Augenblick offenbar so beglückt und erleichtert, daß er nicht mehr damit hinter dem Berge hielt.

»Ich werde gleich dafür sorgen, daß Ihre Beförderung in der Gazette bekannt gegeben wird«, sagte Barrow, der nie eine Einzelheit außer acht ließ, »dann können Sie sich noch vor Ende der Woche darin lesen.«

»Besten Dank, Sir.«

Als Hornblower wieder auf die Straße trat, regnete es nur noch wenig, aber es sah ganz so aus, als wollte es nicht so bald aufhören. Er hatte keinen Mantel, nicht einmal einen Umhang, aber das machte ihm nichts, er war so glücklich, daß ihn der Regen nicht stören konnte. Jetzt mußte er gehen, gehen und nochmals gehen. Die Tropfen auf seinem Gesicht waren angenehm, außerdem sagte er sich, daß das weiche Regenwasser bestimmt das gräßliche Seesalz lösen würde, von dem alle seine Sachen durchsetzt waren.

Dieser Gedanke vermochte ihn aber nur einen Augenblick von den anderen Überlegungen abzubringen, die in seinem Kopf wühlten wie gefangene Aale in einem Sack. Endlich hatte er es geschafft. Er wurde demnächst Kapitän - aber er wurde

demnächst auch Spion.

C. S. Forester starb, ehe er dieses Buch vollenden konnte, aber die von ihm hinterlassenen Notizen geben uns immerhin eine Vorstellung, wie die Erzählung geendet hätte.

Hornblower muß zunächst eine Schulungszeit durchmachen, um sich auf seine Aufgabe als Spion vorzubereiten. Graf Miranda, mit dem roten Kopf eines Lebemanns, hilft ihm, seine spanischen Kenntnisse aufzufrischen. Dann soll er den Grafen als Diener verkleidet nach Spanien begleiten.›Fortan muß er sorgfältig auf jedes seiner Worte, jede seiner Gesten achten, da sein Leben davon abhängt, daß er sich durch nichts verrät.‹Zuletzt gerät er wegen dieses Spionageauftrags noch in eine ernste Gewissenskrise. Als Hornblower zu dem Schiff gerudert wird, das ihn vom Spithead nach Spanien bringen soll, bedenkt er, daß er auf dieser verhaßten Reise den entscheidenden Schritt macht, daß ihn jeder Schlag der Bootsriemen einer Zeit unerhörter körperlicher und geistiger Belastung entgegenfährt, einer Zeit, in der ihm ständig das Gespenst eines schändlichen, grausamen Endes greifbar vor Augen stehen würde... Er schwankt, will kehrtmachen, aber sein Pflichtgefühl siegt. Der gefälschte Brief wird Villeneuve ausgeliefert und bestimmt den französischen Admiral, sofort auszulaufen und sich zum Kampf zu stellen. Darauf hat Nelson gewartet.

Der Sieg von Trafalgar ist die Folge. Von da an nimmt die Weltgeschichte einen anderen Lauf.

2 HORNBLOWER UND DIE WITWE McCOOL

Die Kanalflotte suchte endlich Schutz, da die heulenden

Weststürme sich allmählich zu solcher Gewalt gesteigert hatten, daß Rümpfe, Segel und Tauwerk ihnen nicht mehr gewachsen waren. Neunzehn Linienschiffe und sieben Fregatten unter dem Admiral Lord Bridport, dessen Flagge auf der *Victory* wehte, hatten die Blockade von Brest unterbrochen, die nun schon seit sechs Jahren im Gange war. Jetzt rundeten sie Berry Head und ankerten in der geschützten Tor Bay. Ein Nichtseemann, dem der Sturm um die Ohren pfiff, hätte vielleicht das Recht gehabt, sich über den fragwürdigen Schutz zu wundern, den es hier gab, aber für die abgekämpften, müden Besatzungen, die sich so lange im Seegang der Biskaya abgequält hatten und nun endlich der Felsenküste der Bretagne den Rücken kehren durften, war diese gischtgepeitschte Reede ein Paradies. Man konnte sogar Boote nach Brixham und Torquay entsenden, die dann mit Post und Frischwasser zurückkehrten. An Bord der meisten Schiffe hatten Offiziere und Mannschaften beides seit drei Monaten entbehren müssen. Selbst an jenem kalten Wintertag war es eine reine Freude, den Mund zu öffnen und einen Schluck frischen, klaren Wassers durch die Kehle rinnen zu lassen, das so ganz anders schmeckte, als die stinkende grüne Brühe, die noch gestern unter Bewachung ausgegeben wurde.

Der jüngste Leutnant von HMS *Renown* ging in seinem warmen Peajackett an Deck auf und ab, während sein vor Anker liegendes Schiff schwerfällig in der Dünung rollte. Der schneidende Wind bewirkte, daß ihm die Augen tränten, dennoch hielt er unermüdlich Ausschau durch seinen Kieker, weil er als Signaloffizier dafür verantwortlich war, daß alle Nachrichten schnell abgelesen und weitergegeben wurden. Um diese Zeit war es ohnehin üblich, daß Meldungen über Kranke und Proviantbestand durchkamen und daß Kommandanten und Admirale der Unterhaltung pflogen. Einladungen zum Dinner waren hierhin und dorthin weiterzugeben, auch Neuigkeiten wurden auf diesem Wege verbreitet.

Jetzt beobachtete er ein kleines Boot, das von der

französischen Prise kam, die gestern im Kanal gekapert worden war. Schwer arbeitend hielt das kleine Fahrzeug auf die *Renown* zu. Hart, der Steuermannsmaat der *Renown* war als Prisenkommandant an Bord geschickt worden und hatte die gefährliche Sturmfahrt wie durch ein Wunder heil überstanden. Jetzt lag die Prise sicher inmitten der Flotte vor Anker, und Hart kam auf sein Schiff zurück, um irgendeine Meldung zu machen. Das ging den Signaloffizier zunächst kaum etwas an. Hart machte nur einen aufgeregten Eindruck, als er an Bord kam, und eilte mit seiner Nachricht alsbald unter Deck, nachdem er sich so kurz wie möglich beim Wachhabenden Offizier an Bord gemeldet hatte. Aber schon nach wenigen Minuten mußte der Signal-Leutnant dann erleben, daß ihn zu dieser ungewohnten Stunde der Dienst geradezu überfiel.

Kapitän Sawjer selbst erschien an Deck. Hart folgte ihm, um die korrekte Übermittlung der Nachrichten zu beaufsichtigen. »Mr. Hornblower!«

»Sir?«

»Setzen Sie bitte dieses Signal.«

Es war vom Kommandanten an den Admiral persönlich gerichtet. Der Anfang war einfach, denn es waren nur zwei Signalgruppen nötig, um das Signal›*Renown* an Flagge‹zu geben. Dann folgten andere Fachausdrücke, die ebenfalls leicht wiedergegeben werden konnten, wie Prise, französische und Brigg, dann aber folgten Namen, die Buchstabe um Buchstabe signalisiert werden mußten. Das Ganze hieß: Die Prise ist das französische Staatsfahrzeug Brigg *Esperance*. An Bord befindet sich Barry McCool. »Mr. James«, brüllte Hornblower. Der Signalfähnrich stand direkt neben ihm, aber es war nun einmal der Brauch, daß man Fähnriche anschrie. Ein Leutnant ohne nennenswertes Dienstalter sah sich dazu besonders veranlaßt.

Hornblower nannte ihm die Flaggen, und gleich darauf stieg das Signal zur Rahnock empor. Die Flaggleinen schlugen hin

und her, als der Sturm an den Flaggen riß. Kapitän Sawjer wartete an Deck auf die Antwort, offenbar handelte es sich um eine wichtige Angelegenheit. Hornblower las das Signal noch einmal durch, denn bisher hatte er es nur als eine alltägliche Nachricht betrachtet, die übermittelt werden sollte. Aber selbst als er es zum zweitenmal las, hätte er nicht sagen können, warum es so wichtig sein sollte. Zwei endlose Jahre, die erst vor drei Monaten zu Ende gegangen waren, hatte er in spanischer Kriegsgefangenschaft zugebracht, und darum war auch seine Kenntnis der neuesten Geschichte lückenhaft. Eben darum wußte er auch mit den Namen Barry McCool nichts anzufangen. Dem Admiral aber schien dieser Name allerhand zu bedeuten, denn es war kaum genug Zeit vergangen, ihn unter Deck von der Meldung zu unterrichten, da stieg auch schon an der Rah der *Victory* eine Flagge empor.›Flagge an *Renown*.‹Hornblower las die Flaggen ab, sobald sie ausgerissen wurden, und hatte ihre Bedeutung sofort erfaßt:›Ist McCool noch am Leben?‹

»Antwort: Ja«, sagte Kapitän Sawjer.

Kaum wehte das Ja, da flatterte auf der *Victory* schon das nächste Signal.›Holen Sie ihn sofort an Bord. Kriegsgericht tritt zusammen.‹Ein Kriegsgericht! Was mochte dieser McCool denn verbrochen haben? War er ein Deserteur? Aber die Verhaftung eines gewöhnlichen Deserteurs war doch keine Angelegenheit, mit der sich der Flottenchef persönlich zu befassen pflegte. Oder war er etwa ein Verräter? Verräter pflegte man auch nur ausnahmsweise an Bord abzuurteilen. Aber mochte dem sein wie immer, ein Wort des Kommandanten genügte, daß Hart wieder auf seine Prise zurückeilte, um seinen geheimnisvollen Gefangenen an Bord zu holen, während auf der *Victory* ein Signal um das andere hochging, um das Kriegsgericht auf die *Renown* einzuberufen.

Hornblower war vollauf damit beschäftigt, die Signale abzulesen, und fand darum kaum Zeit für einen neugierigen Blick, als Hart seinen Häftling und dessen Seekiste an

Backbordseite an Deck heißen ließ. Der Gefangene war jung, groß und schlank gewachsen, seine Hände waren auf dem Rücken gefesselt - darum mußte er aufgeheißt werden. Er trug keine Kopfbedeckung, sein langes rotes Haar wehte lose im Wind. Seine blaue Uniform mit den roten Aufschlägen war offenbar die der französischen Infanterie. Der Name, diese Uniform und die roten Haare zusammengenommen ließen Hornblower alsbald vermuten, was dem Mann drohte. Dieser McCool war ohne Zweifel ein Ire. Hornblower wußte, daß während seiner Gefangenschaft in Ferrol in Irland ein blutiger Aufstand ausgebrochen war. Iren, die damals entkommen waren, hatten sich scharenweise in Frankreich zum Militärdienst gemeldet. Sicher war McCool einer von diesen Überläufern, aber das erklärte noch längst nicht, warum ihn der Admiral persönlich vor Gericht stellte, statt ihn wie üblich der zivilen Gerichtsbarkeit zu übergeben.

Hornblower mußte noch eine Stunde warten, ehe er den Grund erfuhr. Er wurde erst darüber aufgeklärt, als um zwei Glasen, während der nächsten Wache, in der Messe das Dinner aufgetragen wurde.

»Morgen früh haben wir eine hübsche kleine Feier zu erwarten«, sagte Clive, der Schiffsarzt, und fuhr sich mit einer Geste an den Hals, die Hornblower widerlich fand.

»Ich hoffe, daß sich diese Hinrichtung heilsam auswirken wird«, sagte Roberts, der Zweite Offizier. Das untere Ende des Tisches, an dem er saß, war im Augenblick zum Kopf der Tafel avanciert, da Buckland, der Erste Offizier, durch die Vorbereitungen für das Kriegsgericht abgehalten war, an der Mahlzeit teilzunehmen.

»Warum soll dieser Mann denn nun eigentlich hier an Bord gehängt werden?« fragte Hornblower.

Roberts maß ihn mit einem verweisenden Blick. »Er ist ein Deserteur«, sagte er. »Aber Sie sind erst kurz an Bord und

können es darum nicht wissen. Im Jahre 98 habe ich ihn selbst hier an Bord angemustert. Hart erkannte ihn auf den ersten Blick.«

»Und ich dachte, er sei ein Aufständischer gewesen.«

»Ja, das war er auch«, sagte Roberts. »1798 bot der Eintritt in das Heer oder in die Marine diesen Leuten die beste, ja wohl die einzige Möglichkeit, aus Irland herauszukommen.«

»Jetzt verstehe ich«, sagte Hornblower.

»Wir konnten in jenem Herbst an die hundert Mann bekommen«, sagte Leutnant Smith.

Und kein Mensch fragte danach, wes Geistes Kind diese Burschen waren, dachte Hornblower. Das Vaterland lag in einem Kampf auf Leben und Tod und hatte darum Seeleute so nötig wie ein Ertrinkender die Atemluft. Da war eben jeder menschliche Rohstoff gut genug, sie daraus zu schaffen.

»Unser McCool desertierte in einer finsteren Nacht, als wir in Flaute vor Penmarks lagen«, erklärte Roberts. »Er kroch durch eine Geschützpforte der untersten Batterie und nahm eine Gräting mit, die ihn im Wasser trug. Wir glaubten erst, er sei ertrunken, aber dann kam Nachricht aus Paris, daß er dort wieder seinem alten Geschäft nachging. Ja, er brüstete sich sogar damit, und dadurch erfuhren wir, daß er O'Shaughnessy war. Unter diesem Namen hatten wir ihn nämlich hier an Bord.«

»Wolfe Tone trug auch eine französische Uniform«, sagte Smith. »Dennoch hätte man ihn aufgehängt, wenn er sich nicht selbst vorher die Gurgel durchgeschnitten hätte.«

»Die fremde Uniform kann einen Deserteur nur zusätzlich belasten«, sagte Roberts.

Hornblower hatte jetzt eine Menge Stoff zum Nachdenken. Da war vor allem diese widerliche Aussicht auf die Exekution, die morgen früh stattfinden sollte. Dann ging ihm die irische Frage durch den Kopf, für die es allem Anschein nach keine

Lösung gab. Je mehr er darüber nachdachte, desto mehr schwand alle Klarheit. Dabei konnte es gar kein Problem geben, wenn man nur die nackten Tatsachen gelten ließ. Irland konnte im Augenblick nur zwischen zwei Großmächten wählen, denen es sich unterwarf: England oder Frankreich. In einer Welt, die sich im Kriegszustand befand, gab es keine andere Möglichkeit. Es schien aber geradezu unglaublich, daß ein Volk im Ernst danach trachtete, sich von der englischen Herrschaft zu befreien - selbst wenn man die katholischen Querelen und das Übel der jenseits der Grenzen lebenden Grundbesitzer in Betracht zog - und sich statt dessen der Raubgier, der Grausamkeit und der Bestechlichkeit der französischen Republik auszuliefern. Darum war es im höchsten Grade unlogisch, wenn jemand sein Leben aufs Spiel setzte, um einen solchen Wandel herbeizuführen. Aber Patriotismus, so stellte Hornblower in bedrückter Stimmung fest, hatte nun einmal mit Logik nichts zu tun, und gerade die nackten Tatsachen wurden darum von den Patrioten am wenigsten beachtet.

Aber auch an den englischen Methoden war eine Menge auszusetzen. Wolfe Tone und Fitzgerald waren in den Augen des irischen Volks zweifellos echte Märtyrer, und McCool war auf dem besten Wege, die gleichen Ehren zu erlangen. Es gab in der Tat kein wirksameres Mittel, einer Idee Adel und innere Kraft zu verleihen, als ein paar Märtyrer, die für sie den Tod auf sich nahmen.

Die Hinrichtung McCools konnte nur das Feuer nähren, das England unbedingt zu löschen suchte. Zwei Völker rangen hier miteinander, weil Vaterlandsliebe und Selbsterhaltungstrieb ihnen das ihrer Meinung nach geboten. Gerade wegen dieser edlen Beweggründe aber war ein befriedigendes Ende dieses Kampfes vorläufig nicht abzusehen.

Jetzt betrat Buckland, der Erste Offizier, die Messe. Er hatte den gleichen abwesenden Blick wie die meisten Ersten Offiziere, die schwer an ihrer Verantwortung zu tragen hatten.

Seine Augen glitten flüchtig über die versammelten Tischgäste hin, und die jungen Offiziere, die schon ahnten, daß nun diesem oder jenem eine unerfreuliche Aufgabe zugeteilt werden könnte, gaben sich alle Mühe, nicht aufzufallen. Aber Buckland griff sich - wie konnte es anders sein - den allerjüngsten Leutnant heraus. »Mr. Hornblower«, sagte er.

»Sir?« meldete sich Hornblower und gab sich alle Mühe, den Druck nicht zu verraten, der sich auf ihn nieder senkte.

»Ich übertrage Ihnen hiermit die Verantwortung für den Gefangenen.«

»Sir?« sagte Hornblower wieder, aber diesmal mit ganz anderer Betonung.

»Hart wird beim Kriegsgericht als Zeuge aussagen«, erklärte Buckland - es war von ihm ein großes Entgegenkommen, daß er sich überhaupt zu dieser Erklärung seiner Absicht herabließ. »Der Wachtmeister ist ein Dummkopf, das wissen Sie selbst. Ich möchte aber, daß McCool in guter Verfassung zur Verhandlung kommt und daß er sich auch nachher nichts antut. Damit wiederhole ich wörtlich, was mir der Kommandant sagte.«

»Aye aye, Sir«, sagte Hornblower, da es sonst nichts darauf zu sagen gab. »McCool darf uns also keine Geschichten machen, wie seinerzeit Wolfe Tone«, sagte Smith.

Wolfe Tone hatte sich in der Nacht vor seiner Hinrichtung die Gurgel durchgeschnitten und war dann nach einer Woche gestorben. »Wenn Sie zu dieser Aufgabe etwas nötig haben, dann sagen Sie es mir«, sagte Buckland zu Hornblower. »Aye aye, Sir.«

»Vier Fallreep!« schrie plötzlich eine Stimme oben an Deck, und Buckland eilte sofort hinaus. Die Ankunft eines hohen Offiziers war das Zeichen, daß sich das Kriegsgericht zu versammeln begann.

Hornblower hatte sein Kinn auf die Brust sinken lassen. Die Welt war hart und erbarmungslos, und er selbst war ein Offizier

im härtesten und erbarmungslosesten Dienst, den es in dieser Welt gab - in einem Dienst, in dem man ebensowenig sagen durfte›ich kann nicht‹wie›ich wage es nicht‹.

»Pech, mein lieber Horny«, sagte Smith überraschend freundlich, und auch die anderen Tischgenossen gaben murmelnd ihr Mitgefühl kund. »Es gibt nichts anderes, als zu gehorchen, junger Mann«, sagte Roberts ungerührt.

Hornblower erhob sich von seinem Stuhl. Er traute sich nicht, etwas zu sagen, darum verabschiedete er sich mit einer stummen Verbeugung von der Tischgesellschaft.

»Da ist er - es fehlt ihm nichts, Mr. Hornblower«, meldete ihm der Wachtmeister, als er in der Finsternis des unteren Zwischendecks angelangt war. Der Posten der Seesoldaten trat beiseite, der Wachtmeister hielt seine Läuferlaterne vor das Schlüsselloch in der Tür und schob den Schlüssel hinein. »Ich habe ihn in diese leere Last gesperrt, Sir«, fuhr der Wachtmeister fort. »Zwei meiner Unteroffiziere sind bei ihm.«

Als die Tür aufging, sah man, daß drinnen auch eine Läuferlaterne brannte. Die Luft in dem Raum war miserabel; McCool hockte auf einer Kiste, die beiden Unteroffiziere saßen an Deck und lehnten sich mit dem Rücken an die Schottwand. Die Unteroffiziere erhoben sich, als sie des Offiziers ansichtig wurden, aber auch als sie standen war kaum Platz für zwei Mann mehr. Hornblower sah sich kritisch in der Zelle um, offenbar war es nicht möglich, aus diesem Raum zu fliehen, auch eine Gelegenheit zum Selbstmord schien es hier nicht zu geben. Zuletzt nahm er seine ganze Kraft zusammen und blickte McCool in die Augen. »Sie sind mir zur Bewachung übergeben worden«, sagte er. »Das freut mich sehr, Mr. - Mr. -« sagte McCool und erhob sich von seiner Kiste. »Hornblower.«

»Es ist mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen, Mr. Hornblower.« McCool sprach ein kultiviertes Englisch, nur eine Spur irischen Tonfalls verriet seine Herkunft. Er hatte seine

roten Locken zu einem netten Schwänzchen geflochten, seine blauen Augen strahlten selbst in dem schwachen Kerzenlicht mit ungewöhnlicher Kraft. »Haben Sie irgendwelche Bedürfnisse?« fragte ihn Hornblower. »Gewiß, ich möchte gern etwas essen und trinken«, antwortete ihm McCool. »Seit die *Esperance* gekapert wurde, habe ich nichts mehr über die Lippen gebracht.« Das war gestern gewesen. Der Mann hatte also seit mehr als vierundzwanzig Stunden weder Nahrung noch Wasser bekommen.

»Ich werde dafür sorgen«, sagte Hornblower. »Haben Sie sonst noch Wünsche?«

»Eine Matratze, ein Kissen - irgendeine Unterlage, auf der ich sitzen kann«, sagte McCool. Dabei zeigte er auf seine Seekiste. »Ich trage einen anständigen Namen, aber ich möchte nicht, daß er mir in die Haut gepreßt wird.«

Die Seekiste war ein wunderbares Stück aus Mahagoniholz. Ihr Deckel war eine starke Holzplanke, deren Oberfläche so weit abgemeißelt war, daß sein Name B. I. McCool als Hochrelief herausragte.

»Gut, ich werde Ihnen auch eine Matratze kommen lassen«, sagte Hornblower.

An der Tür erschien ein Leutnant in Uniform.

»Ich heiße Payne und bin vom Stab des Admirals. Ich habe den Befehl, diesen Mann zu durchsuchen.«

»Tun Sie das«, sagte Hornblower. »Meine Erlaubnis haben Sie«, sagte McCool.

Der Wachtmeister und seine Unteroffiziere mußten die überfüllte Zelle verlassen, damit Payne seinen Auftrag erfüllen konnte. Hornblower stand in der Ecke und sah ihm zu. Payne arbeitete schnell und genau. McCool mußte sich nackt ausziehen, dann untersuchte Payne seine Kleidungsstücke mit aller Sorgfalt, einschließlich des Futters, der Nähte und der Knöpfe. Er knüllte die Sachen hier und dort zusammen und hielt

dabei das Ohr an den Stoff, ob er versteckte Papiere knistern hörte. Dann kniete er vor der Seekiste nieder. Der Schlüssel stak im Schloß, so daß er den Deckel hochheben konnte. Uniformen, Hemden, Unterzeug, Handschuhe - jedes Stück wurde herausgenommen, geprüft und beiseite gelegt. Zwei kleine Kinderportraits nahm Payne besonders in Augenschein, konnte aber nichts Verdächtiges daran entdecken.

»Die Dinge, nach denen Sie suchen«, sagte McCool, »wurden alle über Bord geworfen, ehe das Prisenkommando die *Esperance* erreichte. Sie finden hier kein Material, das meine Landsleute verraten könnte, darum hätten Sie sich diese Arbeit ersparen können.«

»Sie können sich wieder anziehen«, sagte Payne kurz angebunden zu McCool. Er nickte Hornblower zu und eilte wieder davon. »Die Höflichkeit dieses Mannes ist geradezu überwältigend«, sagte McCool und knöpfte sich die Hose zu.

»Ich will jetzt sehen, daß Sie bekommen, was sie wünschten«, sagte Hornblower.

Er schärfte dem Wachtmeister und seinen Unteroffizieren noch größte Wachsamkeit ein, dann eilte er nach oben, um anzuordnen, daß McCool etwas zu essen bekam. Nach kurzer Zeit war er wieder zurück. McCool leerte gierig seinen Liter Wasser und bemühte sich, mit dem Hartbrot und dem Salzfleisch fertig zu werden.

»Ein Kunststück ohne Messer und Gabel«, bemerkte er. »Die gibt es nicht«, antwortete Hornblower ausdruckslos. »Ich verstehe.«

Es war seltsam, dazustehen und diesen Mann zu beobachten, der morgen sterben sollte und jetzt ziemlich hilflos an dem zähen Stück Fleisch herumnagte, das er mit beiden Händen an den Mund hielt.

Das Schott, an dem Hornblower lehnte, zitterte leicht und das Dröhnen eines Schusses drang gedämpft zu ihm herunter. Es

war dies das Zeichen, daß das Kriegsgericht eröffnet wurde. »Gehen wir jetzt?« fragte McCool. »Ja.«

»Dann kann ich also dieses köstliche Fleisch einfach liegen lassen, ohne gegen die guten Sitten zu verstoßen?«

Zwei Seesoldaten gingen voran, ihnen folgte McCool, dann kam Hornblower und endlich zum Abschluß die beiden Unteroffiziere. So kletterten sie hintereinander die Niedergänge zum Großdeck hinauf. »Diese Decks habe ich oft mit weniger Getue betreten«, sagte McCool und sah sich mit wachen Blicken um.

Hornblower gab sorgfältig acht, daß er nicht plötzlich ausbrach und über Bord sprang.

Das Kriegsgericht: Schimmernde Goldborten und kalte, seelenlose, aber zweckbestimmte Fragen. Währenddessen schwoite die *Renown* vor ihrem Anker, und das Balkenwerk des Schiffes übertrug das Vibrieren der Takelage im Sturm. Identitätsnachweis, wieder barsche Fragen.

»Ich wüßte nichts zu sagen, was inmitten dieser Wahrzeichen der Tyrannei Gehör fände«, gab McCool auf eine Frage des Vorsitzenden zur Antwort. Es nahm nur fünf Minuten in Anspruch, einen Mann zum Tode zu verurteilen: »Das Gericht hat Sie, Barry Ignatius McCool, verurteilt, daß Sie am Halse aufgehängt werden sollen, bis Sie tot sind.«

Die Last, in die Hornblower McCool jetzt zurückbrachte, war nun die Todeszelle eines Verurteilten. Ein Fähnrich kam hinter ihnen hergeeilt und nahm vor Hornblower Haltung an, kaum daß sie angekommen waren. »Der Kommandant läßt bitten, Sir, er möchte Sie sprechen.«

»Gut«, sagte Hornblower, »ich komme.«

»Der Admiral ist bei ihm, Sir«, fügte der Fähnrich in einer Anwandlung von Vertraulichkeit hinzu.

Konteradmiral der Ehrenwerte Sir William Cornwallis hielt

sich zusammen mit Payne und dem Kapitän Sawjer in der Kajüte des Kommandanten auf. Als ihm Hornblower vorgestellt worden war, kam er sofort zur Sache.

»Sie sind also der Offizier, der mit der Vollstreckung dieses Todesurteils beauftragt wurde, nicht wahr?« fragte er.

»Jawohl, Sir.«

»Dann hören Sie einmal gut zu, was ich Ihnen sage, junger Herr.«

Cornwallis war ein besonders beliebter Admiral. Er war streng, aber doch gütig, sein Mut und sein berufliches Können waren über jedes Lob erhaben.

Unter dem Spitznamen Billy Blue war er der Held unzähliger Anekdoten und Shanties. Aber ehe er jetzt für das was er sagen wollte geeignete Worte fand, verriet er eine Unschlüssigkeit, die nicht zu seiner sonstigen Wesensart passen wollte. Hornblower wartete bis er fortfuhr.

»Also hören Sie zu«, wiederholte Cornwallis, »der Mann hält mir keine Reden mehr, wenn er den Strick um den Hals hat.«

»Soll das unterbleiben, Sir?« fragte Hornblower.

»Ja«, fuhr Cornwallis fort. »Ein Viertel der Besatzung dieses Schiffes sind Iren. Lieber ginge ich mit einem offenen Licht in die Pulverkammer, als daß ich diesen McCool eine Ansprache an seine Landsleute halten ließe.«

»Ich verstehe, Sir«, sagte Hornblower.

Bei solchen Hinrichtungen gab es einen gespenstischen Brauch. Seit undenklichen Zeiten wurde dem verurteilten Mann gestattet, an die Zuschauer Abschiedsworte zu richten.

»Hängt den Kerl auf«, sagte Cornwallis, »dann sehen die Leute, was sie zu erwarten haben, wenn sie weglaufen. Aber wehe, wenn er den Mund auftut - der Bursche macht sie alle verrückt. Dann haben wir sechs Monate zu tun, bis sie wieder Vernunft annehmen.«

»Jawohl, Sir.«

»Also sehen Sie zu, wie Sie zurecht kommen, junger Herr. Meinetwegen pumpen Sie ihn voll Rum. Aber denken Sie immer daran: Wenn Sie ihn reden lassen, dann geschieht das auf Ihre eigene Gefahr.«

»Aye aye, Sir.«

Payne folgte Hornblower, als er entlassen war und die Kajüte verließ.

»Stopfen Sie ihm den Mund doch mit Twist«, schlug er vor. »Da seine Hände gefesselt sind, kann er ihn nicht herausholen.«

»Ja«, sagte Hornblower, dem es dabei kalt über den Rücken lief.

»Ich habe einen Priester für ihn gefunden«, fuhr Payne fort, »aber der Mann ist auch ein Ire. Wir können uns nicht darauf verlassen, daß er McCool sagt, er solle den Mund halten.«

»Ja«, sagte Hornblower wieder.

»Dieser McCool ist ein verdammt gerissener Bursche. Natürlich hat er alles über Bord geworfen, ehe er uns in die Hände fiel.«

»Was hatte er eigentlich vor?« fragte Hornblower.

»Er wollte in Irland landen und neue Unruhe stiften. Ein Glück, daß wir ihn erwischten, ein Glück auch, daß wir ihn als Deserteur unter Anklage stellen konnten, weil uns dadurch rasches Handeln möglich war.«

»Ja«, sagte Hornblower.

»Verlassen Sie sich nicht darauf, den Mann betrunken zu machen«, sagte Payne, »wenn Ihnen Billy Blue das auch empfohlen hat. Ob betrunken oder nüchtern, diese Iren haben immer eine lose Zunge. Glauben Sie mir, ich habe Ihnen bestimmt einen guten Rat gegeben.«

»Ja«, sagte Hornblower abermals und gab sich Mühe zu verbergen, daß ihn wieder ein Schauder packte.

Als er dann die Zelle des Verurteilten aufsuchte, war ihm zumute, als hätte man ihn selbst verurteilt. McCool saß auf der Strohmatratze, die ihm Hornblower hatte zukommen lassen, und die beiden Wachtmeistersmaate hielten ihn immer noch unter Beobachtung.

»Sieh da, mein Henker«, sagte McCool mit einem Lächeln, das beinahe ungezwungen wirkte.

Hornblower machte keine langen Umschweife, weil er nicht wußte, wie er das Thema taktvoll anschneiden sollte. »Morgen -«, begann er.

»Ja, was ist morgen?«

»Morgen sollen Sie keine Rede halten.«

»Wie, es soll mir nicht erlaubt sein, von meinen Landsleuten Abschied zu nehmen?«

»Nein.«

»Sie berauben also einen Verurteilten des letzten Rechts, das ihm gestattet ist?«

»Ich habe den Befehl, es zu tun«, sagte Hornblower.

»Und darum wollen Sie es notfalls mit Gewalt durchsetzen, wie?«

»Ja.«

»Darf ich fragen wie?«

»Ich könnte Ihnen den Mund mit Twist stopfen«, sagte Hornblower brutal. McCool warf einen Blick auf sein blasses, angespanntes Gesicht. »Sie scheinen mir kein Henker aus Überzeugung zu sein«, sagte er. Dann schien ihn plötzlich eine neue Idee gefangen zunehmen: »Was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen Ihre ganze Sorge ersparte?«

»Wie wollten Sie das machen?«

»Ich könnte Ihnen mein Wort geben, nichts zu sagen.« Hornblower versuchte seine Zweifel zu verbergen, ob er einem

Fanatiker Vertrauen schenken durfte, der schon den Tod vor sich sah. »Nein, nein, Sie brauchen sich nicht nur auf mein Wort zu verlassen«, sagte McCool mit bitterem Unterton. »Wenn Sie wollen, können wir eine Übereinkunft treffen. Sie brauchen Ihren Teil nicht zu erfüllen, wenn ich den meinen nicht schon vorher erfüllt habe.«

»Eine Übereinkunft? Wie stellen Sie sich das vor?«

»Erlauben Sie mir, an meine künftige Witwe einen Brief zu schreiben, und versprechen Sie mir, ihr den Brief und meine Seekiste zu übersenden - Sie sehen ja wohl, daß dieses schöne Stück auch das Gefühl anspricht. Ich verspreche Ihnen dafür, von dem Augenblick an, da ich diese Zelle verlasse, kein Wort mehr zu sprechen, bis - bis.« Selbst ein McCool begann da zu stammeln. »Ist Ihnen das nicht genug?«

»Nun ja«, sagte Hornblower zögernd.

»Wenn Sie wollen, können Sie den Brief gern lesen«, fügte McCool hinzu. »Sie haben ja selbst gesehen, wie der andere Herr meine Seekiste durchsuchte. Wenn Sie diese Sachen nach Dublin senden, können Sie doch sicher sein, daß sie nichts enthalten, was Sie mit Verrat bezeichnen würden.«

»Ich möchte den Brief lesen, ehe ich mich einverstanden erkläre«, sagte Hornblower.

Hier schien sich die Möglichkeit zu bieten, daß er auf billige Art einen schrecklichen Konflikt vermied. Wahrscheinlich machte es wenig Mühe, einen Küstensegler zu finden, der nach Dublin bestimmt war, ihm konnte er Brief und Seekiste für wenige Shilling anvertrauen. »Ich schicke Ihnen gleich Feder, Tinte und Papier«, sagte Hornblower. Es war jetzt auch an der Zeit, die anderen gräßlichen Vorbereitungen zu treffen. An der Backbord-Fockrah mußte ein Jolltau geschoren werden, wobei man besonders darauf achten mußte, daß das Ende leicht durch den Block lief. Dann mußte man dieses Ende beschweren und dort mit Kreide einen Kreis zeichnen, wo es auf der Laufbrücke

aufstieß. Außerdem mußte man darauf achten, daß sich die Schlinge leicht zuzog. Mit Buckland war zu vereinbaren, daß er rechtzeitig zehn Mann zum Holen stellte. Hornblower erledigte das alles wie in einem bösen Traum.

Als er wieder in die Todeszelle gelangte, war McCool blaß und hellwach, aber er brachte es doch fertig, sich ein Lächeln abzunötigen. »Sie sehen, daß es mir nicht leicht fiel, die Muse für mich einzunehmen.« Zu seinen Füßen lagen ein paar Bogen Papier. Als Hornblower sie näher ansah, stellte er fest, daß sie allem Anschein nach mit Ansätzen zu einem Gedicht beschrieben waren; jedenfalls wimmelte es von Strichen und Änderungen.

»Hier haben Sie den Brief«, sagte McCool und übergab ihm einen anderen Bogen.

»Meine liebe Frau‹, begann das Schreiben.›Es fällt mir sehr schwer, Dir, meiner Teuersten, Lebewohl zu sagen - ‹

Hornblower mußte sich mit aller Gewalt zwingen, den Brief zu Ende zu lesen. Ihm war, als müsse er durch einen Nebel schauen, um die Worte auszumachen. Aber es waren nur die Worte eines Mannes an seine geliebte Frau, die er nie wieder zu Gesicht bekommen sollte. Das zum mindesten war klar. Er zwang sich mit Gewalt, die Sätze eines liebenden Gatten zu lesen. Am Schluß hieß es noch:

›Ich füge Dir ein schlechtes Gedicht bei, das Dir in kommenden Jahren helfen soll, Dich meiner zu erinnern, meine Liebste. Und nun lebe wohl, bis wir uns im Himmel wiedersehen. Dein Mann, der Dir die Treue hält bis in den Tod, Barry Ignatius McCool.‹Dann folgte das Gedicht.

Mächte des Himmels, steht mir bei im Tod! Die Biene hebt sich hoch im morgendlichen Rot. Ich dreh den Kopf ihr nach und folg ihr mit dem Blick. O Stadt, du ohne Herz, du raubst mein letztes Glück. Das Böse lauert dort, faß Mut und zwing es nieder Das C ist wie die See, die steigt und senkt sich wieder.

Ein Rund und noch ein Rund, dreht suchend sie im Kreise Bis endlich Licht ihr zieht aus der gereimten Weise. Die Flamme lodert auf, die Hölle hebt ihr Haupt, bleibt betend nahe mir, dem man das Leben raubt.

Hornblower las die schwülstigen Verse und suchte vergebens zu erraten, was die geheimnisvollen Bilder zu bedeuten hatten. Dabei sagte er sich, daß er selbst wohl kaum imstande gewesen wäre, auch nur eine einzige sinnvolle Zeile zu schreiben, wenn er gewußt hätte, daß er in wenigen Stunden sterben mußte.

»Die Adresse steht auf der Rückseite«, sagte McCool. Und Hornblower drehte den Bogen um.

Der Brief war an die Witwe McCool irgendwo in Dublin adressiert. »Wollen Sie mir mein Versprechen jetzt glauben?« fragte McCool. »Ja«, sagte Hornblower.

Dieser schauderhafte Handel wurde abgewickelt, als schon der junge Tag graute.

»Antreten zur Urteilsvollstreckung!«

Die Bootsmannsmaatenpfeifen zwitscherten, die Männer traten auf dem Großdeck an, mit der Front nach vorn. Die Seesoldaten waren ebenfalls in Linie angetreten. Hornblower sah eine Unzahl blasser Gesichter vor sich, als er McCool an Deck brachte. Beim Erscheinen des Verurteilten erhob sich allgemeines Gemurmel. Die *Renown* war umringt von vielen Booten voller Männer, die von allen Schiffen der Flotte entsandt worden waren, um Zeugen der Hinrichtung zu sein. Aber diese Leute waren ebenso bereit, die *Renown* zu stürmen, falls deren Besatzung aufsässig wurde. Da war der weiße Ring auf der Laufbrücke, und schon stand McCool in seiner Mitte. Ein Schuß zeigte an was geschah, man hörte Fußgetrappel, als die zehn Mann mit dem Jolltau längs Deck rannten. McCool hatte sein Versprechen gehalten, er war gestorben, ohne ein Wort zu sagen.

Seine Leiche hing an der Rah und pendelte hin und her, wenn

das Schiff in der Dünung rollte, die um Berry Head in die Bucht hereindrang. Der Tote war dazu verurteilt, bis Dunkelwerden dort hängen zu bleiben. Hornblower, noch immer bleich und von Übelkeit gezeichnet, bemühte sich unterdessen bereits um einen Küstensegler, der von Brixham nach Dublin segeln wollte, um nun auch seinen Teil des Versprechens einzulösen. Aber das sollte ihm nicht gelingen, auch der Leichnam McCools blieb nicht so lange hangen, wie es die Bestimmung verlangte. Der Wind schoß plötzlich nach Norden aus, und alle Anzeichen sprachen dafür, daß er bald abflaute. Ein Weststurm hielt die französische Flotte im Hafen von Brest gefangen. Bei stürmischen nördlichen Winden konnte sie leicht entweichen, darum mußte die Kanalflotte schnellstens wieder ihren Posten beziehen. Auf dem Flaggschiff ging ein Signal nach dem ändern hoch.

»Mann Spill!« brüllten auf vierundzwanzig Schiffen die Bootsmannsmaate. »Alle Mann auf! Klar zum Segelsetzen!«

Mit doppelt gerefften Marssegeln ordneten sich die Schiffe der Kanalflotte zur Kiellinie und begannen ihren langen Törn kanalauswärts. Auf der *Renown* hieß es: »Mr. Hornblower, sehen Sie zu, daß der Tote schnellstens verschwindet.« Während die Mannschaften noch mühsam kurzstag hievten, wurde der Tote von der Rah heruntergefiert und in ein beschwertes Stück Segeltuch eingenäht. Erst als Berry Head passiert war, wurde der Leichnam ohne jede Feierlichkeit und ohne Gebet über Bord geworfen. McCool war als Verbrecher gestorben und mußte daher auch als Verbrecher begraben werden. Mit dichtgeholten Schoten stampften die schweren Linienschiffe zurück auf ihre Stationen inmitten der Riffe und Strömungen der bretonischen Küste. An Bord der *Renown* gab es zum mindesten einen Leutnant, der todunglücklich war, weil ihn schreckliche Erinnerungen verfolgten. In der winzigen Kammer, die Hornblower mit Smith teilen mußte, gab es einen Gegenstand, der ihn ständig an jenen schrecklichen Morgen erinnerte. Es war

die Seekiste aus Mahagoni, auf deren Deckel in erhabenen Buchstaben der Name B. I. McCool stand, und in seiner Brieftasche lag jener letzte Brief mit den schwärmerisch irren Versen. Hornblower konnte der Witwe beides beim besten Willen nicht schicken, ehe die *Renown* wieder einen englischen Hafen anlief, und es verdroß ihn, daß er seinen Teil der Abmachung noch nicht erfüllt hatte. Der Anblick der Seekiste unter seiner Koje ging ihm schrecklich auf die Nerven, zumal auch Smith das ungefüge Ding in der kleinen Kammer nicht gerne sah.

Hornblower wurde die Erinnerung an McCool nicht los. Auf einem Linienschiff, das im langweiligen Blockadedienst ständig auf einem engen Raum umherzukreuzen hatte, gab es ja auch nicht die geringste Ablenkung, die ihm geholfen hätte, seine fixen Ideen loszuwerden. Inzwischen nahte der Frühling, das Wetter wurde schöner und milder. Als er eines Tages wieder seine Brieftasche öffnete und den Brief sah, der ihm förmlich entgegenstarrte, wurde er von neuem von jenem inneren Aufruhr ergriffen, der ihm doch so schrecklich war. Er wandte das Blatt um, aber in dem Halbdunkel der Kammer konnte er kaum die zärtlichen Abschiedsworte entziffern. Das seltsame Gedicht kannte er fast auswendig, es erschien ihm wie eine Gotteslästerung, wenn er versuchte, die Gedanken jenes tapferen Mannes zu ergründen, der diese rätselhaften Verse in seiner letzten Seelenangst niedergeschrieben hatte.›Die Biene hebt sich hoch im morgendlichen Rot...‹Was mochte in ihm vorgegangen sein, als ihm dieses seltsame Bild vor Augen stand? Oder:›Ein Rund und noch ein Rund, dreht suchend sie im Kreise‹, warum sollten die Mächte des Himmels so etwas tun?

Plötzlich kam Hornblower ein aufregender Einfall, der ihn immer mehr gefangen nahm. Dieser McCool hatte seinen liebevollen, zartfühlenden Brief ohne die kleinste Streichung oder Verbesserung zu Papier gebracht. Mit dem Gedicht war es ganz anders gewesen. Hornblower sah die vollgekritzelten und

dann verworfenen Bogen noch deutlich vor sich. Diese Verse waren offenbar mit aller Sorgfalt und geistiger Sammlung formuliert worden. Ein irrer, von Sorgen verstörter Mensch mochte mit Fleiß und Ausdauer wohl ein so sinnloses Gedicht zusammenflicken, aber der wäre nie imstande gewesen, jenen wirklich schonen Brief zu schreiben... Ob das nicht gar...?

Hornblower setzte sich mit einem Ruck in seiner Koje auf.›Ein Rund und noch ein Rund, dreht suchend sie im Kreise, bis endlich Licht ihr zieht aus der gereimten Weise.‹Er sprach die Verse vor sich hin. Unmöglich, daß sie keine verborgene Bedeutung hatten. Aber wie fand er sie heraus? Stak etwa ein Code dahinter, zu dem man einen Schlüssel brauchte? Aber warum dann soviel Wesens um die Kiste? Warum hatte McCool solchen Wert darauf gelegt, daß diese Kiste mit ihrem belanglosen Inhalt nach Dublin kam? Da waren nur die beiden Kinderbilder, aber die hätte man doch leicht als Paket verschicken können. Gewiß, die Kiste mit ihren soliden Mahagoniplanken und dem herausgearbeiteten Namen war ein hübsches Möbelstück - mehr nicht. Plötzlich war für ihn alles voller Rätsel.

Mit dem Brief noch in der Hand stieg er aus der Koje und zog die Kiste heraus. B. I. McCool - er hieß Barry Ignatius McCool. Payne hatte den Inhalt mit aller erdenklichen Sorgfalt untersucht. Hornblower schloß sie auf und warf einen Blick hinein, aber er entdeckte nichts, was Aufmerksamkeit verdient hätte. Dann klappte er den Deckel wieder zu und drehte den Schlüssel um. B. I. McCool. Da mußte irgendwo ein Geheimfach sein! Wie im Fieber riß Hornblower die Kiste wieder auf, warf den ganzen Inhalt heraus und untersuchte die Seitenwände und den Boden. Es bedurfte keiner langen Prüfung bis er überzeugt war, daß da drinnen höchstens ein mikroskopisch kleines Geheimfach Platz gefunden hätte. Der Deckel war dick und schwer, aber er sah darin keinen Anlaß zu Mißtrauen. Schließlich klappte er ihn wieder zu und fingerte

noch eine Weile an den erhabenen Buchstaben herum.

Eben hatte er sich entschlossen, den Inhalt der Kiste wieder einzupacken, da kam ihm plötzlich ein neuer Gedanke.›Die Biene hebt sich hoch.‹Fiebernd vor Erregung griff Hornblower nach dem B auf dem Deckel und zog und drehte daran - ohne Erfolg. Aber es hieß ja›die Biene hebt sich hoch‹. Jetzt steckte er Daumen und Zeigefinger in die beiden Schlingen des B, griff fest zu und zog nach oben. Als er eben aufgeben wollte, gab der Buchstabe etwas nach und hob sich etwa einen halben Zoll über den Deckel. Hornblower machte die Kiste wieder auf, aber es hatte sich nichts geändert. Wie töricht von ihm, das war ja auch nicht gut möglich.›Ich dreh den Kopf ihr nach.‹Daumen und Zeigefinger auf das I erst rechts, dann links herum. Richtig, es drehte sich. Noch immer kein sichtbares Ergebnis. Hornblower warf wieder einen Blick auf das Gedicht:›O Stadt, du ohne Herz, du raubst mein letztes Glück.‹Damit war nichts anzufangen.›Das Böse lauert dort‹war auch nicht zu gebrauchen. Aber jetzt:›Faß Mut und zwing es nieder.‹Damit war offenbar der nächste Buchstabe, das M von McCool gemeint. Er legte die Hand darauf und drückte kräftig. Der Buchstabe senkte sich in den Deckel. Jetzt kam:›Das C ist wie die See, die steigt und senkt sich wieder.‹Unter kräftigem Druck schob sich das erste C nach oben, das zweite nach unten.›Ein Rund und noch ein Rund dreht suchend sie im Kreise.‹Richtig, das eine O drehte sich in einer Richtung, das zweite in der entgegengesetzten. Jetzt war nur noch das L übrig. Hornblower warf einen Blick auf das Gedicht. Da stand es ja:›Bis endlich Licht ihr zieht aus der gereimten Weise.‹Die einfachste Sache der Welt. Er faßte das L von oben und zog. Der Buchstabe hob sich aus dem Deckel als ob er zugleich unten einen Riegel bewegte. Im selben Augenblick hörte man ein lautes Schnappen, sonst nichts. Hornblower griff sofort nach dem Deckel und hob ihn an. Aber jetzt klappte nur die obere Hälfte des Deckels auf, die untere blieb liegen. In dem schmalen Hohlraum zwischen den beiden Deckeln lagen eine

Menge sauber verpackter Papiere.

Gleich das erste Paket war eine Überraschung. Als Hornblower an einer Ecke hineinblinzelte, sah er, daß es sich um ein dickes Bündel Fünfpfundnoten handelte, die zusammen bestimmt einen Riesenbetrag ergaben. Das zweite Paket enthielt eine ähnliche Summe. Es war also reichlich Geld vorhanden, um den Ausbruch eines neuen Aufstandes zu finanzieren. Das erste, was er im nächsten Paket entdeckte, war eine Liste von Namen. Neben jedem stand eine kurze Auskunft über den Betreffenden. Hornblower brauchte nicht lange zu lesen, um herauszufinden, daß dieses Paket die Auskünfte enthielt, die zum Anheizen eines neuen Aufstandes nötig waren. Das letzte Paket enthielt den druckreifen Entwurf eines Aufrufs, der mit der Anrede›Iren!‹begann.

Hornblower setzte sich wieder auf seine Koje und versuchte nachzudenken, während er mit dem Oberkörper den Bewegungen des Schiffes folgte. Das Geld hätte ihn für sein ganzes Leben zum reichen Mann gemacht. Er hatte Informationen in der Hand, die unzählige Iren an den Galgen brachten, wenn er sie der Regierung übergab. Ein plötzlicher Einfall veranlaßte ihn, alles wieder in der Kiste zu verstauen und den Deckel zu schließen. Für den Augenblick war es eine nette Zerstreuung, die geniale Mechanik dieses Geheimverschlusses zu studieren, vor allem, weil sie ihn von ernsteren Gedanken wirkungsvoll abhielt. Wenn nicht alle Verschlüsse der Reihe nach betätigt wurden, geschah gar nichts. Das I drehte sich nicht, wenn das B nicht vorher gezogen war. Es war höchst unwahrscheinlich, daß irgendein Neugieriger dieses B mit der erforderlichen Kraft herauszog. Man konnte kaum annehmen, daß jemand ohne jeden Hinweis herausfand, wie man den Deckel aufbrachte. Die Nähte im Holz waren so sauber gearbeitet, daß man sie kaum sah. Hornblower sagte sich, daß Payne der Leidtragende wäre, wenn er seine Entdeckung melden würde, denn der war ja mit der Durchsuchung McCools und

seiner Sachen beauftragt gewesen. Die ganze Flotte würde über den armen Payne lachen, der damit zugleich verraten und geschlagen war.

Hornblower schob die Kiste wieder unter seine Koje. Er war jetzt gegen jede Überraschung durch Smith gesichert und konnte weiterversuchen, über seine Entdeckung nachzudenken. In McCools Brief hatte die volle Wahrheit gestanden, er war wirklich treu bis in den Tod gewesen. Sein letzter Gedanke hatte der Sache gegolten, für die er gestorben war. Wenn der Wind in der Tor Bay nur noch ein paar Stunden aus Westen gestanden hätte, dann hätte er die Kiste nach Dublin auf den Weg gebracht. So aber war das ganze für ihn eine großartige Empfehlung, die ihm Lob und offizielle Beachtung einbringen mußte - Dinge, die jeder junge Leutnant dringend brauchte, dem kein Gönner zu einer baldigen Beförderung zum Kapitän verhalf. In Irland gab es dann reichlich neue Arbeit für den Henker. Hornblower erinnerte sich, wie McCool gestorben war, und dabei wurde ihm richtig übel. In Irland war es jetzt ruhig. Die Siege von St. Vincent, von Abukir und Camperdown hatten die Gefahr gebannt, die England gedroht hatte. Jetzt konnte England es sich leisten, großherzig zu sein. Und auch er selbst konnte sich das leisten. Was aber wurde aus dem Geld? Wenn Hornblower sich späterhin an dieses vergangene Ereignis erinnerte, kam er zynisch zu dem Ergebnis, daß er der Versuchung nur deshalb widerstanden hatte, weil Banknoten immer eine gewisse Gefahr bedeuteten. Sie tragen ja alle Nummern, darum ist ihr Weg leicht zu verfolgen. Bei den Noten in der Kiste mußte man außerdem damit rechnen, daß sie von der französischen Regierung gefälscht waren. Aber Hornblower legte seine wirklichen Beweggründe falsch aus. Wahrscheinlich diente ihm das zur Stärkung seines Selbstbewußtseins, weil diese wirklichen Beweggründe so wirr und ungreifbar waren, daß er sich ihrer schämte. Ihm ging es vor allem darum, McCool endlich zu vergessen. Er wollte den ganzen traurigen Fall als

erledigt betrachten.

Viele Stunden wanderte er noch an Deck auf und ab, ehe seine Entscheidung reifte, und es gab auch Nächte, in denen er keinen Schlaf fand. Aber am Ende kam Hornblower dann doch zu einem Entschluß. Mit aller Sorgfalt traf er seine Vorbereitungen, und als die Zeit gekommen war, handelte er zielbewußt und entschlossen. Am Abend eines ruhigen Tages hatte er die Abendwache übernommen, Finsternis hatte sich über die Biscaya gesenkt, und die *Renown* glitt unter kleinen Segeln mit wenig Fahrt über das schwarze Wasser. Ihre Gefährten waren eben noch zu unterscheiden. Smith saß mit dem Zahlmeister und dem Arzt in der Messe beim Kartenspiel. Ein Wort Hornblowers sandte die beiden stumpfsinnigsten Männer der Wache unter Deck in seine Kammer, um die Seekiste heraufzuholen, die er schon im voraus sorgfältig mit Segeltuch umkleidet hatte. Sie war sehr schwer, da er in das Segeltuch zwei Vierundzwanzig-Pfünder-Kugeln mit eingenäht hatte. Die Männer ließen die Kiste auf seinen Befehl an den Speigatten stehen. Als es dann um vier Glasen für die *Renown* Zeit wurde zu wenden, gelang es ihm, das Ding mit einer gewaltigen Kraftanstrengung über Bord zu befördern. Der Aufschlag auf das Wasser wurde wegen des Wendemanövers nicht bemerkt.

Nun war da noch jener Brief. Er lag in Hornblowers Schreibmappe und nahm ihm die Ruhe, sooft er ihn erblickte. Diese zärtlichen Worte, dieser liebevolle Abschied! Es war wirklich eine Schande, daß McCools Witwe nicht die Möglichkeit haben sollte, diesen Brief zu lesen und wie einen kostbaren Schatz zu bewahren. Später erst - als die *Renown* im Hamoaze lag, um für Westindien ausgerüstet zu werden, saß Hornblower eines Tages beim Dinner neben Payne. Es dauerte eine ganze Weile, bis er dem Gespräch die richtige Wendung geben konnte.

»Weil wir gerade davon sprechen«, sagte Hornblower dann wie beiläufig, »wissen Sie eigentlich, ob McCool verheiratet

war?«

»Der verheiratet? Nein. Ehe er Paris verließ, war er in einen bekannten Skandal um die Tänzerin La Gitanita verwickelt. Von einer Frau - oder vielmehr einer Witwe kann keine Rede sein.«

»Sieh einer an«, sagte Hornblower mehr zu sich selbst. Der Brief war also nur eine literarische Stilübung gewesen, ebenso wie das Gedicht. Hornblower sagte sich, daß die Kiste und der Brief für die Witwe McCool in jenem Haus in Dublin von den übrigen Leuten, die dort wohnten, gebührend in Empfang genommen worden wären. Er ärgerte sich ein bißchen, daß er an diese nicht existente Witwe so viele Gedanken verschwendet hatte, aber jetzt konnte der Brief hinter der Kiste her über Bord fliegen. Und Payne sollte auf keinen Fall in der Flotte zur Zielscheibe des Gelächters werden.

Großadmiral Lord Hornblower saß allein an seinem Eßzimmertisch in Smallbridge. Vor ihm stand sein Glas Portwein; er genoß den Augenblick in vollen Zügen. Der Regen trommelte gegen die Fensterscheiben; es regnete schon seit Tagen ohne Ende, seit Menschengedenken hatte es keinen so nassen Frühling gegeben, und dies waren wohl seine schlimmsten Tage. Sooft eine Bö die schweren Tropfen gegen die Scheiben jagte, wurde das Rauschen des Regens lauter. Man konnte damit rechnen, daß das Gejammer der Bauern und Pächter in diesem Jahre schlimmer wurde als sonst, weil sie mit ansehen mußten, wie ihre Ernte vernichtet wurde, ehe sie reifen konnte. Hornblower war darum heilfroh, daß er nicht auf die Pachterträge angewiesen war. Für einen Großadmiral gab es keinen Halbsold. Ob es regnete, ob die Sonne schien, ob es Krieg gab oder Frieden herrschte, als Großadmiral bezog er immer seine dreitausend Pfund im Jahr, und dazu kamen weitere dreitausend als Ertrag seines in Staatspapieren angelegten Vermögens. Der lastende Druck der Armut blieb ihm also fürderhin erspart, er hatte es weiß Gott nicht nötig, sich Sorgen

zu machen. Er konnte es sich leisten, seinen Pächtern entgegenzukommen. Ja, es sollte nicht einmal schwierig sein, Richard weitere fünfhundert Pfund im Jahr zukommen zu lassen. Ein junger Oberst der Garde, der so oft zum Hofdienst bei der jungen Königin befohlen wurde, hatte gewiß schwer an seinen Schneiderrechnungen zu tragen.

Hornblower nippte an seinem Portwein. Er streckte die Beine unter den Tisch und genoß die wohlige Wärme des Feuers in seinem Rücken. Zwei Gläser ausgezeichneten Bordeaux taten das ihre, ihm das delikate Dinner verdauen zu helfen - ein Grund mehr, daß er sich wirklich beglückwünschen durfte, hatte er doch mit seinen zweiundsiebzig Jahren noch eine Verdauung, die ihm keinen Augenblick Anlaß zur Sorge bot. Ja, er war in der Tat ein glücklicher Mensch. In seinem Beruf hatte er alles erreicht, was zu erreichen war; die Krönung seiner Laufbahn (seine Beförderung zum Großadmiral) war noch so jungen Datums, daß auch die Freude darüber noch frisch und lebendig war. Er war vollkommen gesund, hatte ein großes Einkommen, eine liebende Frau, einen prächtigen Sohn, die nettesten Enkelkinder und dazu einen guten Koch - was konnte er sich Besseres wünschen? Andächtig nippte er an seinem Portwein und genoß jeden Tropfen, der ihm durch die Kehle rann. Wenn das Glas leer war, wollte er in das Wohnzimmer hinübergehen, wo Barbara saß und las. Sie wartete auf ihn vor dem prasselnden Feuer, das auch dort im Kamin brannte. Ja, er hatte eine Frau, die ihn wirklich liebte, eine Frau, die mit den Jahren seltsamerweise noch schöner geworden war, als in ihrer Jugend. Ihre Wangen waren nämlich etwas eingefallen, so daß die edlen Linien ihres Gesichts jetzt erst richtig zur Geltung kamen. Ihr weißes Haar stand in reizvollem Gegensatz zu ihrer straffen Haltung und ihrer Beweglichkeit. Ja, sie war wirklich schön und sie vereinigte Anmut und Würde. Erst seit kurzem sah sie sich gezwungen, zum Lesen eine Brille zu tragen. Irgendwie schien das ihrem Selbstgefühl Abbruch zu tun, denn sie riß diese Brille

jedes Mal eiligst von der Nase, wenn auch nur die Möglichkeit bestand, daß sie ein Fremder zu Gesicht bekam. Hornblower lächelte still vor sich hin, als er daran dachte, und nippte wieder an seinem Portwein. Ja, er liebte eben eine Frau aus Fleisch und Blut, eine unnahbare Göttin wäre nichts für ihn gewesen.

Seltsam, daß er so glücklich sein und sich so sicher fühlen konnte. Wie war es denn gewesen? Hatte er nicht sein Leben lang Unglück, quälende Ungewißheit, Gefahren und Härten in Kauf nehmen müssen? Tod durch Geschützfeuer oder durch eine Gewehrkugel, Tod durch Ertrinken oder im Krankenbett, Rückschläge im Beruf oder gar Kriegsgericht - all dem war er oft genug um Haaresbreite entronnen. Auch für seine Person hatte er einen Abgrund des Unglücks kennen gelernt und war jetzt so glücklich, wie es sich ein Mensch nur wünschen konnte. Er hatte Armut, ja Hunger ertragen und lebte jetzt in Reichtum und Sicherheit.

›Was willst du eigentlich noch mehr?‹sagte sich Hornblower angesichts dieser Lage. Aber selbst jetzt im Alter verzog sich sein Mund noch zu einem spöttischen Lächeln, wenn er sich eine solche Frage stellte.›Wer ist schon vor seinem Tode glücklich zu nennen?‹So hatte irgendein weiser Mann gesprochen und hatte damit sicher recht gehabt. Zweiundsiebzig Jahre zählte er, da war immer noch Zeit genug, daß sich die Traumwelt, in der er jetzt lebte, wirklich als ein Traum erwies und unversehens in eine gespenstige Wirklichkeit mündete.

Es war bezeichnend für ihn, daß er sich kaum zu seiner augenblicklichen Lage beglückwünscht hatte, als er auch schon die Gefahren ins Auge faßte, die dieses Glück bedrohen konnten. Nach dem köstlichen Dinner und vor dem warmen Feuer im Kamin hatte er die Wirren ganz vergessen, die zur Zeit allenthalben die Welt erschütterten. Revolution - Anarchie - Erhebung der Massen: ganz Europa, nein, die ganze Welt war im Begriff, sich unter krampfhaften Erschütterungen zu wandeln. Die Massen waren in Bewegung, und die Heere

marschierten; dieses Jahr 1848 ging bestimmt als ein Jahr der Zerstörung, des Umsturzes in die Geschichte ein, wenn es nicht durch spätere, noch schlimmere Jahre in den Schatten gestellt wurde. In Paris waren wieder Barrikaden errichtet und eine rote Republik ausgerufen worden. Metternich war aus Wien geflohen, die Diktatoren Italiens waren aus ihren Hauptstädten verbannt. In Irland hatte der wirtschaftliche Zusammenbruch Hunger, Krankheit und Aufruhr zur Folge, auch hier in England hetzten die Demagogen das Volk auf. Sie forderten eine bestürzende Parlamentsreform, bessere Arbeitsbedingungen und eine Reihe sonstiger Neuerungen, die alles in allem einer Revolution gleichkamen. Gewiß, er war schon ein alter Mann, aber vielleicht mußte er doch noch erleben, daß ihm ein undankbares Schicksal noch sein Glück und seine Sicherheit zerstörte, ohne die menschenfreundliche, liberale Gesinnung zu würdigen, die ihm sein Leben lang Richtschnur gewesen war. Sechs Jahre seines Lebens hatte er gegen eine blutige und siegestrunkene Revolution gekämpft, die vierzehn darauf folgenden Jahre galten dem Kampf gegen die grausame, unheimliche Gewaltherrschaft, die sich aus jener Revolution entwickelt hatte. Vierzehn Jahre lang hatte er sein Leben im Kampf gegen Bonaparte aufs Spiel gesetzt, einem Kampf, der von vornherein persönliche Züge trug. Je höher der Rang war, den er erreichte, desto ausgeprägter wurde diese persönliche Gegnerschaft. Sein Kampf galt der individuellen und politischen Freiheit, aber er war darum nicht weniger gegen die Person seines Gegners gerichtet.

In Ost und West, an mehr als fünfzig Küsten hatte Hornblower für die Freiheit, Bonaparte für die Tyrannei gekämpft, und dieser Kampf hatte mit dem Sturz Bonapartes geendet. Seit fast dreißig Jahren lag Bonaparte nun schon unter der Erde, Hornblower aber saß am Feuer, das ihm angenehm den Rücken wärmte und hatte ein Glas ausgezeichneten Portweins vor sich stehen, der ihm von innen her wohltat. Es

entsprach aber seinem Wesen, daß er seinem Wohlbefinden Zügel anlegte, indem er sich die Frage stellte, wie lange es ihm wohl noch gegönnt sei. Der Sturm ließ das Haus in seinen Grundfesten erzittern, der Regen prasselte gegen die Fensterscheiben. Die Tür des Speisezimmers öffnete sich leise, Brown, sein Butler, kam herein, um Kohlen aufs Feuer zu werfen. Als guter Diener, der er war, ließ er seinen Blick prüfend durch das Zimmer schweifen, um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung war; wie beiläufig nahm er dabei auch Notiz von Hornblowers Flasche und Glas, was diesem nicht entging. Brown, sagte er sich, wollte sich nur davon überzeugen, daß er sein erstes Glas Portwein noch nicht geleert hatte, weil ihm das half, nachher im Wohnzimmer genau im richtigen Augenblick den Kaffee zu servieren, wenn Hornblower sich hinüber begab.

Plötzlich hörte man von draußen das Gebimmel der Hausglocke. Wer konnte jetzt, um acht Uhr Abends, bei diesem fürchterlichen Wetter noch Einlaß begehren? Ein Pächter konnte es nicht sein, denn die benutzten die Hintertür, wenn sie je einmal hier im Haus etwas zu erledigen hatten - und Besucher wurden heute nicht erwartet. Hornblower konnte sich der Neugier nicht erwehren, und seine Spannung nahm noch zu, als jetzt ein zweites Mal am Klingelzug gerissen wurde, ehe noch das erste Gebimmel verhallt war. Die Fenster und Türen des Speisezimmers schlugen etwas vom Luftzug, ein Zeichen, daß der Hausdiener die Eingangstür geöffnet hatte. Hornblower spitzte die Ohren, er glaubte jetzt in der äußeren Halle Stimmen zu hören.

»Sehen Sie nach, wer das ist«, sagte er zu Brown. »Jawohl, Mylord.«

Lange Jahre hindurch hatte Brown auf Hornblowers Befehle mit›Aye aye, Sir‹geantwortet. Aber damit war es zu Ende. Jetzt war er Butler und noch dazu Butler eines Pairs von England. Er ging auf leisen Sohlen durchs Zimmer, und Hornblower

bewunderte dabei heute wie immer den tadellosen Sitz seines Anzugs. Dieser war schlechthin vollendet geschnitten und wies dabei doch jene winzigen Merkmale auf, die dem kundigen Blick verrieten, daß der Träger kein Gentleman, sondern nur ein Butler war. Brown schloß die Tür leise hinter sich. Das kam Hornblower höchst ungelegen, denn gerade als sich der Butler aufgemacht hatte, um hinauszugehen, erreichte seine quälende Spannung den Höhepunkt. Da hörte er nämlich eine laute, scharfe Männerstimme, die irgend etwas zu verlangen schien, und gleich darauf die ehrerbietige, aber unbeugsame Ablehnung des Dieners. Obwohl die Tür geschlossen war, glaubte Hornblower immer noch jene schneidende Stimme zu hören, und seine Neugier kannte nun keine Grenzen mehr. Er erhob sich und riß an dem Klingelzug neben dem Kamin. Brown kam gleich herbeigeeilt, und als er die Tür auftat, war jene scharfe, befehlsgewohnte Stimme wieder laut und deutlich zu hören. »Was ist denn da bloß los?« fragte Hornblower den Butler. »Mir scheint, Mylord, wir haben es mit einem Verrückten zu tun.«

»Wie, mit einem Verrückten?«

»Ja, Mylord, er sagt, er sei Napoleon Bonaparte.«

»Ach du großer Gott! Und was führt ihn ausgerechnet zu mir?« Auch jetzt, in seinem dreiundsiebzigsten Lebensjahr, spürte er noch jenes Prickeln rascher strömenden Blutes in seinen Arterien und in den Venen, das ihn noch immer befallen hatte, wenn ein Gefecht bevorstand. Ein Mann, der sich für Napoleon Bonaparte hielt, hatte gewiß nichts Gutes im Sinn, wenn er den Großadmiral Lord Hornblower in seinem Heim aufsuchte. Aber Browns nächste Worte zeigten ihm, daß die Absicht des Fremden wohl doch nicht so böse war.

»Er möchte sich von Ihnen einen Wagen und Pferde ausleihen, Mylord.«

»Und was will er damit?«

»Auf der Eisenbahn scheint es eine Störung gegeben zu

haben, Mylord. Er sagt, er müsse so schnell wie möglich nach Dover gelangen, um das nächste Schiff nach Calais zu erreichen. Sein Vorhaben in Paris sei von größter Bedeutung.«

»Was macht er denn für einen Eindruck?«

»Nun, Mylord, er ist immerhin gekleidet wie ein Gentleman.«

»Hm.«

Diese Eisenbahn lief erst seit kurzer Zeit am Park von Smallbridge entlang und verschmutzte die schöne Landschaft Kents mit ihrem Ruß und Dreck. Von den oberen Fenstern des Hauses aus konnte man den ekelhaften Qualm der Lokomotiven sehen und im ganzen Haus hörte man die schrillen Töne ihrer Pfeifen. Aber die bösen Prophezeiungen der Schwarzseher hatten sich nicht erfüllt. Die Kühe gaben immer noch ihre Milch, die Schweine warfen ihre Ferkel, die Obstbäume trugen ihre Früchte wie ehedem, vor allem aber hatte es bemerkenswert wenige Unfälle gegeben.

»Wollen Sie den Fall als erledigt betrachten, Mylord«, fragte Brown, um seinen Herrn daran zu erinnern, daß in der äußeren Halle immer noch dieser Eindringling stand, zu dessen Wunsch er Stellung nehmen sollte. »Nein, führen Sie ihn herein«, sagte Hornblower.

Das Leben eines Landedelmanns mochte angenehm und bestens gesichert sein, aber zuweilen befiel ihn eben doch die Langeweile, so daß ihm jede Abwechslung willkommen war. »Sehr wohl, Mylord.«

Als Brown gegangen war, warf Hornblower einen Blick in den goldgerahmten Spiegel über dem Kamin. Seine Krawatte und seine Hemdbrust waren untadelig, die etwas schütteren weißen Haare waren sorgfältig frisiert, und die braunen Augen unter den schneeweißen Brauen blitzten noch fast wie ehedem.

Jetzt kam Brown zurück. Er hielt die Tür geöffnet und meldete: »Mr. Napoleon Bonaparte!«

Der Eintretende hatte keine Ähnlichkeit mit dem Mann, den in England jedes Kind von zahllosen Buntdrucken her kannte. Er trug keinen grünen Rock, keine weiße Hose, keinen Dreispitz und auch keine Epauletten. Dieser Mann erschien in korrektem grauem Zivil, das unter dem aufgeknöpften Mantel mit Pelerine zu sehen war. Da er bis auf die Haut durchnäßt war, sah der graue Stoff fast schwarz aus, seine mit Stegen steifgespannte Hose war bis zu den Knien herauf voll Schmutz. Ansonsten - wenn man von seiner böse mitgenommenen Kleidung absah, wirkte er wie ein vollendeter Stutzer. Seine äußere Erscheinung mochte in einigen Einzelheiten an Bonaparte erinnern - er hatte wie jener auffallend kurze Beine und besaß darum nicht einmal mittlere Größe. Dann war da noch ein Zug um die grauen Augen, die Hornblower im Lichte der Kerzen unverwandt musterten - aber sonst konnte man in seinem Aussehen und Gehaben nichts entdecken, das man als parodistische Nachahmung oder entstellendes Zerrbild des Kaisers hätte bezeichnen können. Der Mann trug einen dicken Schnurrbart und dazu einen kleinen Kinnbart - als könnte sich auch nur ein Mensch vorstellen, der große Kaiser hätte je einen Bart gehabt! Statt Napoleons kurz geschnittener Haare und der Locke, die ihm in die Stirn hing, trug dieser Mann sein Haar nach neuester Mode lang. Ja, es hätte sich über seinen Ohren sogar zu Locken geringelt, wenn es nicht so naß gewesen wäre, daß es in Rattenschwänzen herabhing. »Guten Abend, mein Herr«, begrüßte ihn Hornblower. »Guten Abend, Lord Hornblower, wenn ich richtig verstanden habe.«

»Ja, der bin ich.«

Der Ankömmling sprach ein gutes Englisch, wenn auch mit unverkennbarem Akzent. Dieser Akzent war jedoch offenbar nicht der eines Franzosen. »Ich bitte Sie, zu entschuldigen, daß ich Ihnen um diese ungewohnte Stunde ins Haus fiel.«

Mit einer Geste nach dem abgedeckten Speisetisch gab Mr. Bonaparte kund, daß er die Bedeutung einer angemessenen

Verdauungspause nach dem Dinner durchaus zu würdigen wußte.

»Bitte machen Sie sich darüber keine Gedanken, Sir«, sagte Hornblower, »wenn Sie übrigens lieber französisch sprechen, so bitte ich sie, das zu tun.«

»Ich spreche ebenso gern englisch wie französisch, Mylord«, sagte der Fremde. »Auch Deutsch und Italienisch sind mir geläufig.« Darin unterschied sich dieser Mann wiederum erheblich vom Kaiser. Hornblower hatte gelesen, daß sein Italienisch miserabel war und daß er kein Wort Englisch sprach. Dieser Verrückte war offenbar in mancher Hinsicht ungewöhnlich.

Bei den Gesten, mit denen er seine letzten Worte begleitete, hatte sich der Mantel etwas weiter geöffnet, so daß Hornblower darunter ein breites rotes Band und einen blinkenden Stern entdecken konnte. Der Mann trug wahrhaftig den großen Adler der Ehrenlegion. Er war also ohne Zweifel verrückt. Nur noch eine letzte Probe aufs Exempel: »Wie darf ich Sie anreden, Sir?« fragte er.

»Wenn Sie die Güte haben wollen, Mylord, dann nennen Sie mich Hoheit - oder Monseigneur - wenn Ihnen das mehr zusagt.«

»Eure Hoheit mögen entschuldigen, daß mir mein Butler nicht klar genug auseinander setzte, wie wir Eurer Hoheit zu Diensten sein können. Vielleicht haben Eure Hoheit die Güte, Ihre Wünsche zu präzisieren.«

»Die Güte liegt ganz bei Ihnen, Mylord. Ich habe Ihrem Butler zu erklären versucht, daß die Bahnlinie an der Grenze Ihres Parks unterbrochen ist. Der Zug, in dem ich saß, konnte seine Fahrt nicht fortsetzen.«

»Das ist tief zu bedauern, Hoheit. Diese modernen Erfindungen...«

»Ja, sie haben natürlich ihre schwachen Seiten. Wie ich höre,

ist der schwere Regen dieser Tage daran schuld, daß die Böschung in einem sogenannten Durchstich nachgab und eine große Menge Erde auf die Schienen rutschte. Man spricht von einigen hundert Tonnen.«

»Was Sie nicht sagen, Hoheit!«

»Ja, man gab mir zu verstehen, daß es Tage dauern könne, ehe die Stelle wieder frei zu durchfahren sei. Aber meine Aufgabe in Paris ist von solcher Bedeutung, daß sie keine einzige Stunde Aufschub duldet.«

»Selbstverständlich, Hoheit. Staatsgeschäfte sind ja immer dringend.« Der Verrückte gab ein seltsames Durcheinander von Sinn und Unsinn zum besten, er reagierte vor allem durchaus überzeugend auf Hornblowers plumpen Humor. Seine schweren Lider hoben sich ein wenig und die kalten grauen Augen suchten Hornblowers Blick.

»Sie sprechen die Wahrheit, Mylord, aber ich fürchte, daß Sie ihre Tragweite nicht ganz ermessen. Meine Aufgabe ist wirklich von allergrößter Bedeutung. Es geht ja nicht nur darum, daß das Geschick Frankreichs von meinem Eintreffen in Paris abhängt, nein, hier geht es um den weiteren Ablauf der Weltgeschichte, um das Schicksal der ganzen Menschheit.«

»Der Name Bonaparte allein gibt mir die Gewißheit, daß es sich nur um bedeutsamste Probleme handeln kann.«

»Europa steht im Begriff, der Anarchie zum Opfer zu fallen. Unser Erdteil wird zur Beute von Verrätern, krassen Egoisten, Ideologen und Demagogen. Ungezählte Dummköpfe und eine Anzahl ausgekochter Schurken treiben allenthalben ihr Unwesen. Nur ein straff regiertes Frankreich kann die Ordnung in der Welt wieder herstellen.«

»So ist es in der Tat, ich kann die Worte Eurer Hoheit nur bestätigen.«

»Dann werden Eure Lordschaft gewiß auch Verständnis für meine Eile haben. In Paris stehen die Wahlen unmittelbar bevor.

Darum muß ich jetzt auf dem schnellsten Wege dorthin. Spätestens in achtundvierzig Stunden muß ich in unserer Hauptstadt eintreffen. Nur darum bin ich trotz dieses Wolkenbruchs durch all den Schmutz zu Ihrem Haus gewatet.« Der Fremde sah an seiner völlig verschmutzten Kleidung hinunter, von der immer noch das Wasser zu Boden tropfte.

»Ich könnte Eurer Hoheit trockene Sachen zur Verfügung stellen«, schlug Hornblower vor.

»Besten Dank, Mylord, aber ich darf von Ihrem Angebot keinen Gebrauch machen, meine Zeit ist selbst dafür zu knapp. Ein Stück weiter südlich, jenseits dieses schlimmen Erdrutschs und des Tunnels - ich glaube Maidstone heißt die Station -, könnte ich einen Zug erreichen, der mich noch zur rechten Zeit nach Dover bringt. Von dort geht es weiter mit der Dampffähre nach Calais und mit dem Zug nach Paris - meinem Ziel.«

»Wenn ich richtig verstehe, wünschen Eure Hoheit also einen Wagen nach Maidstone?«

»So ist es, Mylord.«

Dorthin führten etwa acht Meilen anständiger Straße - die Bitte des Fremden war also nicht übertrieben, wenn er wirklich in solche Zeitnot geraten war. Aber es wehte doch aus Südwest! Ach so, dachte Hornblower und riß sich dabei mit einem Ruck zusammen, diese Dampfer achteten ja nicht mehr auf Wind und Gezeitenstrom. Ein Mann, der sein Leben lang Segelschiffe geführt hatte, neigte immer wieder dazu, das zu vergessen. Der Plan dieses Geisteskranken war übrigens recht vernünftig - jedenfalls kam er auf diese Art schnell nach Paris. Dort sperrte man ihn dann wohl gleich in eine geschlossene Anstalt, wo er kein Unheil stiften konnte und wo ihm auch nichts Böses widerfuhr. Selbst die erregbaren Franzosen brachten es wohl nicht über sich, einem so unterhaltsamen Narren ernstlich gram zu sein. Aber für den Kutscher war es unangenehm, wenn er in einer Nacht wie dieser plötzlich herausgeholt wurde und

sechzehn Meilen fahren mußte, nur weil sich ein Geisteskranker das in den Kopf setzte. So gesehen zeigte sich der Wunsch des Fremden von einer anderen Seite, und Hornblower überlegte schon, wie er sich dem armen Teufel versagen könnte, ohne ihm unnötig weh zu tun. In diesem Augenblick ging die Tür zum Wohnzimmer auf, und Barbara kam herein. Sie war hochgewachsen, schön und würdevoll wie eh und je, ihre Haltung war immer noch straff und gerade, während sich Hornblowers Schultern mit den Jahren gerundet hatten. Darum begegneten sich ihre Blicke jetzt auf gleicher Höhe.

»Horatio -« begann sie, aber sie hielt sofort inne, als sie den Fremden erblickte. Jeder, der Barbara gut kannte - wie Hornblower -, hätte sofort erraten, daß sie um die Anwesenheit des Besuchers im Speisezimmer schon gewußt hatte, ehe sie eintrat, ja, daß sie nur hereingekommen war, um herauszufinden, was hier vorging. Zweifellos hatte sie eigens für diesen Auftritt die Brille abgenommen. Der Besucher nahm bei ihrem Erscheinen sogleich die Haltung ein, die Kavalierpflicht von ihm verlangte. »Darf ich mir die Ehre geben, Eurer Hoheit meine Frau vorzustellen?« fragte Hornblower.

Der Fremde machte eine tiefe Verbeugung, trat vor und hob Barbaras Rechte an die Lippen. Hornblower ärgerte sich ein bißchen, als er das mit ansehen mußte. Seine Barbara war als echte Frau für einen Handkuß immer empfänglich, jeder Gauner fand bei ihr Gnade, wenn er sich nur darauf verstand, dieses ausländische Zeremoniell formvollendet in Szene zu setzen. »Die schöne Lady Hornblower«, sagte der Fremde. »Gattin des berühmtesten Seeoffiziers der Navy Seiner Majestät, Schwester des großen Herzogs und doch vor allem bekannt und berühmt als die schöne Lady Hornblower.«

Der Narr verstand es aufzutreten, das mußte man ihm lassen, außerdem war er offenbar wohl unterrichtet und gut im Bilde. Aber seine Redeweise war für den echten Bonaparte alles andere als charakteristisch, denn dieser war ja dafür bekannt, daß er

Frauen stets barsch und ungehörig behandelt hatte; es hieß sogar, seine Unterhaltung mit ihnen hätte sich darauf beschränkt, daß er sie nach der Zahl ihrer Kinder fragte. Aber dies kam Barbara natürlich nicht in den Sinn, da sie gerade eben so schmeichelhaft begrüßt worden war. Mit einem fragenden Blick aus ihren blauen Augen wandte sie sich an ihren Gatten:

»Seine Hoheit -« begann Hornblower. Er spielte die Komödie standhaft zu Ende, erzählte, was der Fremde von ihm wollte und betonte, wie wichtig es für ihn sei, schnellstens nach Paris zu gelangen.

»Ich nehme an, du hast den Wagen schon bestellt, nicht wahr Horatio?«

»Nnein, bis jetzt noch nicht.«

»Dann mußt du es unverzüglich tun. Seine Hoheit sagte doch, daß es ihm auf jede Minute ankommt.«

»Mylady sind die Güte selbst«, sagte Seine Hoheit.

»Ich wollte nur -« begann Hornblower. Aber der Blick der blauen Augen ließ ihn verstummen. Er ging schweigend durchs Zimmer und zog an der Glocke. Als Brown darauf erschien, gab er ihm die nötigen Befehle. »Sagen Sie Harris«, fügte Barbara seinen Worten hinzu, »er hätte fünf Minuten Zeit zum Einspannen, keine Sekunde länger.«

»Jawohl, Mylady.«

»Mylady, Mylord«, sagte der Fremde, als Brown gegangen war, »ganz Europa wird Ihnen für dieses gütige Entgegenkommen Dank wissen. Die Welt ist bekanntlich undankbar, aber ich hoffe, daß Sie wenigstens der Dank Bonapartes nicht enttäuschen wird.«

»Eure Hoheit sind zu gütig«, sagte Hornblower und gab sich alle Mühe, jeden Sarkasmus zu vermeiden.

»Ich wünsche Eurer Hoheit eine angenehme und vor allem erfolgreiche Reise«, sagte Barbara.

Der Bursche hatte Barbara offenbar im Sturm erobert. Jedenfalls nahm sie von den unwilligen Blicken ihres Mannes überhaupt keine Notiz, bis Brown den Wagen gemeldet hatte und der Fremde im strömenden Regen davongerollt war.

»Aber meine Liebe«, wandte Hornblower endlich ein, »was ist nur in dich gefahren, daß du diesem Kerl seinen Wunsch erfülltest?«

»Es kann Harris nichts schaden, wenn er bis Maidstone und wieder zurückfährt«, meinte Barbara. »Unsere Pferde werden ohnedies kaum ausreichend bewegt.«

»Aber der Mann war doch wahnsinnig«, sagte Hornblower. »Er ist ein irrer, unzurechnungsfähiger und dabei dummer Betrüger, der seine Rolle noch dazu miserabel spielte.«

»Aber er hatte eben doch etwas an sich, das mir zu denken gab«, sagte Barbara hartnäckig. »So etwas...«

»Du meinst, weil er dir die Hand küßte und schöne Worte sagte«, entgegnete Hornblower grob.

Sechs Tage später brachte die Times eine Meldung aus Paris: Prinz Louis Napoleon Bonaparte, der Anwärter auf den kaiserlichen Thron, wurde heute als Kandidat für die bevorstehende Wahl des Präsidenten der Französischen Republik aufgestellt.

Als dann noch ein Monat verstrichen war, erschien in Smallbridge ein livrierter Diener und lieferte Hornblower ein Paket und einen Brief ab. Der Brief war französisch, aber Hornblower konnte ihn leicht übersetzen:

›*Mylord, Monseigneur, Seine Hoheit der Prinz-Präsident hat mich nach Übernahme der Regierung über das französische Volk als erstes beauftragt, Ihnen, Mylord, seine Dankbarkeit für die Unterstützung zum Ausdruck zu bringen, die Sie ihm während seiner Reise nach Paris so freundlich gewährten. Zusammen mit diesem Brief erhalten Eure Lordschaft Stern und Band eines Ritters der Ehrenlegion. Ich habe den Vorzug, Eurer*

Lordschaft zu berichten, daß ich Ihnen auf Veranlassung Seiner Hoheit durch den Staatssekretär des Äußeren von Ihrer Majestät der Königin die Erlaubnis erwirkte, diese Auszeichnung anzunehmen.

Seine Hoheit hat mich ferner beauftragt, Sie zu bitten, Sie möchten auch der Gnädigen Frau seinen aufrichtigen Dank übermitteln und ihr als Zeichen seiner besonderen Wertschätzung das beiliegende Geschenk überreichen. Seine Hoheit hofft, daß er damit seiner Bewunderung für die schönen Augen der Gnädigen Frau Ausdruck verleihen kann, deren er sich so lebhaft erinnert.

Mit dem Ausdruck meiner persönlichen Hochachtung und Verehrung verbleibe ich Ihr sehr ergebener und gehorsamer Diener

Cadose, Minister des Auswärtigen‹

»Alles Humbug!« sagte Hornblower. »Der Bursche setzt sich auf den Kaiserthron, ehe du bis drei zählen kannst. Wahrscheinlich nennt er sich dann Napoleon der Dritte.«

»Habe ich nicht gesagt, er hätte etwas an sich, was mir zu denken gab?« meinte Barbara. »Der Saphir ist übrigens prachtvoll.«

Ja, er paßte in der Tat genau zu ihren Augen, deren Blick Hornblower mit verliebtem Lächeln erwiderte.

Sie kennen doch die Quallen, die im Meere herumtreiben; sie tun nichts, sich ihr Futter zu erjagen, der Zufall trägt sie hierhin und dorthin, und der Zufall führt ihnen die Nahrung zu. Lauter kleines lebendiges Zeug kommt mit ihren Fangarmen in Berührung, wird ergriffen, verschlungen und verdaut. Stellen Sie sich vor, ich sei so eine Qualle - dann werden die erbeuteten Opfer zu Ideen, zu Geschichten, Umrissen und Motiven -, wählen Sie selbst den Ausdruck, der Ihnen am geeignetsten scheint, das Gerüst eines Romans zu bezeichnen. Freilich gibt es

im Meer weit höhere Lebensformen als die Quallen, und wenn auch alle Menschenwesen im Meere der Menschheit so ziemlich die gleichen Erfahrungen machen, so sind eben doch manche Menschen Quallen und manche sind Haifische. Den Schriftsteller möchte ich unter die Quallen rechnen: auch er nimmt die winzigsten Futterteilchen wahr; für ihn sind das all die kleinen, anregenden Beobachtungen und Erlebnisse, die er einfängt und für seine besonderen Zwecke verwendet. Wir können die Analogie noch weiterführen: Ist das erbeutete Opfer erst im Magen der Qualle, so beginnen die Verdauungssäfte zu fließen und verwandeln den Stoff in ein anderes Protoplasma, ohne daß die Qualle bewußt irgend etwas dazu tut. Plötzlich aber ist es aus mit dieser Analogie, und damit endet das Quallendasein.

In meinem eigenen Falle spielt sich das zumeist so ab, daß ich die erste Anregung auch als das erkenne, was sie ist. Die zufällige Bemerkung eines Freundes in der Unterhaltung, ein Abschnitt in einem Buche, etwas, das ich im Vorbeigehen beobachte, spricht mich besonders an, und ich heiße es freudig willkommen. Gleich nach dem herzlichen Willkomm aber wird es vergessen oder wenigstens nicht weiter beachtet. Es sinkt in den Abgrund meines Unterbewußtseins wie ein wasserdurchtränktes Stück Holz in den Schlamm am Grunde eines Hafens, wo es Seite an Seite mit anderen liegt, die ihm vorausgegangen sind. Von Zeit zu Zeit wird es dann - jedoch keineswegs systematisch - heraufgeholt, um prüfend betrachtet zu werden; früher oder später findet sich ein Holz, an dem Muscheln gewachsen sind. Eines Morgens beim Rasieren, eines Abends, wenn ich überlege, ob mein Dinner Weißwein oder Roten verlangt, kommt mir die ursprüngliche, unreife Idee wieder in den Sinn - und ist gewachsen. Fast immer hat sie etwas zu tun mit dem Thema, das schließlich zum Mittelpunkt eines Romans oder einer Novelle wird, und manchmal ist sie dem Ende und manchmal dem Anfang zu gewachsen. Die

Ausfälle sind dabei hoch - an manchem Holz setzen sich keine Muscheln an -, aber es haben sich immerhin genug entwickelt, um mich mehr als vierzig Jahre lang beschäftigt zu halten.

Nach beendeter Prüfung versenke ich das Holz wieder in den Schlamm, fische es ab und zu wieder heraus, bis sich zeigt, daß die Muscheln daran hübsch zahlreich geworden sind. Das ist der Augenblick, wo der Stoff wirklich beginnt, Form anzunehmen. Immer öfter tauchen nun die auf diesen Stoff gerichteten Gedanken in mir auf und nehmen meine Aufmerksamkeit im Laufe der Tage mehr und mehr in Anspruch, bis man schließlich fast sagen kann, die Geschichte sei zu einer fixen Idee geworden, die mein Denken färbt, meine Handlungen und mein Benehmen beeinflußt. Gewöhnlich ist auf dieser Stufe etwas wirkliche Arbeit erforderlich, um die eine oder andere handwerkliche Schwierigkeit zu lösen. An einem bestimmten Punkt der Handlung mag es für die *Lydia* und die *Natividad* wichtig sein, zur gleichen Zeit am gleichen Ort zu stehen - welche Kräfte (außer dem rein zufälligen Zusammentreffen) könnten das herbeiführen? Was ist früher geschehen, daß ein solches Treffen unvermeidlich wird? Hier muß eine andere Art Erfindungsgabe einsetzen.

Solche Schwierigkeiten klären sich zuweilen auf seltsame und oft dankenswerte Weise - das ist mir wohl ein halb dutzendmal geschehen. Ich hatte zwei verschiedene Möglichkeiten des Ablaufs entwickelt, beide irgendwie unbefriedigend, und dann fügten sie sich plötzlich genau ineinander wie zwei getrennte Hälften eines Puzzle-Spiels. Jetzt sind die Schwierigkeiten auf einmal verschwunden, die Geschichte ist beieinander, und ich erlebe eine ganz besondere, intensive Freude, eine wohlige Befriedigung - gänzlich unverdient -, und das ist vielleicht die größte Belohnung in meinem Beruf.

Endlich ist der Aufbau nun also vollständig, über Anfang und Ende ist entschieden, auch alle Zwischenstufen sind klar (mit gelegentlichen Ausnahmen, von denen die eine oder andere

später in diesem Essay auftauchen wird), so daß nur übrigbleibt, die Sache zu schreiben. Bitte denken Sie nicht, daß ich hier Regeln zum Schreiben von Romanen niederlege. Andere Schriftsteller wenden andere Methoden an. Manche beginnen ihre Romane auch ohne jede Planung; ihre schöpferische Phantasie trägt sie zu einem Ende, das sie anfangs selbst nicht voraussehen konnten. Zuweilen übernehmen Charaktere in einem Roman die Initiative, während er geschrieben wird, und bestehen dann auf völlig ungeahnten Entwicklungen. Das mag vorkommen, aber ich glaube, im Grunde gibt es keine wesentlichen Unterschiede der Methode. Schriftsteller, die auf solche Art und Weise arbeiten, tun auf dem Papier, was ich lieber im Kopf tue - oder tun muß -, ehe ich auf dem Papier beginne. Wenn meine Charaktere Richtlinien geben, so tun sie das während der vorausgehenden Gedankengänge; solche Entwicklungen sind neue Muscheln am Holz. Nun zur Konstruktion eines Buches: es gibt hier zweifellos zwei Extreme in der Verfahrensweise. Der Schriftsteller kann erst den Ablauf der Handlung ausdenken und sich dann fragen, welche Person am geeignetsten und am interessantesten wäre, eine solche Handlung durchzuführen; andererseits könnte der Autor sich einen Charakter ausdenken und sich dann fragen, was für eine Handlung wohl für diese Person naheliegend und interessant wäre. Es kann sich doch wohl niemand recht vorstellen, daß Jonathan Swift sich erst den Charakter Lemuel Gullivers ausgedacht habe und dann auf den Gedanken gekommen sei, ihn auf eine Insel zu schicken, die von einer 15 Zentimeter großen Menschenrasse bewohnt ist. Swift muß erst an die Liliputaner gedacht und dann die Person erfunden haben, die am geeignetsten war, dorthin geschickt zu werden. Gulliver mit seinem Scharfsinn und seiner Einfalt, seiner Weltkenntnis und seiner Arglosigkeit - in allem ganz menschlich und glaubhaft - war wirklich die ideale Person, die Kulturen zu beobachten, denen er begegnete, und sich dazu zu äußern. Ohne Gulliver

wären die›Reisen‹unbedeutende Phantasieprodukte; ohne die›Reisen‹wäre Gulliver noch immer jemand, mit dem man rechnen muß. Wie dem auch sei, er verdankt sein Dasein den›Reisen‹. In Hamlet haben wir ein großartiges, Ehrfurcht heischendes Beispiel für diese Methode des Aufbaus. Es ist nicht anzunehmen, daß Shakespeare diesen komplizierten Charakter heraufbeschworen und ihn dann willkürlich zu einem entrechteten Prinzen in Dänemark gemacht hat. Es scheint ganz offensichtlich, daß Shakespeare zuerst die Situation ausgedacht (oder von einer solchen gelesen) hat - die Blutschande, den Mord, die Entrechtung - und dann in seinen Gedanken Hamlet erfunden hat als die interessanteste Gestalt, die er dieser Situation gegenüberstellen konnte, allein, ohne Vertrauen, und von seinen eigenen Komplexen gehemmt.

Das geeignetste Beispiel, das mir einfällt für die andere Art der Konstruktion, wobei der Charakter zuerst kommt, ist Madame Bovary. Ich bin ganz sicher, daß Flaubert schon eine ganze Menge über sie wußte, bevor er bestimmte, wie sie handeln sollte, und daß er sie für sich aufgebaut hatte, ehe er entdeckte, daß sie sehr geeignet wäre, um mit ihr das Problem des Realismus zu behandeln, das ihn nach der›Versuchung des heiligen Antonius‹reizte. Daraufhin diktierte diese Entdeckung natürlich alles weitere, alles, was ihr widerfuhr und was sie tat. Die Geschichte kam durch Madame Bovary zustande und nicht andersherum.

Nun ja, mit welcher Art der Konstruktion auch immer, das Buch muß erst noch geschrieben werden. Was sich im Kopf geformt hat, muß zu Papier gebracht werden. Erst einmal muß der Anfang gemacht sein - diese Feststellung des Naheliegenden ist gerechtfertigt durch die Wichtigkeit der Wahrheit, die sie enthält. Die sorglosen Methoden der Qualle müssen nun aufgegeben werden zugunsten des Fleißes der Ameise und der Ausdauer des Maultiers.

Für mich persönlich ist die Veränderung meiner Verfassung,

die dadurch zustande kommt, daß ich zu schreiben beginne, jäh und heftig. Es ist eben ein Unterschied, ob man oben auf der Höhe der Rodelbahn steht, oder zur Abfahrt starten muß. Es heißt den Sprung wagen, die Pille schlucken, durch die Türe gehen, über der steht›Laß alle Hoffnung fahren‹. Es heißt, das angenehme Leben der Kontemplation aufzugeben für eine Zeit härtester und mitleidloser Arbeit, denn es ist (wie Erfahrung mich längst gelehrt hat) harte Arbeit, anstrengende Arbeit. Sowohl die Erinnerung an das, was ich zurücklasse, wie der Gedanke an das, was vor mir liegt, hemmt mich. In einem gewissen Augenblick muß ich mich an meinen Arbeitstisch kommandieren, die Zahl 1 oben auf die erste Seite meines Blocks schreiben und dann zum einleitenden Absatz ansetzen; das ist der Augenblick, in dem der Schlitten abgestoßen wird, dann gibt es kein Zurück mehr. Das zu erreichen, gibt es verschiedene Tricks; der gebräuchlichste ist der, dem Verleger zu sagen, daß ich einen Roman im Sinn habe, und ihm einen Ablieferungstermin zu versprechen - ihn feierlich zu versprechen ohne wenn und vielleicht. Das habe ich wohl zwanzigmal getan, und nie habe ich ein solches Versprechen gebrochen. Wenn ich das täte, käme ich mir vor wie ein bekehrter Säufer, der wieder zum Whisky greift. Meine letzte Sicherung gegen Faulheit wäre dahin. Die schnell wechselnden Daten auf dem Kalender zu betrachten, die Tage zu zählen, die mir zur Erfüllung meines Versprechens noch bleiben, das bringt mich früher oder später zur Tat - selten früher, meist später.

Für mich gibt es keinen anderen Weg, einen Roman zu schreiben, als am Anfang zu beginnen und fortzufahren bis zum Ende, und das ist gar nicht so selbstverständlich, wie es scheinen mag. Andere Leute haben andere Methoden. Ich habe von Romanen gehört, die in der Mitte begonnen wurden oder am Ende, die in einzelnen Teilen geschrieben wurden, um dann später zusammengeflickt zu werden; ich selbst aber habe nie den leisesten Wunsch verspürt, dergleichen zu tun. Ich habe das

Ende natürlich im Kopf und ebenso die Zwischenpassagen, und ich eile voran, von einem festen Stützpunkt zum anderen springend, wie Eliza auf dem Flusse Ohio von einer Eisscholle zur anderen hüpfte.

Denken und Planen sind auch weiter vonnöten, aber in anderem Maßstab und anderer Art. Die Arbeit ist bei mir, wenn ich am Morgen erwache, sie ist bei mir, während ich im Bett mein Frühstück nehme und die Zeitung überfliege, während ich mich rasiere, bade und anziehe. Es ist die Arbeit des kommenden Tages, die meine Gedanken beschäftigt; die anspruchslosen, kleinen täglichen Verrichtungen erlauben den Gedanken, ja, ermutigen sie sogar, an den sich nähernden Schwierigkeiten zu arbeiten, die taktischen Probleme zu lösen, die bei der Durchführung des strategischen Planes auftauchen. Gewöhnlich ist also die Tagesarbeit in meinem Kopf klar, wenn ich dastehe und meinen Entschluß zur Weiterarbeit spanne, wie man eine Uhr zu neuer Tagesleistung aufzieht. Plötzlich finde ich mich in meinem Arbeitszimmer, ertappe mich dabei, wie ich meine Füllfeder aufschraube, meinen Block an mich heranziehe und überschaue, was ich gestern geschrieben habe - und im Nu hat mich die Lust am Fabulieren davongetragen.

Und doch ist es, manchmal zu meiner eigenen Überraschung, harte Arbeit, peinliche und ermüdende Arbeit. Die Freude, die der schöpferische Akt bereiten kann, ist für mich überlagert von der körperlichen und geistigen Ermüdung, die er mit sich bringt. Zwar kenne ich viele Romanschreiber, die das nicht so empfinden. Ich aber würde zuweilen wirklich lieber auf dem Stuhl beim Zahnarzt sitzen als am Schreibtisch. Weitgehend ist das einer Eigenart meines Temperaments zuzuschreiben, das einfach nicht zuläßt, daß ich langsam arbeite. In all diesen Jahren habe ich maßvolle Zurückhaltung nicht lernen können. Eine Pause einzulegen, ruhig abzuwarten bringe ich nicht über mich. Habe ich einmal begonnen, so muß das Tagespensum geschafft werden, und es wird geschafft, vielleicht in einer

Stunde, vielleicht in drei Stunden; aber jedes Mal, wenn ich fertig bin, bin ich auch körperlich fertig, kommt dieser elende Überdruß, dieses fade Gefühl der Erschöpfung. Dem Leben ist auf einmal alle Freude genommen; ich bin ausgetrocknet und leer und lebe den Tag zu Ende wie ein fremdes Wesen, ohne Saft und Kraft, und erst wenn der Abend sich neigt, wird dieses armselige Geschöpf langsam wieder so etwas wie ein Mensch. Daß ich weiß: so wird es kommen, das macht es mir so schwer, den Mut zum Anfang zu finden. Das Zögern, das sich auch weiter jeden Morgen einstellt, ist leichter zu überwinden. Vor allem hat mir die Erfahrung eines gezeigt: wenn ich die Arbeit einen einzigen Tag hinausschiebe, so wirkt sich das aus wie das erste Glas für einen Trinker. Morgen schiebe ich schon leichter auf, und wenn ich schließlich auftauche aus der faulen Tour, sind drei Wochen vergangen, und die Folgen sind so unerfreulich, daß ich mit der Zeit gelernt habe, bei der Stange zu bleiben. Auch Routine spielt eine gewisse Rolle; habe ich erst ein paar Tage gearbeitet, dann habe ich mich unversehens daran gewöhnt, jeden Morgen so früh wie möglich an die Arbeit zu gehen. So zuwider mir der Gedanke an die Arbeit auch ist, ich bringe es schließlich so weit, daß mir das Gefühl, noch nicht bei der Arbeit zu sein, noch unangenehmer ist. Und das will etwas heißen. Schließlich spielt auch das in meinem Temperament begründete Verlangen eine Rolle, mit dieser Sache fertig zu werden. Nicht nur, weil ich die Bürde los sein möchte, die ich mir aufgepackt habe, sondern auch, um meine eigene Neugier zu befriedigen. Bestimmte Dinge liegen da vor mir - gewisse Stimmungen müssen ihren Ausdruck finden, es sind schwierige Ecken zu runden. Werden meine vorgefaßten Pläne sich bewähren? Werde ich die rechten Worte finden, um das Gefühl, das ich vermitteln möchte, auszudrücken? Das kann sich nur herausstellen, indem ich weiterschreibe - also!

Man sitzt an einem Tisch und schreibt Worte auf ein Papier; was ist es, das diese Worte bildet? Was geht in mir vor, während

ich sie niederschreibe? In meinem Fall habe ich keinen Zweifel: es handelt sich um eine Reihe von Schauungen. Nicht zweidimensional wie auf dem Bildschirm des Fernsehapparates; eher dreidimensional, als wäre ich ein dünner, unsichtbarer Geist, der auf einer Bühne herumspaziert, während die Aufführung in vollem Gange ist. Ich kann mich bewegen, wohin immer ich will, kann die Schauspieler genauso von hinten wie von vorne betrachten, von der rechten Bühnenseite wie von der linken, kann ihre Posten, ihre verborgenen Gesten, ihre Reden beobachten. Fast könnte man sie vierdimensional nennen, denn ich nehme ja auch ihre Gefühle wahr und ihre Motive. Und alles, was mir wesentlich scheint an der Szene, deren heimlicher Zeuge ich bin, merke ich mir. Ich kann eine Szene auch wiederholt ablaufen lassen, wie ein Hollywood-Regisseur in seinem Stuhl im Vorführraum, und wenn ich mit einer Szene fertig bin, lege ich sie beiseite und beschwöre eine andere herauf, die ich mir in all jenen Wochen der glücklichen Zeit des Entwerfens ausgedacht habe. Im Grunde handelt es sich von nun an wirklich nur um ein Berichten, denn das Ganze ist schon so gut wie vollständig erfunden, und doch ist bei dieser Niederschrift auch noch ein erstaunliches Maß an Konzentration notwendig. Wenn die Arbeit für den Tag getan ist und ich ins zivilisierte Leben zurückkehre, bin ich ähnlich verwirrt wie beim Erwachen aus lebhaftem Traum - wenn auch glücklicherweise nur für kurze Zeit. Aber es kann geschehen, daß ich zurückfalle, daß ich aus dem Alltag, aus meinem Privatleben wieder abtreibe und zurückschleiche in mein geheimes Theater, auf die geheime Bühne, so daß meine Tischgenossen mich mißtrauisch beäugen oder meine Bridge-Gegner über meine Versager triumphieren.

Fast die ganze Geschichte ist, wie gesagt, schon ausgedacht, aber doch noch nicht alles. Was noch fehlt, sind unbedeutende Ergänzungen während der Arbeit am Schreibtisch - mehr Taktik als Strategie. Die Worte müssen gewählt, Sätze gebaut werden,

die so genau wie möglich, sparsamst und doch treffend die Szene wiedergeben, deren Zeuge ich war. Dauernd muß ich mich fragen, ob der Abschnitt, den ich gerade schreibe, die gleiche Szene für das innere Auge des Lesers heraufbeschwören kann, ob die Gefühle, deren ich dabei gewahr werde, ihm wohl ebenso bewußt werden. Ein schlechter Satz könnte den Leser herausreißen wie ein brechender Zweig ein äsendes Wild aufschreckt. Ein ganz anderer Eindruck, als ich ihn übermitteln möchte, kann dabei herauskommen, wenn ein Satz falsch formuliert ist. Ich muß also jeden geschriebenen Satz objektiv überprüfen. Objektivität und Subjektivität müssen zusammen - oder wenigstens abwechselnd zur Wirkung kommen.

Und hierin liegt der große Vorteil des Schreibens mit der Hand gegenüber dem Maschineschreiben. Änderungen können leicht angebracht werden, und nicht nur im eben vollendeten Satz. Es erweist sich manchmal als notwendig, ein oder zwei Seiten zurückzublättern, um nachzuschauen, ob das Schiff gerade mit einem oder zwei Reffs segelt, oder wer die letzte Bemerkung gemacht hatte. Wort für Wort muß nachgeprüft werden, und dabei heißt es natürlich Selbstkritik üben. Auf einer handgeschriebenen Seite ist es sehr einfach, ein Wort durch ein anderes zu ersetzen oder Redewendungen durch einen Kreis mit Pfeil an einen anderen Platz zu verweisen. Vor einer Seite Maschinenschrift, mit dem Zwang, die Durchschläge wieder genau auf Linie zu bringen, wird man leicht faul, findet man leicht, daß die gegenwärtige Formulierung es doch wohl auch tut - obwohl das Gewissen es anders sagt. Eine Anwandlung von Selbstkritik wird ohnehin allzu leicht zerstreut, denn es ist nun einmal widerwärtig, ihr nachzugeben, die Tatsache zuzugeben, daß ich etwas unkorrekt beschrieben, etwas falsch beurteilt habe, oder daß ich einfach schlampig gewesen bin. Es kommt mich hart an, meine Unzulänglichkeiten zu erkennen; auch noch danach zu suchen, ist viel verlangt, aber es ist nötig - wie eine häßliche Frau sich zwingen muß, ihr Bild unvoreingenommen

zu prüfen, um zu sehen, was sie dazu tun kann, es zu verschönern.

So vergeht die Zeit. Jeder Tag bringt seine Quote an Worten, die Seiten füllen sich, und mit jedem Tage wächst das Verlangen, die Sache zu Ende zu bringen. Ich habe gelernt, dem nicht nachzugeben. Unangenehme Erfahrungen haben mich gelehrt, daß nichts dabei herauskommt, den ganzen Tag lang zu arbeiten und zu versuchen, eine übermäßige Leistung auf einen Sitz zu vollbringen. (Vergessen Sie nicht, daß ich nur von mir rede; andere Leute wenden mit Erfolg andere Methoden an.) Habe ich es doch einmal versucht, dann fühle ich mich am nächsten Tage elend, bin knochenlahm und kann überhaupt nicht arbeiten. In diesem Zustand kann dann noch nicht einmal die objektivste, unpersönlichste Analyse meiner Motive mich zu der Überzeugung bringen, daß bloße Faulheit und der Horror vor der Anstrengung mich lahmen. Es ist mir wirklich unmöglich, zu arbeiten, und der gestrige Gewinn wiegt den heutigen Verlust nicht auf. Darum muß ich also nach einer bestimmten Ordnung und methodisch vorgehen, obgleich es wohl nicht viele Menschen auf der Welt gibt, denen Ordnung und Methode so wenig liegen wie mir. Ich muß einen Tag nach dem anderen schuften, vom Anfang bis zum Ende, wenn ich auch instinktiv so tun möchte, als sei der Anfang ein brennender Wald und das Ende eine sichere Zuflucht im gelobten Land.

Drei Monate - vier Monate - soviel Zeit etwa braucht es, und dann ist die Geschichte endlich fertig. Aber es macht mir keine besondere Freude, das letzte Wort zu schreiben; mein Kopf ist zu dumpf, um irgend etwas dergleichen zu empfinden. Noch nicht einmal Erleichterung - denn als nächstes muß nun das vollständig getippte Schriftstück durchgelesen werden. Eine Kummer gewohnte Sekretärin ist dicht hinter mir geblieben, etwa zwei oder drei Tage im Rückstand, und nach einem oder zwei weiteren Tagen sind die letzten Seiten getippt. Natürlich habe ich während der Arbeit hin und wieder einen Blick

hineingeworfen, aber nun muß ich das ganze Zeug noch einmal lesen - vielleicht aus Neugier? Ich kann mir nicht vorstellen, was sonst mich dazu veranlassen sollte.

Und da haben wir's! Die häßliche Frau kann nach beendetem Makeup nun das Ergebnis prüfen - natürlich gibt es eine Enttäuschung. Kann ein fertiges Buch je so gut sein wie das, davon der Schriftsteller träumte, ehe er es zu schreiben begann? Ich kann nicht glauben, daß das je möglich ist; und zwar aus naheliegenden Gründen; ich jedenfalls habe das nie erlebt. Es ist noch ein Glück, daß Dumpfheit und Müdigkeit der Enttäuschung etwas von ihrer Schärfe nehmen. Ich bin zu erschöpft, um sie tief zu fühlen. Langsam wandelt sich dann meine Geistesverfassung wieder ein wenig, so daß ich mich überwinden kann, das Manuskript an einen Verleger abzuschicken.

Wenn ich versuche, so objektiv zu sein, wie ich nur kann, bin ich zögernd bereit zuzugeben, daß das Buch so gut ist, wie ich es eben machen kann - ich kann es nicht weiter verbessern. Was mir daran mißfällt, kommt aus meiner eigenen Unzulänglichkeit, und ich habe lange genug mit meinen Unzulänglichkeiten gelebt, um nun ihnen gegenüber ein dickes Fell zu haben. Wenn ich am Ende eines Buches bin, dann bin ich gegen so gut wie alles dickfellig.

Laß es also gehen - laßt mich zurückkehren in die normale Welt, die ich vor drei Monaten verließ. In diesen drei Monaten konnte ich überhaupt nicht vernünftig reagieren, mein Alltagsleben war fühllos wie unter einer Betäubung.

Mein Widerwille gegen meine eigenen Werke hält erstaunlich lange an.

Ein Vater, der zum erstenmal auf sein Erstgeborenes hinunterblickt, mag vielleicht einen Schock erleiden; im allgemeinen aber erholt er sich davon schnell wieder, und nach einem oder zwei Tagen findet er das Baby wirklich entzückend.

Wenn ich auf meine Bücher so reagieren könnte, wäre mein Leben glücklicher - und seltsamerweise ist es trotz alledem wahr, daß wenige Menschen ein glücklicheres Leben führen als ich. Ich muß wohl so etwas wie eine Prinzessin sein, die die Erbse durch sieben Matratzen hindurch spürte. Jedes Buch ist so eine Erbse. Unvermeidlich kommen nun die Fahnenabzüge herein, Bogen für Bogen, englische proofs, amerikanische proofs, Bogen in periodischer Folge, und alle müssen gründlich durchgesehen werden auf der Suche nach Druckfehlern, deren jeder Fahnenabzug andere enthält. Schon an den ersten Satz Fahnen gehe ich widerstrebend heran, an den vierten oder fünften aber mit Grauen. Mittlerweile sind die Mängel in meinen Augen so gewachsen, daß ich ganz ernsthaft glaube, daß kein Mensch sich je mit diesem Blödsinn abgeben wird. Und wegen dieser Niedergeschlagenheit geben mir selbst die günstigen Kritiken und die wohlwollenden Kommentare der Freunde nicht die Befriedigung, die ich mir erhoffte, als ich zu schreiben begann. Mir scheint dann, daß Leute, die sich nett über meine Bücher äußern, Menschen ohne jedes Urteilsvermögen sein müssen, und daß es nicht lohnt, ihre Meinung überhaupt in Betracht zu ziehen. Glücklicherweise hält diese Phase akuten Verstörtseins nicht lange an. Ein Gefühl belustigter Toleranz verdrängt den Widerwillen, und bald sind alle Sorgen vergessen über der herzerquickenden Freude, nicht mehr Tag für Tag erschöpft zu sein.

Ja, ich verdanke es geradezu diesem meinem Beruf, daß ich viele Dinge sehr viel intensiver genieße als andere Menschen - wie zum Beispiel: wenn ich auf der Straße gehe und dabei meinen Kindern begegne; wieder einmal den kaum faßbaren Unterschied zu erspüren zwischen Whisttable- und Colchester-Austern (den zu fühlen ich während der Arbeit unfähig bin); die Morgendämmerung als einen alten Freund zu begrüßen, ob ich nun auf dem Heimweg bin oder das Haus gerade verlasse; zu baden im Überschwang des Bewußtseins, daß ich Energie zu

vergeuden habe - oder eines der unzähligen Vorhaben anzugehen die mit Romanschreiben nichts zu tun haben, die ich liegen lassen mußte während dieses kleinen Gestorbenseins.

Und schon schleicht sich, fast unbemerkt, die nächste Geschichte in dieses erfreuliche Leben ein. Die Schlange hat Eingang in Eden gefunden ohne mein Mißtrauen zu erregen, selbst als ich sie schließlich als das erkannte, was sie ist. Ich bin ja noch in der glücklichen Zeit der Erfindung, und jeder Fortschritt in der Konstruktion bringt Augenblicke starker Befriedigung mit sich, schenkt mir wahre Freude, die ich um so lebhafter empfinde, als sie ganz unverdient ist, wenn mir während eines müßig vertanen Morgens plötzlich aufgeht, daß eine Schwierigkeit wie von selbst überwunden ist. Das sind die unschuldigen und doch erstaunlich stark erlebten Freuden, die die Wonne noch erhöhen, lebendig und in Eden zu sein. Kann es überhaupt ein besseres Leben geben?

Selbst dann, wenn es dem Ende zugeht und das Planen zur ernsten Arbeit wird, zeigt sich noch immer keine Wolke, die die Sonne verdunkeln könnte. Wenn es je dazu kommt, daß ich dieses neue Buch schreibe, wird es so vollkommen werden, wie ein Buch überhaupt sein kann. Es wird mir nicht schwer fallen, diesmal auf der Hut zu sein und die Mängel zu vermeiden, die das letzte Buch beeinträchtigen. Sollte ich mich wirklich entschließen, es zu schreiben, werde ich vernünftiger vorgehen. Ich werde langsam arbeiten und mich freihalten von Übermüdung; ich werde mir die gute Stimmung zu bewahren wissen. Vielleicht wird das Schreiben diesmal eine sehr viel angenehmere Erfahrung als das letzte Mal - schlimmer kann es ohnehin nicht kommen. Und wenn ich diese Geschichte, die nach Ausdruck verlangt, noch länger zurückhalte, wird auch Eden nicht mehr das gleiche Eden bleiben. Und so gehe ich in mein Arbeitszimmer, schraube meine Füllfeder auf, und die Tore von Eden schlagen hinter mir zu und werden sich nicht wieder öffnen, bis ich den ganzen Zirkel aufs neue durchlitten

habe.

Ich weiß noch gut, wie es mit Hornblower begann. Ein Bucherwerb war es, der den Schlamm vorbereitete, in den ich das erste wasserdurchtränkte Stück Holz versenken sollte. Und zwar kaufte ich das Naval Chronicle, eine Monatsschrift, die etwa von 1790 bis 1820 erschienen war und hauptsächlich Beiträge von Seeoffizieren für Seeoffiziere enthielt. In einem Antiquariat fand ich drei Bände davon - je sechs Hefte zu einem Band vereint -, und ich kaufte sie 1927, weil ich nach Büchern für eine Bibliothek Ausschau hielt, die ich mir auf dem kleinen Schiff anlegen wollte, das für mehrere Monate meine Behausung werden sollte. Es waren ziemlich umfangreiche Bände mit kleiner Schrift, vollgestopft mit Fakten aus einem weitgesteckten Gebiet - geradezu ideal für meinen Zweck. Daß sie seemännisch von Interesse waren, machte sie mir besonders anziehend, obgleich das nicht den Ausschlag gab. Ich könnte ja auch Bücher über Jura oder über das Bankwesen gekauft haben - hätte ich mich dann wohl veranlaßt gefühlt, einen Romanzyklus über das Bankwesen zu schreiben? Ich glaube kaum, obwohl auch das möglich sein dürfte.

In den Monaten, die ich dann auf meinem Boot lebte, las ich wieder und wieder in dieser Marine-Chronik, und etwas von der Atmosphäre mag dabei in mich eingegangen sein; jedenfalls wurde ich recht vertraut mit der Geisteshaltung der Seeoffiziere jener Zeit in bezug auf die verschiedensten Aspekte ihres Berufes.

Einer der Bände enthielt den genauen Text des Genfer Vertrages, der im Dezember 1814 abgeschlossen wurde und den Frieden zwischen den Vereinigten Staaten und England besiegelte. In jedem ordentlichen Geschichtsbuch können die Hauptbedingungen nachgelesen werden, mich aber reizten ganz besonders die Details - wie diese Dinge damals tatsächlich ausgedrückt wurden, der genaue Wortlaut, die Stimmungen, die hinter den Worten mitschwangen.

Da war zum Beispiel Artikel II mit der Angabe, wann der Krieg rechtlich enden solle; im Nordatlantik zwölf Tage nach der Ratifizierung, aber die Zeitspanne wurde ausgedehnt bis zu vierzig Tagen für die Ostsee und so weiter bis zu hundertundzwanzig Tagen für entfernte Teile des Stillen Ozeans.

Das gab ein interessantes Bild von der Schwierigkeit der Nachrichtenübermittlung und rief seltsame Gedankengänge in mir wach. Wenn du hundertundneunzehn Tage nach der Ratifizierung vor Java ein Schiff aufbrächtest, so wäre das Schiff dein; fiele es dir aber hundertundeinundzwanzig Tage nach der Ratifizierung in die Hände, so müßtest du es zurückgeben. Wenn die Kaperung aber genau nach hundertundzwanzig Tagen erfolgte - was dann? Und wenn sie auf der falschen Seite der International Dateline geschah? Alle möglichen Fehlschläge, Neid und Groll könnten dabei aufkommen... hinunter in den Schlamm mit dem wasserträchtigen Holz.

Es war auf alle Fälle eher Sache des Unterbewußtseins, sich mit der Lage eines Mannes zu befassen, dem es oblag, ganz auf sich allein gestellt wichtige Entscheidungen zu treffen. Der auf sich gestellte Mensch - ja. Technische Hilfe mag ihm zur Verfügung stehen, vielleicht hat er sogar Freunde; steht er aber einer Krise gegenüber, kann er nur nach seiner eigenen Beurteilung der Lage handeln, und geht etwas schief, hat er allein die Verantwortung zu tragen. Der Mörder, der, nachdem er das Verbrechen begangen hat, sich niemandem anzuvertrauen wagt und sein weiteres Handeln ohne jede Hilfe planen muß, ist ein Beispiel für den auf sich gestellten Menschen. Im reifen Alter von dreiundzwanzig Jahren hatte ich mich erschöpfend (so meinte ich wenigstens) mit dem Mörder und seinen Problemen befaßt, aber es gab immer noch eine Menge zu sagen über den auf sich gestellten Menschen. Zwar gab es den unheimlich vollkommenen Hamlet; aber auch nachdem die Bogenlampen

erfunden waren, gab es und gibt es in der Welt noch immer Gelegenheiten, bei denen man Kerzen verwenden kann. Dieser auf sich gestellte Mensch beschäftigte meine Phantasie. Der Kapitän eines Schiffes, und besonders eines Kriegsschiffes, war in den Tagen vor Erfindung der Funkentelegrafie sehr allein. Von einem solchen Kapitän hatte ich gelesen - am versenkten Holz wuchsen eifrig die Muscheln. Es gab noch etwas anderes neben dem Naval Chronicle und der weiteren Lektüre, die sich daraus ergab, was zu jener Zeit mein lebhaftes Interesse fand, und das war Englands Krieg in Spanien gegen Frankreich (1808 bis 1814). Die Geschichte dieses Krieges war eben, von Sir Charles Oman meisterhaft geschildert, in mehreren starken Bänden herausgekommen. Dieses Werk gehört ohne Zweifel zu den besten militärischen Geschichtsbüchern, die je geschrieben wurden. Ehrfurchtsvoll bewunderte ich Sir Omans gewissenhafte Sorgfalt. Seine unzähligen Details begeisterten mich so, daß ich zwei militärische Romane schrieb, die sich mit diesem Zeitabschnitt befaßten. Aber obwohl diese Arbeiten nun hinter mir lagen und andere Pläne meine Aufmerksamkeit beanspruchten, lungerten diese Schilderungen noch immer in meinem Gedächtnis herum. Schon allein Wellingtons Charakter war faszinierend, und er gab ganz gewiß während dieses Krieges ein Beispiel ab für den auf sich gestellten Mann, wenn auch nicht ganz dem Typ entsprechend, der sich in meinem Kopf zu formen begann. Hinzu kam, daß einer der meist beredeten Skandale jenes skandalreichen Jahrhunderts in Wellingtons Familie entstand. Seines Bruders Frau war mit dem Kavallerie-General durchgebrannt, der später zum Marquis of Anglesey wurde. Die Rückwirkungen dieser Entführung waren noch sehr lange in den geschichtlichen Ereignissen spürbar; das war höchst interessant und bemerkenswert.

Noch etwas erregte meine Aufmerksamkeit: in der entscheidenden Phase des Krieges, als die spanische Regierung gegen Napoleons Armeen um ihr Leben kämpfte, wurden

tatsächlich spanische Truppen aus dem Kampf gezogen und über den Atlantik geschickt, um eine Rebellion zu unterdrücken, die in Mexiko ausgebrochen war. Das spanischamerikanische Reich begann auseinander zufallen, und die Nachrichtenübermittlung war außerordentlich schwierig und langsam. Und wieder wuchsen Muscheln am versunkenen Holz, sie setzten sich fast unbemerkt an, während meine bewußten Gedanken an Romanen wie›Die afrikanische Königin‹und›Der General‹arbeiteten.

In diese Zeit fiel ein Ereignis, dessen Zusammenhang mit Hornblower ich damals nicht im entferntesten vermuten konnte: Hugh Walpole war zu jener Zeit einer der maßgebenden Leute in Hollywood, dem Hollywood der neumodischen Filme auf der Höhe seiner Macht, seines Stolzes, seines Reichtums und seiner Anmaßung. Ich hatte ihn nie gesehen, hatte noch nie mit ihm gesprochen oder korrespondiert; aber er hatte meinen Namen genannt, als er gefragt wurde, welcher unter den jungen englischen Schriftstellern wohl geeignet sein könnte, für dieses neue Massenmedium nutzbringend zu arbeiten. So kam es zu dem Brief, in dem ich gefragt wurde, ob ich wohl geneigt wäre anzunehmen, wenn ich nach Hollywood eingeladen würde, um dort mitzuarbeiten. Sollte ich mich wirklich entschließen, diese ausländischen Vereinigten Staaten jenseits des Atlantiks zu besuchen? Sollte ich mich diesem Hollywood verpflichten, über das so phantastische Geschichten in Umlauf waren?

Wahrscheinlich hätte ich abgesagt, wäre ich gerade in einen Roman verstrickt gewesen; aber es fügte sich so, daß mich im Augenblick nur eine unwichtigere Sache beschäftigte - nur ein Marionettentheater. Und außerdem: es war allgemein bekannt, daß Hollywood viel versprach und wenig hielt. Im Grunde überzeugt davon, daß diese Einladung nie kommen würde, schrieb ich zurück, ich wäre bereit, sie anzunehmen, wenn sie käme. Und sie kam - und zwar so brandeilig, wie es in Hollywood üblich ist. Nach achtundvierzigstündiger Jagd nach

dem Visum und überhasteter Packerei fand ich mich wahrhaftig an Bord der alten *Aquitania* auf der Fahrt nach New York.

Für das, was ich hier erzählen möchte, sind nähere Einzelheiten aus jener ersten Arbeitszeit in Hollywood uninteressant, ein Gesichtspunkt ausgenommen. Und zwar habe ich immer wieder die Erfahrung gemacht, daß sich in Zeiten eines sozusagen kontemplativen Lebens keine Ideen in meinem Kopf formen. Nichtstun macht mich nicht schöpferisch. Aber beschwingte Betriebsamkeit, starke Interessen außerhalb meines Schriftstellerlebens, zweimal in der Woche eine Krisis, jeden Sonnabend eine Katastrophe und weder Muse noch Kraft, über irgend etwas ernsthaft nachzudenken - ein paar Wochen solchen Lebens: wenn dann eine Atempause eintritt, mache ich plötzlich die erfreuliche Entdeckung, daß die Ideen sich inzwischen im Unterbewußtsein entwickelt haben und frische Muscheln am versenkten Holze gewachsen sind. Hollywood aber bot dem Neuling zu jener Zeit zweimal am Tage eine Krisis, nicht nur zweimal wöchentlich. Um dahinter zu kommen, daß im Grunde keiner dieser Krisen irgendwelche Bedeutung zukam und daß die Erregung der Gemüter kaum bis unter die Haut ging, brauchte es einige Erfahrung. Ich stand einem neuen Lebensgefühl gegenüber, neue Ausblicke boten sich, ich atmete eine andere Luft - und da mich eine natürliche Neugier zu immer neuen Unternehmungen trieb, so blieb mir für Besinnlichkeit einfach keine Zeit.

Die letzte Krisis betraf mich selbst. Ich hatte meine Stellung mehrmals gewechselt und war schließlich bei Irving Thalberg gelandet, damals wohl die prominenteste Erscheinung in Hollywood. Er hatte mich zur Mitarbeit an einem Film über Charles Stewart Parnell engagiert. Aber kaum zwei Leute auf Erden konnten zu gemeinsamer Arbeit weniger geeignet sein als Thalberg und ich; und der Geist Parnells war auch nicht gerade dazu angetan, unsere persönlichen Gegensätze auszugleichen. Da kam mir zufällig eine Anzeige unter die Augen, die besagte,

daß das schwedische Schiff *Margaret Johnson* von der Johnson-Linie am nächsten Tage mit Fracht und Passagieren von San Pedro auslaufen sollte, um über mittelamerikanische Häfen und den Panama-Kanal nach England zu fahren.

Nur eine beiläufig gelesene Notiz vielleicht, aber sie führte sogleich eine Veränderung herbei. Plötzlich wurde mir klar, daß ich genug hatte von Hollywood, daß ich es satt hatte, nach Anweisungen eines anderen zu arbeiten, daß ich meine Freiheit haben wollte, daß mich leidenschaftlich danach verlangte, England wiederzusehen. (Hier fühle ich mich veranlaßt, meine Erzählung durch die Feststellung zu unterbrechen, daß es mir seither gelungen ist, in Hollywood zu arbeiten, ohne richtig unglücklich zu sein.) Jetzt aber war der Augenblick zur Tat gekommen. Zur selben Stunde noch war ich ein freier Mann. Meine Kündigung hatte ich gerade noch rechtzeitig anbringen können, bevor ich selbst eine erhielt. Noch ehe der Tag zu Ende ging, hatte ich die Überfahrt gebucht und - bitte! - sogar meine Einkommensteuer bei der Staatskasse bezahlt. Und bevor die Sonne am nächsten Tag ihre Höhe erreichte, stand ich an Deck der *Margaret Johnson* und sah die Vereinigten Staaten unter den Horizont sinken.

Es wurde eine unglaublich glückliche Zeit. Damals konnte man Mittelamerika überhaupt nur zu Schiff besuchen - mit solchen Schiffen wie die *Margaret Johnson* eines war. Es war gerade die Zeit der Kaffee-Ernte. Wir bummelten von einem kleinen Hafen zum anderen, von einer offenen Reede zur nächsten, luden hier 50 Sack Kaffee und dort hundert. Und wenn die Hafenanlagen - die wacklige Pier oder die alten abgenutzten Leichter - schon von einem anderen Schiff in Anspruch genommen waren, so gingen wir vor Anker und warteten ohne Ungeduld. Als wir in den Golf von Fonseca einliefen und den Hafen von La Union schon besetzt fanden, so daß wir vor der Insel Meanguera vor Anker gehen mußten, machte der Kapitän sich die Verzögerung zunutze und ließ die

Rettungsboote ihrer jährlichen Prüfung unterziehen. Als auch das große Motor-Rettungsboot im Wasser war, beredeten der Erste Offizier und ich den Kapitän, uns damit auf eine Entdeckungsreise in die inneren geheimnisvollen Buchten des Golfes abziehen zu lassen.

Da gab es vergessene Dörfer, verwaschen vom Regen und in der Sonne gedörrt, in denen sich ein armseliges Leben im Schneckentempo vollzog. Uralte Frauen hockten auf dem Marktplatz und boten stumm alles, was sie besaßen, zum Verkauf an - ein einziges Ei in welker Hand. Als wir wieder in See waren, überfielen uns plötzlich heftige Stürme, und die *Margaret Johnson* wurde hart umhergeworfen. Einmal nahm ich mich nicht in acht, als ich an Oberdeck ging; da ergriff mich der Hurrikan und schleuderte mich mehrere Meter weit gegen die Reling und um ein Haar unter ihr hindurch. Aber wir erlebten auch flammende Sonnentage, nächtlich erglühende Vulkane und das Kreuz des Südens, wie es am südlichen Horizont erschien. Zivilisierter ging es zu, als wir den Panama-Kanal durchführen, und im Karibischen Meer setzten wir dann unseren gemütlichen Küstenbummel fort.

Sechs Wochen ging das so weiter, sechs Wochen lang Nichtstun, nur beobachten, nur empfinden, vage verschwommene Gedanken nur - so löste sich langsam die Spannung, die in Hollywood immer ärger geworden war. Der Kapitän spielte begeistert, ja geradezu besessen Shuffleboard. Dieses Spiel gehörte für ihn zu den wichtigen Dingen des Lebens, und wir, das heißt er und ich, spielten es hundert- und aberhundertmal auf dem blendend weiß gescheuerten Deck. Die *Margaret Johnson* rollte langsam und leicht in der Dünung, und es lag etwas Faszinierendes darin, dazustehen und die Scheibe noch nicht abzustoßen, mit einem Auge über die Reling zu schielen, um dann genau den richtigen Moment zu erwischen, die Scheibe mit einem Schwung zwischen zwei feindlichen Scheiben durchschlittern zu lassen, die da im Wege lagen. Wenn

man den rechten Augenblick nutzte, konnte man erreichen, daß sich das Ding geradezu intelligent benahm. Schlingertanks haben das Spiel seines halben Reizes beraubt. Wie dem auch sei, Shuffleboard stellte keine übertriebenen Ansprüche an das Gehirn, es war eine gesunde Körperübung und hielt den Kopf gerade genug beschäftigt, daß er nicht anfangen konnte, selbständig zu arbeiten. So hatte das Unbewußte freies Spiel. Von Zeit zu Zeit wurde deutlich, was da vor sich gegangen war, denn die versenkten Hölzer wiesen frische Muscheln auf. Da war dieser Zusammenbruch des spanischamerikanischen Reiches. Mindestens zweimal hatte England, während Bonaparte Verbündeter Spaniens war, mit den Unzufriedenen in Südamerika gemeinsame Sache gemacht in der Hoffnung, die spanischen Kolonien der spanischen Krone zu entreißen. Das Ergebnis war verheerend. Welch seltsame Vorstellung: britische Kräfte kämpften in Montevideo und Buenos Aires! Aber es hatte ja sogar Zeiten gegeben, da die britische Flagge in Manila und Java wehte. Und an der einsamen pazifischen Küste konnte schon allerlei Ungewöhnliches passieren. Irgend jemand konnte sich einfach für unabhängig erklären und in diesem›kultivierten‹Lande dann leicht zum hemmungslosen Tyrannen werden, wie die spätere Geschichte der mittelamerikanischen Republiken zur Genüge bewiesen hat. Ein Tyrann in diesem Lande...? El Supremo begann in meinem Kopf Gestalt anzunehmen, und damit ergab sich auch eine Möglichkeit, die britische Unterstützung ins Spiel zu bringen. Hätte nicht Nelson selbst als junger Kapitän bei einer ähnlich hirnverbrannten Expedition an der Mosquito-Küste fast sein Leben eingebüßt? Nelson war ja auch in jenen Nelson-Hamilton-Skandal verwickelt, der dem Anglesey-Wellesley-Skandal vorausgegangen war. Hatte Wellington je eine Schwester gehabt und nicht nur eine Schwägerin? In der weiblichen Linie müßte der ungeheuer interessante Charakter von Wellington noch fesselnder in Erscheinung treten. Über den

Einfluß der Politik auf die Karrieren in der Navy wußte ich bereits genug, um mir vorstellen zu können, was für eine Rolle in einem Roman über die damalige Zeit der Wellesley-Clan spielen müßte. Falls eine Wellesley-Schwester nicht existierte, gab es gar keinen Zweifel (wie schon in anderem Zusammenhang erwähnt): es mußte unbedingt eine erfunden werden!

Die *Margaret Johnson* gelangte durch die Mona-Passage aus dem Karibischen Meer in den Atlantik, und damit - wahrscheinlich sogar dadurch - fand ich zum entscheidenden Schritt im Aufbau meiner Geschichte. Vor Jahren hatte ich einen ersten Fingerzeig erhalten, der unvergessen blieb und meine Aufmerksamkeit wieder und wieder auf ein Problem lenkte, das Beachtung verlangte und danach drängte, gestaltet zu werden: das war die Schwierigkeit, in alten Zeiten die Nachricht zu verbreiten, daß ein Krieg beendet sei und Frieden herrsche. Und traf das nicht besonders auf die Lage in Mittelamerika zu? Denn der Umschwung in der Haltung Spaniens im Jahre 1808 war nicht nur schnell, sondern geradezu drastisch. Bonapartes Versuch, seinen Bruder auf den Thron von Spanien zu setzen, machte über Nacht jeden Spanier von einem Feinde Englands zu Englands leidenschaftlichem Verbündeten; die Geschichte hatte wenige so plötzliche politische Veränderungen aufzuweisen - gewöhnlich ging dem Krieg doch eine Zeit der Spannung voraus und dem Frieden eine Periode der Verhandlungen. In Mittelamerika mußten die Auswirkungen einer so radikalen Umkehr der Verhältnisse besonders dramatisch sein, wenn eine britische Expeditionsflotte eine separatistische Bewegung erst ermutigt hätte und sich nun gezwungen sähe, bei ihrer Unterdrückung zu helfen. Mein düsterer Tyrann an den Küsten des Golfes von Fonseca mochte so Gelegenheit haben, sich erst als Verbündeter und dann als Feind zu zeigen. Die Anwesenheit von Barbara Wellesley (ich glaube, sie war nun schon getauft) ließe sich schon erklären, ohne zu sehr an den Haaren

herbeigezogen zu sein. So, nun hatte mein Roman einen Anfang und ein Ende, und - um wieder das alte Bild anzuwenden - mit der einwandfreien Festlegung des Mittelstücks fand sich das Puzzle-Spiel wie von selbst zusammen und zeigte nun ohne weitere Muhe das Bild im Ganzen. Wirklich, es war ein Augenblick riesiger Genugtuung, als die *Margaret Johnson* im Passatwind nordöstlich über den Atlantik steuerte und das langsame Rollen, das dem Shuffleboard so viel Reiz verliehen hatte, von kürzerem Stampfen abgelöst wurde, das dem Spiel einen ganz anderen Charakter gab. Mein Charakter änderte sich auch. Ich wurde nun zu Tom O'Bedlam, dem seine Traumgestalten wirklicher waren als seine Umwelt. Geistig sanft entrückt, gab ich dem Alltag auf dem Schiff sein Recht, ohne ihm einen Gedanken zu widmen; mein Kopf aber hatte nun viel zu tun: Wann und wie sollte die Nachricht vom Frieden meinen Helden erreichen? Wie sollten sich die Leutnants der Fregatte zueinander verhalten? Wie könnte die Dramatik dieser oder jener Situation am besten dargestellt werden? Der Mensch, der mich da um Mittag angesprochen hatte und mir von der Berechnung der Geschwindigkeit unseres Schiffes etwas erzählen wollte, war wahrscheinlich leicht verwundert über meine Unaufmerksamkeit; es mußte wohl aussehen, als sei ich plötzlich taub geworden. Er hatte mich möglicherweise gerade aus einem Interview mit El Supremo abgerufen; sicher habe ich ausgesehen wie jemand, der aus einem Traum erwacht, obwohl ich anscheinend ganz normal an Deck spazierengegangen war. Immerhin versagte ich es mir, dabei meine unberechenbaren Phantasien laut von mir zu geben - eine gewisse Selbstkontrolle verhinderte diese letzte Bloßstellung meines Entrücktseins, so leicht das auch bei meiner inneren Erregung hätte eintreten können.

Wir näherten uns den Azoren; der Passatwind flaute ab, und Hornblower begann, sich zu einer Persönlichkeit zu entwickeln. Die Geschichte selbst hatte natürlich seinen Charakter schon

weitgehend festgelegt. So wie im wirklichen Leben Erbe und Umgebung uns prägen, so müssen die Gestalten in Romanen bestimmte Charakterzüge haben, die ihnen ermöglichen, die Aufgaben zu erfüllen, die ihnen zugedacht sind; und dann muß man ihnen noch einige dazugeben, damit ihr Charakter auch glaubhaft wird, oder weil sie ohne diese zusätzlichen Eigenschaften nicht ertragen könnten, was sie zu erleben und zu erleiden haben - oder schließlich ganz einfach, weil diese Eigenschaften eben zweckdienlich, passend und richtig sind. Hornblower sollte der auf sich gestellte Mensch werden, nach dem ich suchte. Ich hatte ihm in dem Roman, der sich in mir vorbereitete, eine bestimmte Aufgabe zugedacht - die sich allerdings aus verschiedenen einzelnen Aufgaben und Pflichten zusammensetzte -, aber diese Bestimmung war nur Teil eines größeren Ganzen: Sein Kampf gegen El Supremo war zugleich ein Dienst für sein Vaterland gegen die Tyrannei Bonapartes. Und noch etwas anderes hatte ich mit ihm vor, einen Streit von ungleich längerer Dauer sollte er führen, der für ihn selbst vielleicht noch wesentlicher war, ganz gewiß aber noch wichtiger für mich. Kriege mußten ganz einfach einmal enden; Bonapartes Fall war auch mehr oder weniger vorauszusehen - jedenfalls bestand doch die Möglichkeit solch günstiger Lösungen -, Hornblowers anderer Kampf aber würde nicht enden, solange er lebte, denn es war der Kampf mit sich selbst. Es war nötig, ihm ein ungewöhnliches Maß an Selbstkritik mitzugeben. So wie von niemandem erwartet wird, daß er in den Augen seines Kammerdieners ein Held ist, so konnte Hornblower nicht vor sich selbst die Rolle des Helden spielen. Er mußte seine Motive zu mißtrauisch betrachten, sich seiner Schwächen zu sehr bewußt sein, als daß er je mit sich zufrieden sein konnte. Und doch mußte er ein Mann von beachtlicher Charakterstärke sein, so daß es glaubwürdig erschien, daß er trotz Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit diesen Kampf mit sich selbst nicht aufgab und nicht absackte in

Selbstzufriedenheit oder demütiges Sich-Ergeben.

So, mein Hornblower hatte nun mehr oder weniger Gestalt bekommen: Er war Kommandant einer britischen Fregatte - nicht eines Linienschiffes, denn es gehörte zur Methode der Seekriegsführung, daß Linienschiffe in einer Flotte, oder wenigstens in einem Geschwader, beieinander blieben und nicht einzeln in See gingen. Hornblower konnte auch nicht etwa nur Kommandant einer Korvette sein, denn eine Korvette war zu klein für die Aufgabe, die ich für ihn plante.

Das legte auch sein Dienstalter ungefähr fest, denn in der Regel bekam der ältere Kapitän das größere Schiff. Hornblowers Dienstalter als Stabsoffizier mußte zwischen drei und zehn Jahren liegen. Er hatte kein blaues Blut, das würde ihm die Sache mit Lady Barbara zu leicht machen. Seine Beförderung hatte er also nicht irgendwelcher Fürsprache, sondern seiner Tüchtigkeit zu verdanken; dieser Umstand fand nachdrückliche Bestätigung durch die Tatsache, daß man ihn mit einer selbständigen Mission betraut hatte - wenn auch nur mit einer relativ bescheidenen. Alles in allem war er aber doch eine markante Persönlichkeit. Wenn er also ziemlich schnell befördert worden war, konnte er jetzt etwa Anfang der Dreißiger sein - dieses Alter war gerade recht für seine Verstrickung in die Affäre mit Lady Barbara, deren älterer Bruder auf alle Fälle im Jahre 1808 neununddreißig Jahre alt war. Dieses Alter paßte mir gut, auch ich war Ende dreißig und konnte auf die Jüngeren mit olympischem Gleichmut herabsehen.

Ach so, Hornblower mußte ja auch gut Spanisch sprechen, sonst gäbe es unendliche Schwierigkeiten mit Dolmetschern, wenn er mit El Supremo zu verhandeln hatte. Dafür mußte ich natürlich eine vernünftige Erklärung haben, und ich fand sie in seiner militärischen Vergangenheit: er war einmal Kriegsgefangener in Spanien gewesen. Selbstverständlich war er verheiratet - sonst hätte es ja keine Schwierigkeiten mit Lady Barbara gegeben. Was schon erfunden und festgelegt war, gab

mir wichtige Anhaltspunkte auch für den Charakter seiner Frau, die zwar persönlich nicht weiter in Erscheinung treten sollte, über die man aber doch auch etwas wissen mußte. Sie war wohl kaum sehr empfindsam, auch nicht besonders klug oder lebenserfahren, denn sonst hätte man doch erwarten können, daß sie wenigstens etwas dazu beigetragen hätte, die Schlingen zu lockern, die ihren Mann gefesselt hielten. Auch war sie eine Frau aus dem Volke, denn wäre sie adlig gewesen, so hätte das wiederum Hornblowers Annäherung an Lady Barbara zu sehr begünstigt. Zum Glück war es nicht nötig zu erklären, wieso ein Mann wie Hornblower eine Frau wie diese Maria geheiratet hatte; man konnte vom Leser erwarten, daß er wußte, daß so etwas vorkommt.

Was fehlte nun Hornblower selbst noch? Er mußte eine gute Auffassungs- und Vorstellungsgabe haben, denn sonst würde er die Dinge und die Möglichkeiten nicht wahrnehmen, die mit seinen Augen beobachtet werden sollten. Ich wollte auch keinen völlig furchtlosen Mann aus ihm machen - das lag schon in seinem vorgesehenen Wesen. Wenn er sich in Gefahr begab, dann mußte er die Lage auch als gefährlich erkennen, damit ich, der Erzähler, nicht nur als außenstehender Beobachter, sondern aus seinem subjektiven Erleben heraus die Situation beschreiben konnte. Wir kennen ihn schon als einen besonders fähigen Mann; aber er mußte auch zum Führer geeignet sein - diese Eignung konnte sich aus seiner Feinfühligkeit und seiner Beobachtungsgabe entwickeln lassen. Seine Führerqualität sollte mehr auf Taktgefühl und weniger auf animalischen Kräften beruhen. Als die Margaret Johnson sich England näherte, hatte Hornblower seinen Charakter also schon zugeteilt bekommen. Nur Einzelheiten waren noch einzufügen. Ich dachte ihn mir als einen hochgewachsenen, ja staksigen und unbeholfenen Mann; das stand in wirkungsvollem Kontrast zu seinen geistigen Gaben und wäre Öl auf das Feuer seiner Selbstkritik. Aber ein ausgezeichneter Mathematiker mußte er sein. Ich selbst war von

Natur unfähig, je den Sprung vom binomischen Lehrsatz zur höheren Analysis zu tun; wie würde ich es genießen, einen Helden zu haben, für den das ein leichtes wäre, zumal unter meinen nahen Freunden ein paar gute Mathematiker gewesen waren. Freilich schwelgte ich in schamloser Erfüllung meiner Wunschträume, wenn ich Hornblower zum Mathematiker machte, das aber geht mir erst heute auf, da ich diese Zeilen schreibe.

Mein Hornblower war befangen und außerdem scheu und zurückhaltend - diese Eigenschaften sind eng verbunden -, das war nötig, um seine Beziehung zu Lady Barbara noch schwieriger zu machen, und dabei konnte ich mir selbst beträchtlich zu Hilfe kommen, denn über Scheu und Zurückhaltung wußte ich aus eigener Erfahrung nur zu gut Bescheid. Er mußte ein ausgesprochen gut aussehender Mann sein, von der Art, die Frauen auffällt, selbst aber sein gutes Aussehen nicht zu schätzen wissen; dazu kamen noch gute, vielleicht sogar schöne Hände, Hände, wie sie Männern mit der Wesensart, die ich ihm geben wollte, oft zu eigen sind; aber wiederum durfte er sich ihres Reizes nicht bewußt sein.

Noch etwas kam mir in den Sinn: Lady Barbaras Vater, der erste Lord Mornington, war musikalisch gewesen, sogar ein ganz guter Komponist, und Wellington, ihr Bruder, hatte zu seinem eigenen Vergnügen Geige gespielt, bis seine militärischen Studien dem ein Ende setzten. Bestimmt war Lady Barbara auch musikalisch. An mir aber war diese Muse achtlos vorübergegangen. Ich verstand mich weit besser auf die Etikette am Hofe von Habsburg-Lothringen als auf Harmonielehre und Kontrapunkt. Es durfte nicht sein, daß Lady Barbara und Hornblower in der Musik ein gemeinsames Feld fanden - und zwar aus verschiedenen Gründen. Äußerst drastisch, ja geradezu kaltblütig beschloß ich: Hornblower mußte absolut unmusikalisch sein, so daß ihm die Freude an der Musik für immer verwehrt war. Das konnte mir helfen, ihn trotz seiner

überragenden Intelligenz menschlicher erscheinen zu lassen. Früher war mir einmal ein Mann begegnet, den ich dann gut kennenlernte und von Herzen verabscheute, der war höchst unmusikalisch gewesen und hatte mir oft Gelegenheit gegeben, seinen Zustand zu beobachten. Aber auch wenn er mein Freund gewesen wäre, hätte ich wohl den gleichen Nutzen aus seiner Schwäche gezogen.

Ein letzter Punkt war noch zu klären, bevor die Margaret Johnson den Bishop-Rock-Leuchtturm in Sicht bekam und wir in den Kanal einliefen: dieser merkwürdige Bursche mußte einen Namen haben. Bisher war er in meinen Selbstgesprächen nur›er‹gewesen. Es sollte ein Name sein, der dem Leser leicht im Gedächtnis haftenblieb, der aus dem Schriftsatz hervorstach und mit keinem anderen Namen verwechselt wurde.›Krieg und Frieden‹hatte für mich seine letzte Vollkommenheit nicht erreicht, weil ich bei der Lektüre immer wieder Schwierigkeiten hatte, die Charaktere an ihren Namen zu erkennen. Es wäre eigentlich nett - wenn auch nicht unbedingt notwendig -, wenn er einen etwas grotesken Namen bekäme, und damit einen neuen Grund zu Verlegenheit, denn er war doch fast albern befangen. Am wenigsten fiel bei meinen Überlegungen ins Gewicht - höchstens ein Milligramm -, daß er auch selbst etwas Bizarres an sich hatte. Zuerst kam mir›Horatio‹in den Sinn, und zwar spaßhafterweise nicht wegen Nelson, sondern wegen Hamlet. Jedenfalls erfüllte dieser Name eine wesentliche Forderung, weil sich mit ihm Gedankengänge an die damalige Zeit verbinden. Nelson war um die Wende des 18. Jahrhunderts durchaus nicht der einzige Horatio gewesen. Und vom Horatio aus war es ein leichter natürlicher Schritt zu Hornblower. Eben war er noch›er‹gewesen, im nächsten Augenblick war er Horatio, und wieder einen Augenblick später Kapitän Horatio Hornblower von Seiner Britannischen Majestät Navy. Und damit war die letzte Hürde genommen und der Roman sozusagen bereit zur Niederschrift - und da lag auch England in voller Sicht an

Backbord voraus.

Aber bevor ich zu schreiben beginnen konnte, gab es noch allerlei zu tun. Ich mußte mich mit meiner Frau und meiner Familie gewissermaßen aufs neue bekannt machen; ich mußte mich der alten Umgebung wieder anpassen; wenn auch höchst widerstrebend, mußte ich einiges Geschäftliche erledigen, und ich mußte noch sehr viel nachlesen, um den geschichtlichen Hintergrund meines Romans richtig zu treffen. Irgendwie häuften sich diesmal so viele Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, daß ich sogar richtig ungeduldig wurde. Sonst war es doch immer so gewesen, daß ich dazu getrieben werden mußte, mit der Arbeit am Schreibtisch zu beginnen, daß ich mich davor fürchtete und sie immer wieder verschob - diesmal aber schien mich alles davon abhalten zu wollen, und mit dem Eigensinn meiner Natur rieb ich mich an den Hindernissen wund. Wie immer steigerte sich ständig meine Neugier, ob ich denn auch wirklich imstande sei, die Pläne, die ich im Kopf geschmiedet hatte, durchzuführen, und das besonders, seit ich durch eifriges Lesen auch die unbedeutenderen Punkte geklärt hatte. Wirklich, der innere Druck erreichte eine Stärke, daß ich meinte, explodieren zu müssen.

Immer hat es mich in unbehagliche Verlegenheit versetzt, wenn ich gefragt wurde:›Was ist diesmal Ihr Thema?‹Das ist zwar eine menschlich sehr natürliche Frage, und ich muß irgendeine höfliche Antwort darauf finden, aber es ist außerordentlich schwierig für mich, sie zu beantworten - selbst wenn ich schon beim Schreiben bin, und praktisch unmöglich, wenn ich noch nicht soweit bin. Eine mögliche Antwort ist:›Männer und Frauen‹- die aber kann ich nur anwenden, wenn mir reichlich Grund gegeben wurde, so unverschämt zu sein. Ich habe es mir selber nie erklären können, warum es mir soviel Schwierigkeiten bereitet, auf diese Frage einzugehen. Es muß da eine Art von geistiger Hemmung eintreten, die eine völlige

Blockierung herbeiführt, irgendeine Vorrichtung, die fast ebenso perfekt arbeitet wie jene, die verhindert, daß man durch die Luftröhre schluckt. Michael Joseph war mein Verleger, und zwar schon jahrelang, und Jahre zuvor war er schon mein Freund gewesen. Er verdiente eine anständige Antwort; ich wollte ihm sogar antworten. Für ihn spielte natürlich auch der praktische Gesichtspunkt eine Rolle: Verleger müssen schließlich ihre Produktion vorausplanen und - das nehme ich wenigstens an - auch den Boden für die nächsten Bücher vorbereiten. Joseph sagte also:›Was kommt nun dran?‹Ich riß mich zusammen und brachte die armselige Antwort heraus:›Ich habe vor, einen Roman über einen Kapitän zur See im Jahre 1808 zu schreiben.‹Er zuckte nicht mit der Wimper, er schrie mich auch nicht an. Es kam nur eine lange Pause, und Josephs Blick wurde starr und ausdruckslos, ehe er antwortete:›Großartig.‹Von der Magie des Jahres 1808 ahnte er nichts, und das konnte man ihm auch nicht vorwerfen - da mußte man schon Spezialist sein; für alle anderen endete die Seefahrtsgeschichte Englands mit Trafalgar, also drei Jahre früher. Selbst Joseph, der doch an rascher Auffassungsgabe kaum einem nachstand, konnte sich aus meinem mühsamen Gestammel keinen Vers machen, nicht einmal, als ich noch hinzufügte:›Ich denke, ich werde ihn Hornblower nennen.‹Als wir uns trennten, war er kaum klüger, aber wohl sehr viel beunruhigter als vor unserer Begegnung.

Ich konnte ihm keinen Vorwurf daraus machen; die Schuld war allein auf meiner Seite, und ich war gereizt und verwirrt. Da hatten wir's! Wieder ein Beweis mehr für die selbstverständliche Tatsache, daß man ein Buch nicht beurteilen kann, bevor es geschrieben ist. Und so kam es dazu, daß ich mich am nächsten Morgen an meinen Tisch setzte, meinen Block an mich zog und die Worte niederschrieb, die sich in meinem Kopf geformt hatten, während ich meinen Frühstückskaffee trank: Bald nach dem Anbruch der Morgendämmerung betrat Kapitän

Hornblower das Achterdeck der Lydia. Vielleicht war das ein Sprung über die erste Hürde, die ich wohl nicht ganz in dieser Form genommen hätte, wären mir nicht durch Josephs höflich leeren Blick die Sporen gegeben worden.

Nun folgte wieder, was ich schon zu gut kannte: die Periode intensiver Arbeit, dann die unvermeidliche Erschöpfung, in der mir jeder Sinn für die Zusammengehörigkeit mit dieser Welt verloren geht. Das alles hatte ich kommen sehen, hatte es erwartet und bewußt durchlebt - und dann war die Geschichte eines Tages fertig, wurde an zwei Verleger abgeschickt, und ich konnte mich zurückfallen lassen in Vergessen und Vergessenwerden.

Was dann geschah, bleibt auch für mich immer eine erstaunliche Folge von Erfahrungen. Da ist die Sache mit dem verlorenen Roman - etwas, was ich wohl nie richtig erklären kann. Der Mann, der ich damals war, unterscheidet sich von dem Mann, der ich heute bin, und wenn ich auf mich selber zurückschaue, geschieht es unzähligemal, daß ich den Kontakt verliere und daß mich das hoffnungslose Gefühl überkommt, als spräche ich zu einem fremden Wesen, so wie Väter es im Gespräch mit ihren heranwachsenden Söhnen erleben. Nun, was das angeht, so bin ich jetzt alt genug, um dem jungen Forester jener Tage ein Vater zu sein, und es ist wohl besser, nicht weiter darüber nachzudenken, was er von mir gehalten hätte, wäre er mir so begegnet, wie ich jetzt bin.

Hier möchte ich die Aufmerksamkeit noch einmal auf die unerfreuliche Sache mit dem verlorenen Roman lenken. Hornblower war fertig, abgeschickt und vergessen. Ich kümmerte mich so wenig um das Buch, daß ich, als meine amerikanischen Verleger vorschlugen, den Titel zu ändern (amerikanische Verleger wollen immer die Titel ändern), ohne nochmals darüber nachzudenken, zustimmte. So kam es, daß das Buch›Der Kapitän‹in England›The happy return‹und in Amerika›Beat to quarters‹heißt - eine Unstimmigkeit, die mir

bis auf den heutigen Tag unbehaglich ist. Zur Zeit, als die Fahnenabzüge kamen, war ich schon wieder tief in einen anderen Roman versunken. Ein anderer Stapel Holz, vollgesogen mit Wasser, hatte schon wieder eine neue Ernte an Muscheln hervorgebracht; im dumpfigen Schlamm meines Unterbewußtseins gärte im Überfluß Nahrung für niedere Lebensformen. Und auch dieser Roman wurde geschrieben, wurde nach London und Boston geschickt und angenommen und war nun Gegenstand unterzeichneter Verträge.

Dann kam die nächste Stufe der Entwicklung: Ich erholte mich eben von meinen Anstrengungen, war in hundert Dinge verstrickt, die alle nicht das geringste mit Literatur zu tun hatten, und erfreute mich überschwenglich meiner hart erworbenen Freiheit, da, unversehens, zeigten sich wieder die alten Symptome und alles nahm mit fieberhafter Geschwindigkeit seinen Verlauf: Irgendwann im Jahre 1809 oder 1810, als der Spanische Krieg gegen Frankreich seinen Höhepunkt erreicht hatte, lag es Bonaparte am Herzen, seine Garnison in Barcelona mit dem notwendigen Proviant zu versorgen. Barcelona war damals fast in einem Belagerungszustand dank der Tätigkeit der spanischen Guerilleros. Die Nachrichtenübermittlung zu Land war äußerst schwierig, so entschloß sich Bonaparte, ein kleines Geschwader unter Admiral Cosmao von Toulon auszusenden mit dem Befehl, nach Barcelona durchzubrechen und der umzingelten Stadt das Erforderliche zu bringen. Jeder konnte das Schicksal voraussehen, das Cosmao ereilte. Britische Seestreitkräfte unter Admiral Martin schnitten ihm den Weg ab und vernichteten das Geschwader. - Das war vorerst einmal alles. Das war die Pioniermuschel, die sich als erste an das Holz hängte. Nun setzte mit Macht das wirkliche Leben ein, eine furchtbare Wirklichkeit, an die man nur ungern denken und über die man noch weniger gern schreiben mag: General Franco hatte in Spanien die Standarte der Revolution aufgepflanzt, und der Spanische Bürgerkrieg zerriß das Land. Ich war einer von den

Männern, die nach Spanien gingen, um zu versuchen dahinterzukommen, was dort eigentlich geschah. Wie gut, daß ich nicht im einzelnen beschreiben muß, was wir dort zu sehen bekamen. Hier ist es nur nötig, festzustellen, daß es ein äußerst bedrückendes Erlebnis war. Ich hatte währenddessen keinen Augenblick Zeit, an irgend etwas anderes zu denken als an das, was da um mich herum vor sich ging. Das alles stand in krassestem, schrecklichem Gegensatz zu den läppischen Krisen und den unechten Gefühlen von Hollywood; tief bewegt und seelisch ausgelaugt kehrte ich nach England zurück.

Nun, mit der Zeit füllten sich die Kraftreserven wieder auf, die alten Eingebungen machten sich wieder geltend, und damit wurde auch die Lust am Fabulieren wieder wach.

Natürlich brachte ich alles, was ich in Spanien erlebte, sofort in Beziehung zu den Tatsachen, die mir vom Krieg gegen Napoleon bekannt waren; es gab da viele Analogien und Parallelen, und vor allem durfte man dabei nie den unbeugsamen spanischen Nationalcharakter außer acht lassen. In jenem Krieg (1808-1814) war es von lebenswichtiger Bedeutung, in wessen Händen die Herrschaft zur See lag; davon hing der Sieg mehr ab als von dem bewundernswerten Entschluß des spanischen Volkes, sich niemals dem Eroberer zu unterwerfen. Ich witterte die Möglichkeit zu einem neuen Roman...

Als ich nach meiner Rückkehr nach England langsam wieder zu mir kam, wurde ich gewahr, daß eine ganze Reihe unzusammenhängender Bilder von den Großtaten, die der Royal Navy während des Krieges gelungen waren, sich in meinen Vorstellungen angesiedelt hatte: vernichtete Geleitzüge, in die Luft gesprengte Signalstationen, Hilfsaktionen für die Guerilleros, Bombardierung marschierender Kolonnen, plötzlich zupackende Überfälle auf die Küste - das alles gab Stoff für eine Geschichte voll Spannung und Kraft, der als Hauptthema das Problem der Seeherrschaft zugrunde liegen mußte.

Und dann - und dann... hier setzte die alte Woge der Begeisterung wieder ein, als ich erkannte, was für Möglichkeiten dieses Thema bot, wie Szenen und Situationen nur so hervorsprudelten. Wer konnte solche Heldentaten wohl am besten vollbringen? Wer war der Mann, der klar genug denken und fein genug empfinden konnte, um den Einfluß der Seeherrschaft richtig einzuschätzen? Wer sonst als die schon entlassene Gestalt in meinem vorletzten Roman, Horatio Hornblower? Das geschichtliche Rahmenwerk paßte genau: seine›Glückliche Heimkehr‹wäre gerade zur rechten Zeit erfolgt, so daß er ein Linienschiff übernehmen und an die spanische Küste gesandt werden konnte, wo seine Kenntnis der spanischen Sprache (wie der Admiralität gewiß nicht entgehen würde) von Nutzen wäre. Hornblower war sowohl geistig wie technisch gut ausgerüstet für Operationen an der Küste, bei denen es auf feinfühligste Handhabung des Schiffs und schnelle Improvisation der Planung ankam. Und dann: jener Versuch der Franzosen, das umzingelte Barcelona mit Proviant zu versorgen... das gäbe einen Höhepunkt der Geschichte ab, wenn Hornblower sich zwischen die Franzosen und ihr Ziel warf! Aber natürlich bedurfte das alles noch genauer Überlegung.

Es wäre natürlich töricht, wollte man über Fragen des Geschmacks und der künstlerischen Konvention Regeln aufstellen; aber es ist doch offensichtlich so, daß ein Roman mit einem Augenblick der Ruhe beginnt und wieder an einem Ruhepunkt endet. (Sicher gibt es Ausnahmen, aber mir fällt jetzt kein einziges Beispiel ein.) Der Augenblick der Ruhe kann vielleicht sehr flüchtig sein, aber er ist doch unbestreitbar da. Falls die Handlung schon im einleitenden Absatz im Gange ist, wird es notwendig, in einem späteren darauf zurückzukommen, um zu erklären, wie es zu dieser Handlung kam. Die Handlung geht voran, vielleicht löst sie weitere Ereignisse aus, aber früher oder später findet sie ihr Ende. Trotzdem kann es dem Leser am Schluß des Buches klar sein, daß auch noch weitere

Konsequenzen und Möglichkeiten sich daraus ergeben. Der konventionelle Schluß, eine Liebesgeschichte mit der Heirat zu beenden, ist ein abgedroschenes Beispiel dafür. Mit seinem Auftauchen im Golf von Fonseca war Hornblower nach einer Ruhepause zum Leben erwacht; seine Trennung von Lady Barbara bezeichnete den Beginn einer neuen Ruhezeit. Wir können ihn nun im Ausklingen einer Ruhepause wieder aufgreifen - während er sein neues Schiff instand setzt - und ihn bis zu einer nächsten begleiten. Erst aber müßte er noch seine letzte Schlacht gegen das französische Geschwader bestehen. Und in gewissem Sinne müßte diese entscheidende Schlacht ein großartiger Fehlschlag sein. Ich fand, daß es irgendwie meinem Hornblower nicht anstand, zu erfolgreich zu sein. Es schien mir besser und geeigneter, wenn der Roman damit enden würde, daß seine Karriere in der Navy ruiniert, und er - wenigstens bis zum Ende des Krieges - sowohl von seiner Maria wie von seiner Barbara getrennt wäre.

An diesem Punkt der Planung überrieselten mich wahre Freudenschauer. Es würde Gelegenheit geben, ja, tatsächlich notwendig sein, Maria wieder aufleben zu lassen. Bis jetzt hatte ich sie ja nur skizziert; aus diesen Andeutungen mußte eine wirkliche Person geschaffen werden - so wie von einem Paläontologen erwartet wird, daß er aus einem einzigen Knochen gedanklich einen ganzen Dinosaurus aufbaut.

Das stellte eine interessante Anforderung an mich, die mir geradezu Spaß machte. Und Barbara? Auch sie würde wieder in Erscheinung treten müssen. Nur wenn das bedeutete, die Wahrscheinlichkeit gar zu sehr zu überspannen, könnte ich auf sie verzichten - so sagte ich mir. Im Grunde sehnte ich mich ebenso danach, sie dazuhaben, wie Hornblower. Das müßte sich doch machen lassen - ach freilich, leicht genug! Was war natürlicher, als daß Barbara, nach England zurückkehrend, einen berühmten, vornehmen Admiral heiratete?

Und wiederum wäre nichts natürlicher, als daß dieser

Admiral, mit den einflußreichen Wellesleys hinter sich, das neue Oberkommando übertragen bekam, das infolge der spanischen Revolte gegen die Franzosen gebildet worden war. Und für Barbara war es gewiß nur natürlich, ihres Gatten Aufmerksamkeit auf Hornblowers Talente zu lenken. Sie hatte ja selbst gesehen, wie er seine Fähigkeiten entfaltete; es konnte nicht anders sein, als daß sie eine Schwäche für ihn hatte, was auch zwischen ihnen geschehen war. Er war gerade unbeschäftigt, und da wurde just um diese Zeit das Geschwader aufgestellt, das an der spanischen Küste eingesetzt werden sollte.

Alles schien sich prächtig ineinander zu fügen. Ich hatte zwar in meiner Planung erst an den Wagen und dann an das Pferd gedacht, im Roman aber würde das Pferd ganz von selbst seinen Platz vorm Wagen einnehmen. Das sind so die Freuden des Fabulierens! Wieder wurde es immer leichter, die übriggebliebenen Stücke in das halbfertige Puzzlespiel einzuordnen, denn das Bild wurde zunehmend klarer. All die seltsamen Muscheln, die am versenkten Holz gewachsen waren, hatten sich als brauchbar erwiesen. Noch ein paar verträumte Tage in halbbewußter Arbeit, und die ganze Geschichte war von Anfang bis zu Ende fertig. Nun war es nur noch nötig (hier erschien als düsterer Vorbote der Wirklichkeit das Gerippe beim Festmahl) - nur noch nötig, sie zu schreiben.

Wir müssen nun noch einmal zurückkommen auf den verlorenen Roman - fast verdient er diesen Namen nun wirklich, denn er ist auch aus dieser Erzählung verschwunden, nachdem wir ihn Seiten zuvor nur ganz kurz erwähnt hatten. Die Durchschläge lagen schon in Boston und London und sollten bald in Druck gehen. Ich aber wollte nicht, daß dieser Roman erschiene, jedenfalls nicht, wenn ich›An Spaniens Küsten‹noch schreiben sollte. Es wäre wirklich ganz unpassend, dieses Buch zwischen den beiden Hornblower-Romanen zu veröffentlichen. Das wäre eine ganz unkünstlerische Anordnung (wie greulich

das auch klingen mag). Und›An Spaniens Küsten‹verlangte danach, geschrieben zu werden. Es blieb mir nur eines übrig: die Veröffentlichung des verlorenen Romans mußte hinausgeschoben werden. Ich wünschte, ich könnte mich besser an diesen Roman erinnern. Er spielte in der Gegenwart, und es kam wenigstens ein Mord und ein Gemunkel über Blutschande darin vor. Die Hauptfiguren waren (wenn ich mich recht erinnere) Frauen, aber ich kann mich auf keine genaueren Einzelheiten mehr besinnen. Alle drei oder vier Jahre erinnert mich irgend etwas an dieses Buch - und dann vergesse ich es wieder. Etwas wie Hohn und Spott mischt sich in meinen Verdacht, daß dies ein schlechter Roman war, und deshalb lasse ich ihn ganz gern in Vergessenheit ruhen. Vermutlich hatte ich ihn in der Enttäuschung, die mich immer nach einer beendeten Arbeit heimsucht, geschrieben, obwohl ich nicht glaube, daß mich das beeinflußt hat; wenigstens war ich mir dessen nicht bewußt. Wie dem auch sei, ich hatte London und Boston davon benachrichtigt, daß ich mich entschlossen habe, dieses Buch jetzt nicht zu veröffentlichen, daß ich aber vorhabe, eine Fortsetzung von›Der Kapitän‹zu schreiben, um die entstandene Lücke zu füllen. Ich versprach sogar, diese neue Arbeit zu dem Termin abzuliefern, der ursprünglich zur Veröffentlichung des verworfenen Romans vorgesehen war.

Wenn ich zurückdenke, wundere ich mich selber über die Unbeschwertheit, mit der ich das alles handhabte. Meine Verleger nahmen die Sache weit ernster als ich. Ich erinnere mich noch gut an das lange Telegramm aus Boston mit der sorgfältigen Darlegung der Für und Wider - aber es erreichte mich erst, als ich schon mit der Niederschrift von›An Spaniens Küsten‹begonnen hatte und somit außerstande war, irgendwelche nur praktischen Fragen sachlich zu beurteilen. Ich lebte schon wieder in einer anderen Welt. Und wie es mir immer geht, wenn ich ein Buch beginne, so war ich auch diesmal überzeugt, daß dieses Buch mir weit besser gelingen würde als

alles, was ich früher geschrieben hatte. Was ging mich so ein schwacher anderer Roman an, der ohnehin schon halb vergessen war? Und so ging der verlorene Roman wirklich verloren. Vielleicht, daß die maschinengeschriebenen Blätter noch irgendwo in selten betretenen Lagerräumen in Boston und Bloomsbury vergessen herumliegen und sich der Staub auf ihnen sammelt. Vielleicht kommt eines Tages der eine oder andere in diese Lagerräume und fragt sich, was denn das für ein Bündel von Durchschlägen sein mag, über das er da gestolpert ist. Ich bin es durchaus zufrieden, es dabei zu belassen. Mögen meine Literatur-Vollstrecker sich über die Ethik der Verlagsarbeit unterhalten.

›An Spaniens Küsten‹wurde also geschrieben, und zwar mit stürmischer Geschwindigkeit, hatte ich doch neben meiner altgewohnten, unangebrachten Ungeduld diesmal einen guten Grund zur Eile. Der Titel lag von Anfang an fest, aber das ist bei mir meistens der Fall. Wenn man während des Schreibens schon weiß, wie das Buch heißen soll, dann hat man auch den Schluß schon mit im Sinn. Geht es dann müde und erschöpft dem Ende zu, steht der Titel schwach wahrnehmbar für das innere Auge neben dem Ziel.

Das Schiff selbst, HMS *Sutherland*, unter Hornblowers Kommando, gewann meine besondere Zuneigung. Sein holländischer Baustil - wie seine meisten Zeitgenossen war es als Prise in die Royal Navy gekommen - kam Hornblower und mir ganz zupaß; es war so etwas wie ein häßliches Entchen, das mir ans Herz wuchs.

Gerade als ich das erste Kapitel begonnen hatte, erlebte ich etwas Spaßiges. Ich aß in einem der armenischen Restaurants zu Abend - noch war es nicht so weit, daß mir vor Müdigkeit kein Essen mehr schmeckte - und hatte den unvermeidlichen›shish kebab‹bestellt. Da wurde er gebracht: Stücke von Pfefferschoten, Stückchen vom Lamm, halbe Pilze, Zwiebelscheiben - ein Dutzend und mehr Einzelteile auf einem

Spieß. Den Spieß fest in der Hand, mit der Gabel ein langsames Abstreifen - und da lag das alles übereinandergepurzelt auf meinem Teller. Als ich da saß und das bunte Durcheinander anstarrte, schoß mir eine Analogie durch den Sinn: Das Buch, das ich gerade angefangen hatte (und das mir, was ich auch tat, im Bewußtsein blieb), würde so etwas Ähnliches werden. Ausschnitte von Expeditionen, Convoy-Schlachten und Überfällen auf die Küste würden die Paprika- und Lammstücke und die Zwiebeln sein. Und der Spieß, der alles zusammenhielt und dem Ganzen Gestalt und Sinn gab? Das war HMS *Sutherland* unter seinem berühmten Kommandanten. Das, glaube ich, muß der Augenblick gewesen sein, in dem meine Liebe zu diesem Schiff zu keimen begann.

Ich weiß jedenfalls, daß ich mich von da an beim Schreiben zurückhalten mußte, damit sich nicht etwa Gefühle einschlichen. Noch heute, nach mehr als fünfundzwanzig Jahren, erweckt der Anblick von›shish kebab‹am Spieß vor meinem geistigen Auge ein dreidimensionales Bild von blauer See, heißer Sonne und HMS *Sutherland*, wie es seinem Rendezvous bei Palamos mit günstigem Wind zusteuert. Sentimentalität,›shish kebab‹und *Sutherland* - ein seltsames Trio, aber unlöslich verbunden. Hornblower und sein Schiff *Sutherland* machten sich auf nach ihrer Ruhepause und hatten endlich ihre nächste Ruhepause erreicht: das Buch war fertig. Gut rechtzeitig für den Termin der Herausgabe konnte ich die Durchschläge abschicken, genau ein Jahr nach›Der Kapitän‹. Es war ein sehr erfülltes Jahr gewesen, und wieder beschlich mich die lähmende Verstörtheit, die mich immer überkommt, wenn plötzlich keine geistige Anstrengung mehr von mir gefordert wird. Aber sobald mir die Selbstempfindung zurückkam, schlichen sich auch schon hängengebliebene Gedanken ein... Ich lebte Tag für Tag dahin, Einzelheiten aus jener Zeit sind natürlich (und vielleicht gnädig) nur verschwommen in meinem Gedächtnis bewahrt. Das einzige, was ich sicher weiß, ist, daß ich wieder - wie immer -

lebendig am häuslichen und geselligen Geschehen teilnahm, daß ich bunt durcheinander las, reiste und sogar einiges schrieb, denn ich hatte damals einen Kontrakt mit einer Zeitung und war verpflichtet, die drei Monate wieder einzuholen, die›An Spaniens Küsten‹meinem Leben gekostet hatte.

Die hängengebliebenen Gedanken schlichen heimtückisch näher. Hornblower spukte noch immer im Hintergrund.

Bevor ich zu Bett gehe, pflege ich trockene Tatsachenberichte zu lesen - zuweilen sogar die Encyclopaedia Britannica. So stand unter den Büchern neben meinem Bett auch ein Band unveröffentlichter Briefe Napoleons I., die aus naheliegenden Gründen in der offiziellen Sammlung, die Napoleon III. herausgegeben hatte, nicht erschienen waren. Hier war zum Beispiel ein Brief an seinen Bruder Joseph, den er in Spanien als König aufgedrängt hatte.›Die fünf oder sechs Leute, die General Merlin in Bilbao festgenommen hat, müssen hingerichtet werden.‹

Fast alle diese Briefe zeigten Bonaparte als äußerst skrupellos und erbarmungslos, wenn er meinte, daß seine Interessen, sein kostbares Prestige gefährdet waren. Auch Anzeichen für Bonapartes Rachegelüste entdeckte ich - Racheakte waren politisch vielleicht immer unklug, aber dieser Zug mochte aus seiner korsischen Knabenzeit herrühren. Aber Hornblower war im Augenblick ein Gefangener in Bonapartes Händen - Hornblower, der seiner Herrschaft in Spanien solch listige Schläge versetzt hatte, der seine Generäle zum Narren gehalten hatte und so anmaßend, ja unverschämt gewesen war, die geheiligte Erde von Frankreich zu entweihen. Es gab übergenug abscheuliche Beispiele dafür, daß Bonaparte in gemeiner Weise zu persönlicher Rache gegriffen hatte: Alvarez von Gerona, Andreas Hofer in Tirol waren zum Tode verurteilt worden, als Großmütigkeit ihn wirklich nichts gekostet hätte. Schon den Namen Hornblower mußte Bonaparte hassen, und außerdem war Hornblower bei einer Gelegenheit an der Küste Spaniens unter

falschen Farben, unter französischer Flagge, gesegelt.

Das war eine legitime Kriegslist; dafür gab es in der Geschichte eine Menge Beispiele, ein besonders bemerkenswertes bei den vorbereitenden Bewegungen zum Angriff auf Quebec im Jahre 1759. In seinen eigenen Augen aber konnte das Bonaparte sehr wohl zur Entschuldigung dienen, seinem Rachedurst zu frönen, wenn er gerade einen der wenigen englischen Kommandanten, die während der Napoleonischen Kriege in Gefangenschaft gerieten, in seiner Macht hatte. Hornblower erschießen zu lassen wäre eine Befriedigung für Bonapartes Verlangen nach Rache. Einen englischen Kommandanten grober Übertretungen des Kriegsrechtes zu beschuldigen, könnte dazu dienen, Frankreich und Europa zu erklären, warum die Marine des Kaisers in letzter Zeit nicht allzu erfolgreich gewesen war. Aber vielleicht gab sich Bonaparte mit einer etwas milderen Maßnahme als Mord zufrieden - zum mindesten könnte es ihm vorteilhafter erscheinen, Hornblower den Prozeß zu machen, ihn zu verurteilen, ihn fast zu Tode zu erschrecken, um ihn dann mit einer großartigen Geste von Edelmut zu begnadigen. Das müßte doch in Bonapartes Augen ein wirkungsvoller Theaterauftritt sein, so etwa wie der feierliche Augenblick, als er in Gegenwart der Gräfin Hatzfeldt den Brief verbrennen ließ. Vielleicht könnte Lady Barbara ein persönliches Gnadengesuch für Hornblower bei Bonaparte einreichen? Nein, das war nicht ganz richtig. Oder vielleicht war das ein Thema, das eine genügende Ausarbeitung nicht zuließ. Nein - ich war auf einer falschen Fährte.

Das überraschte mich. Das sah ja aus, als gäbe ich zu, daß eine Fährte da war, der ich folgen sollte. Ich lag in meinem Bett und versuchte, endlich einzuschlafen, und doch wußte ich aus langjähriger Erfahrung, daß es kein wirksameres Mittel gibt, den Schlaf zu vertreiben, als um Mitternacht mit Plänen und Ideen zu liebäugeln. Ich hatte Hornblower zum Kriegsgefangenen

gemacht - dabei sollte es bleiben. Der Roman kam demnächst heraus, ich wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben. Ich legte die Lettres Inedites also zur Seite, knipste die Bettlampe aus und brachte mich in Schlafstellung - und war eine Stunde später wieder aus dem Bett, um nach einem noch langweiligeren Buch zu suchen, das mich vielleicht von diesen nagenden Gedanken ablenken konnte.

Natürlich nahm der Plan von selbst Form an; wenn sich das auch nicht an der Oberfläche zeigte, so war es doch wie das Wühlen eines Maulwurfs im Inneren spürbar. Sollte Hornblower nicht offiziell begnadigt werden, dann mußte er eben aus der Gefangenschaft entfliehen. Es gab eine ziemlich ausgedehnte Literatur über solche Ausbrüche aus den Gefängnissen des Kaisers, aber nichts von allem, was ich darüber gelesen hatte, schien mir wirklich befriedigend und überzeugend. Im Jahre 1810 war außerdem ein so großer Teil Europas unter französischer Herrschaft, daß Hornblower unmöglich ein neutrales Land erreichen konnte, selbst wenn die Flucht gelang. Er mußte sich bis zum Meer durchschlagen. Natürlich mußte er das Meer erreichen! - es gab doch gar keine andere Lösung. Ich entdeckte, daß ich selbst geradezu danach schmachtete, daß es zu dieser Flucht käme; ich wünschte Hornblower leidenschaftlich, daß er der Haft entrinnen könne, die er bei seinem Temperament ganz unerträglich finden mußte. Er sollte dem trügerischen Land entfliehen und die Freiheit der See wiedergewinnen! Oh, das mußte eine lange und verzwickte Fahrt ergeben. Nun erlebte ich wieder einen der überraschenden Augenblicke, wo sich eine Idee ganz unerwartet einer anderen, scheinbar fernliegenden, zugesellt. Und wieder machte ich die Entdeckung bei der völlig belanglosen Durchsicht der Morgenpost, obgleich keiner der Briefe zu Hornblowers Flucht in Beziehung stand. Vor einigen Jahren war ich in einem Motorboot die Loire hinabgefahren - ungelesen legte ich einen Brief nieder und faßte die neue Erkenntnis ins Auge, daß

Hornblower denselben Weg zur See benutzen konnte. Ein kleines Boot - ich hatte Monate, vielleicht ein ganzes Jahr in kleinen Booten verbracht - ein kleines Boot auf einem Fluß war ein sehr geeignetes Transportmittel für einen Flüchtling. Es schloß die Möglichkeit aus, sich zu verirren, und trug wesentlich dazu bei, den dauernden Kontrollen von Pässen und Papieren zu entgehen, denen die Reisenden im kaiserlichen Frankreich ausgesetzt waren. Und ganz besonders traf das für die Loire zu, die ich aus eigener Erfahrung als einsam, wenig benutzt, anscheinend unschiffbar und doch befahrbar kannte.

Vor Erregung jagte mir das Blut in den Adern. An der Grenze der Tiefseeschiffahrt der Loire lag die Stadt Nantes. Seefahrende Schiffe kamen bis an die dortigen Kais - ich erinnerte mich, sie dort gesehen zu haben. Vielleicht konnte Hornblower - plötzlich kochte ich über, und als die nervöse Erregung sich gelegt hatte, stand das Bild Hornblowers, wie er die *Witch of Endor* wiedergewinnt, lebendig und zwingend im Geiste vor mir. Daraus ergab sich logisch ineinandergreifend dies und das in natürlicher Folge: um ein solches Kunststück zu vollbringen, brauchte Hornblower Hilfe, und zwar fachmännisch erfahrene Hilfe. Er mußte also Bush und Brown bei sich haben. Das bedeutete, daß er sie auch bei seiner Fahrt die Loire hinab bei sich haben mußte - das wiederum rief neue Gedankenbilder wach: Hornblower als Kommandant einer dreiköpfigen Schiffsbesatzung; ein sechs Meter langes Boot anstatt eines Zwei- oder Dreitausend-Tonners. All das beschwor eine ziemlich verdrehte aber doch dramatische Situation herauf, die unabweislich nach einer gründlichen Betrachtung verlangte. Aber eines war sicher: mein Vorurteil gegen eine weitere Beschäftigung mit Hornblower ließ sich kaum halten.

Noch etwas anderes kam dazu. Die Fahnenabzüge von›An Spaniens Küstern‹liefen ein, und ich mußte mich - wenn auch mit meinem üblichen Zögern - daranmachen, sie zu lesen. Da schaute mir mein kleiner Sohn über die Schulter, um zu sehen,

was ich da mache.›Oh, mach schnell, daß du damit fertig wirst, Daddy‹, sagte er.›Ich möchte das lesen. Das erste hat mir so gut gefallen.‹Dieser Sohn hat nun selbst schon einen Sohn im gleichen Alter, aber noch heute fühle ich die Dankbarkeit genauso frisch wie in jenem Augenblick. Das war ein Ausgleich, ein überreicher Lohn, nicht nur für die Mühsal der Elternschaft, sondern auch für die Arbeit des Schreibens. Gefühl beiseite - warum hatte der Mann, der ich damals war, nur solches Mißtrauen gegen Gefühle? -, aber es konnte nicht anders sein, als daß dieser Vorfall mir half, mich mit der Erkenntnis abzufinden, daß ich noch einen weiteren Roman über Hornblower schreiben mußte. Michael Joseph half dann den Zaubertrank zu brauen. Ich versuchte, ihm zu erklären, was für ein Aufruhr in mir war, und kämpfte dabei mit meiner ewigen Scheu, irgendeiner Seele gegenüber in Worte zu fassen, was da an halbgeformten Ideen in mir wuchs. Aber irgendwie gelang es mir wohl doch, das Thema, das mir im Sinne lag, mit dürftigen Worten darzulegen.›Du willst ihn also unter wehender Flagge zurückbringen‹; sagte Michael Joseph. Diesmal war er es, dem ein leerer Blick begegnete, als hätte diese Bemerkung kein Wässerchen gekräuselt. Das konnte sie auch nicht: sie war gefallen, aber nicht in den flüssigen, lebendigen Strom der Unterhaltung, sondern in den trägen Schlamm des Unterbewußtseins, wo sie tiefer und tiefer versank, um die Muscheln zu vermehrter Produktion anzuregen. Die unmittelbare Wirkung war natürlich ganz entgegengesetzt. Klarer Triumph, unverfälschter Erfolg war nicht das Thema, nach dem ich suchte. Was das betrifft, auch ich hatte schöne persönliche Erfolge genossen und war mir zutiefst bewußt, daß Genus keinesfalls die rechte Bezeichnung dafür war. Die Widerspenstigkeit der menschlichen Natur läßt uns dem geschenkten Gaul immer ins Maul schauen und feststellen, daß er lange Zähne hat; immer ist ein Blatt an der Rose verschrumpelt. Einfaches Schicksal aber und unwesentliche

Geschehnisse fügen der Süße unabwendbar Bitterkeit und dem Glatten auch Rauhes bei und vermischen überdies die Begriffe. Es geschah Hornblower nur recht, wenn auch ihm das passierte; aber (laßt uns um jeden Preis Gefühle aus der Literatur heraushalten) jedenfalls hatte ich die Sicherheit, daß es künstlerisch (wieder dies abscheuliche Wort) befriedigend wäre.

Die Tage gingen hin, und andere Ideen, die mich bewegt hatten, begannen sich einzufügen, obwohl sie in gar keiner Beziehung zu Hornblower zu stehen schienen. Ich hatte sie früher sogar als Keime zu einer neuen Arbeit betrachtet: so hatte ich zum Beispiel die Idee einer gestörten flüchtigen Liebschaft sich entwickeln sehen; heiße Leidenschaft, die ihre Erfüllung fand und doch abgebrochen wurde. Natürlich mußte es Hornblower sein, dem das widerfuhr. Warum war mir das nicht früher aufgegangen? Hornblower einer Liebe lebend - wenn auch nicht gerade mit einem Auge auf der Uhr, so doch mit lauter anderen Gedanken im Kopf; Hornblower, wie immer vom Glück begünstigt und doch unzufrieden und unfähig, sich hinzugeben; Hornblower, ein Mann, in den sich jede Frau ernstlich verlieben konnte und von dem eine kluge oder intuitive Frau doch wissen mußte, daß er sich weder halten noch binden ließ. Wenn er einmal ein wenig Muße und Freizeit hatte, mußte ihm so etwas doch früher oder später begegnen.

Zu jener Zeit mochten sich auch die refractaires in Frankreich bemerkbar machen, die jungen Leute, die sich vor der Einziehung drückten. Ich hatte einen Augenblick überlegt, ob es möglich sei, daß Hornblower bei seiner Flucht von einigen dieser Leute irgendwie Hilfe erhalten konnte. Auch war damals in Frankreich eine Gruppe im Wachsen, die mit reiferen, vernünftigeren Ansichten in der öffentlichen Meinung sich Bonaparte entgegenstellte, weil sie liberalere Überzeugungen vertrat. Oder vielleicht auch einfach, weil sie die verheerenden Folgen des Bonapartismus erkannte. Damit fanden viele Teilchen des Puzzlespiels ihren Platz. Ich wußte nun, wo

Hornblower die notwendige Hilfe fand und wie seine Liebschaft zustande kam. Noch ein paar letzte Entschlüsse waren zu fassen. Es mußte ein Todesurteil gesprochen werden - tatsächlich sogar zwei. Arme Mrs. Hornblower. Ihr Tod war beschlossen, wenn auch nicht ohne Zaudern, nicht ohne fruchtloses Mitleid. Ich glaubte sie so gut zu kennen. Aber es war kein Platz mehr für sie da, und ihr Tod war es, der Hornblowers Erfolg einen sehr bitteren Beigeschmack geben sollte. Es war nicht weiter schwer, ihn herbeizuführen, denn im letzten Roman war sie schon schwanger, und Tod im Kindbett war zu jener Zeit so häufig, daß es nicht nötig war, viele Worte darüber zu verlieren. Sie hatte schwanger sein müssen, um mir zu ermöglichen, in›An Spaniens Küsten‹einen besonderen Punkt für mich zu buchen. Jetzt kam mir diese Tatsache wieder zugute, als hätte ich die weitere Entwicklung damals schon im Kopf gehabt. Ich kann aber aufrichtig versichern, daß dem nicht so war; dennoch vermute ich, daß es möglich ist, daß ihr nahender Tod da unten bei den Muscheln ganz unbemerkt schon geplant wurde. Mit Admiral Leightons, Barbaras Gatten, Tod gab es weiter keine Schwierigkeiten. Er war ein Seemann im aktiven Dienst, und es war ohnehin klar, daß er sich bald den Weg in die Rosas Bay erkämpfen mußte, um die Schiffe zu zerstören, die Hornblower dort außer Gefecht gesetzt hatte. Ich konnte wohl sicher sein, daß kaum jemand über Leightons Schicksal eine Träne vergießen würde - vielleicht noch nicht einmal Barbara.

Jetzt sah es fast so aus, als sei der Roman nun so weit, geschrieben zu werden. Zweifellos stellte sich auch die alte Rastlosigkeit wieder ein. Wieder fühlte ich den Reiz, die Versuchung, herauszubekommen, ob ich wirklich die Vielfalt der Geschehnisse und Stimmungen, die mir im Kopf umgingen, aufs Papier bannen konnte. Und wieder bewegte mich die gleiche unvernünftige Hoffnung, daß dieser Roman sich leichter schreiben ließe als der vorige. Und dann kam wieder der gleiche Sprung ins Wasser: Es kam der Tag, an dem ich Seite 1 und

Kapitel 1 schrieb und Admiral Leighton seinen Angriff auf die Rosas Bay einleitete. Die Arbeit ging ganz gut voran, wenn man bei ganz gut die unvermeidliche tägliche Erschöpfung mit einbezieht.

Oberst Caillard und seine Gendarmen erschienen, um Hornblower, Bush und Brown abzuführen, als Hornblower gerade noch genug über Leightons Schicksal erfahren hatte, um ihn während der nächsten Monate in verzweifelter Ungewißheit zu halten. Die Arbeit nahm ihren normalen Verlauf, bis der Schock eintrat, so plötzlich und in jeder Fiber so schmerzhaft, als liefe man im Dunkeln gegen eine Türkante. Als ich eines Morgens meine Tagesarbeit plante, überfielen mich schreckliche Zweifel - ich aber schloß einfach die Augen davor; am nächsten Tage waren die Zweifel Gewißheiten, und ich stand einer Katastrophe gegenüber.

Ich kann mir nicht erklären, wie es dazu kam, wie ich so unglaublich achtlos, so blind, so unaufmerksam sein konnte. Im Entwurf der Geschichte hatte ich mir an diesem Punkt einfach gesagt, hier entfliehen sie, und dann nicht weiter daran gedacht. Ich hatte eine Lücke gelassen und nichts vorbereitet, sie zu füllen. Durch irgendeinen noch nicht da gewesenen Lapsus hatte ich dieses Loch, diesen Abgrund noch nicht einmal bemerkt, bis ich ihn vor meinen Füßen gähnen sah. Sie mußten entfliehen; im Herzen Frankreichs mußten sie aus einer Bewachung von zwanzig Gendarmen entkommen - und Bush fing eben erst an, sich von der Amputation eines Fußes zu erholen - er konnte keinen Meter laufen. Wie in aller Welt sollte ihnen da die Flucht gelingen? Bush zurücklassen - das kam nicht in Frage - so etwas hätte Hornblower nie getan, und außerdem brauchte ich Bush dringend für die übrige Geschichte. Ich hatte mir Schwierigkeiten über Schwierigkeiten aufgeladen; ich hatte die Hornblower-Affäre zu einer so wichtigen Sache gemacht, daß ich seiner Eskorte noch einen von Bonapartes fähigsten Polizeioffizieren zu seiner Bewachung beigegeben hatte. Oberst

Caillard ließ bestimmt keine Gelegenheit zu einer Flucht offen, deren ich mich hätte bedienen können.

Das gab für mich eine wahre Zerreißprobe. Ich schämte mich, war schockiert von meinem Verhalten, aufgezehrt von Zweifeln, ob ich überhaupt für diesen Beruf geeignet sei. Das aber war erst eine spätere Sorge, wichtiger war im Augenblick die Lösung des Problems, das unmittelbar und zwingend vor mir stand. Die Geschichte brach einfach ab, und es schien keinen Weg aus dieser Sackgasse zu geben, in die ich so blind hineingerannt war. Vielleicht mußte ich zurückgehen und einen ganz anderen Weg einschlagen. Das aber hieße, die ganze Sache noch einmal machen, den Entwurf noch einmal planen und nach der neuen Planung aufs neue schreiben. In den letzten fünfzehn Jahren mußte ich ein einziges Kapitel noch einmal schreiben. Von diesem Buch waren schon fünf Kapitel fertig. Mußte ich die alle noch einmal schreiben? Wie gewöhnlich wurde schon durch den Gedanken meine leidenschaftliche und unvernünftige Abneigung, mich noch einmal mit einer fertigen Arbeit zu befassen, wieder aufgerührt, bis ich wirklich in einem Zustand der Panik war. Aber wie sollte auch ein Mann, dem ein Fuß frisch amputiert war, zwanzig Gendarmen entkommen? Natürlich entfloh er am Ende. Ich durfte entdecken, daß mein Beruf neben seinen Bürden auch seine Vorrechte hat, und das Glück war auf meiner Seite. Es kostete mich zwei Tage (glaube ich) bangen Nachdenkens, und ich hatte die Lösung erarbeitet. Zwei Tage lang jeden Morgen auf und ab tigern in meinem Arbeitszimmer und jeden Nachmittag und jede Nacht wie wahnsinnig durch gefühllose Straßen wandern... Es war nicht umsonst, daß Hornblower die Gewohnheit angenommen hatte, auf seinem Achterdeck auf und ab zu laufen, wenn es ein Problem zu lösen galt. Aber ich glaube nicht, daß körperliche Ermattung meine Angst abstumpfen konnte. Aus Entsetzen vor mir haben sich meine Kinder in jenen Tagen immer wieder verkrochen.

Der Schriftsteller hat aber Kräfte zur Verfügung, mit denen früher Hexen und Zauberer begabt waren. Er kann Stürme und Fluten heraufbeschwören. Zum Glück war das Wetter ohnehin auf meiner Seite; die Schlacht der Sutherland hatte im Spätherbst stattgefunden, und nun war es Winter und ein Schneesturm nicht nur möglich, sondern geradezu wahrscheinlich. Ein Schneesturm - ein Fluß - ein Boot - eine Flut - und meine drei Helden waren entkommen - wie jeder sehen kann, der sich die Mühe nimmt, Kapitel 6 zu lesen. Und ich selbst war durch eine solche Erfahrung gegangen, daß ich nie wieder der alte sein konnte - so dachte ich wenigstens. Noch ein paar Tage nach diesem Zwischenfall hätte ich tatsächlich grollend zugegeben (wenn diese Sache je zur Sprache gekommen wäre), daß es Schlimmeres gab, als Tag für Tag an einem Roman zu schreiben, so wie jemand, der einmal das Strappado geschmeckt hat, zugeben mag, daß es Schlimmeres gibt als die Folterbank.

Nur wenige Tage später machte ich wieder eine neue Erfahrung, die mir bis heute ebenso klar im Gedächtnis geblieben ist wie die eben erzählte. Hornblower war wieder unterwegs; seine Liebschaft mit Marie de Gracey war vorüber - oder wenigstens im Entschweben -, und er war mit seinen beiden Gefährten auf der Fahrt die Loire hinunter. Vor ihm lagen Sorgen und Unbilden, und hinter ihm lagen Sorgen und Unbilden - in diesem Augenblick aber war er so sorglos, wie er je hoffen konnte zu sein. Ich kenne dieses Gefühl selbst so gut; ich beneidete Hornblower und fühlte mich doch gleichzeitig in tiefem Einverständnis mit ihm. Hornblower war zu jener Zeit glücklicher, als sein hartes Leben der Tat es ihm bisher je vergönnt hatte. Noch immer war er der auf sich gestellte Mann, aber nun erlebte er einmal die Kameradschaft und persönliche Nähe, die er bisher hatte entbehren müssen - wenn auch zum Teil durch die Fehler seiner eigenen Persönlichkeit. Er erlebte nun einmal die Freuden des Landes, sah viel Schönes, das ihm

ganz neu war: wie die Morgendämmerung durch den Nebel über dem schweigenden Fluß kroch, oder wie eine Reihe von Weiden gegen den anders grünen Hintergrund der Hügel stand. Er war unterwegs - das gehörte für einen rastlosen Burschen wie ihn zum Glücklichsein unbedingt dazu -, aber geruhsam, ohne Druck, und dabei ergaben sich doch genug kleine Zwischenfälle und Aufgaben (wie zum Beispiel eine Fahrrinne durch die Sandbänke zu finden), um sein ewig tätiges Gehirn davor zu bewahren, sich selbst in Unzufriedenheit hineinzumanövrieren. Es geschah mir nun zuweilen in der Zeit, als ich an diesen Abschnitten schrieb, daß ich beobachtete - und zwar höchst erstaunt, ja vielleicht sogar bestürzt -, wie ich morgens tatsächlich voll Eifer an meinen Arbeitstisch ging, wie ich mich auf einen Morgen mit Hornblower freute, solange er, endlich einmal, in gewisser Weise ruhigen Gemütes war. Ich war sogar versucht, die Reise noch zu verlängern, jedenfalls spürte ich ein leises Bedauern, daß die Loire nicht so lang war wie der Amazonas. Aber Geographie wie Geschichte stellten sich jeder Genußsucht energisch entgegen. Noch etwas Wichtiges wirkte dabei mit, nämlich die Notwendigkeit, das Gleichgewicht zu bewahren und den Forderungen meines künstlerischen Urteils zu gehorchen, eben mein literarischer Geschmack. (Wieder diese abscheulichen Worte, die sich immer einzuschleichen versuchen wie Krankheitsbazillen in den menschlichen Körper.) Meine Erzählung verlangte eine gewisse Sparsamkeit mit Glück, und es über einen bestimmten Punkt wachsen zu lassen, konnte das Gleichgewicht stören. Mein Geschmack und mein Urteil sagten mir: so viel darf es sein und nicht mehr. In ähnlicher Gemütsverfassung wie Gibbon seufzte der Empfindsame in mir, aber der Handwerker gehorchte. Ich fand schwachen Trost im Gedanken an einen Küchenchef, der sich anschickt, ein meisterhaftes Gericht zusammenzustellen, und dabei die nötige Zurückhaltung übt in der Anwendung seiner Lieblingskräuter. So fuhr Hornblower weiter nach Nantes, Ehren und

Auszeichnungen entgegen und der Welle öffentlicher Bewunderung zu, die ihm so widerwärtig war.

Sechs Jahre vergingen, ehe er in mein Leben zurückkehrte und mich als einen anderen Menschen, zum mindesten körperlich, wiederfand. Aber dieses Erlebnis habe ich erst kürzlich beschrieben, und so gehe ich an diesen Bericht mit der Abneigung heran, die ich gewöhnlich gegen eine beendete Arbeit empfinde. Ich war nun ein kranker Mann; jedenfalls war mir gesagt worden, daß ich ein Invalide sei, oder ich dachte, ich wäre einer. Etwas vorzeitig, zwanzig Jahre oder so ungefähr, bevor man vielleicht damit rechnen mußte, hatte sich eine Alterserscheinung eingestellt. Meine Arterien begannen sich zu schließen - vergeben Sie mir bitte diese anatomischen Einzelheiten -, und es war anzunehmen, daß der Prozeß fortschreiten werde. Schon waren meiner Bewegungsfreiheit Grenzen gesetzt, ich konnte nicht mehr laufen wie zuvor, nicht mehr Treppen steigen, und von Woche zu Woche verringerte sich meine Bewegungsmöglichkeit. Bald konnte ich kaum noch fünfzig Meter gehen und nur einen Treppenabsatz steigen, ohne daß die Schmerzen so heftig wurden, daß eine Ruhepause vor jeder weiteren Anstrengung nötig war. Die Zukunft sah düster aus; bald würden meine Glieder nicht mehr genügend mit Blut versorgt sein, und Amputation und Hilflosigkeit mochten folgen.

Es gab keinen Trost für die Zukunft. Ich konnte nicht ahnen, und auch die Ärzte konnten nicht voraussehen, daß ich ein komischer Kauz, ein Sonderfall war, über den in der Fachpresse (angenehm unpersönliche) Artikel erscheinen sollten, denn ganz am Rande der absoluten Katastrophe kam die Krankheit in bisher unbekannter Weise von selbst zum Stillstand. Die Ärzte hatten den pessimistischen Rat gegeben, ein Haus ohne Treppen zu suchen, so daß ich umhergefahren werden konnte, und außerdem sagten sie, daß nur ein völlig untätiges Leben ein Vermeiden jeder Aufregung und Anstrengung, selbst geistiger, das Schlimmste für kurze Zeit hinausschieben könnte.

Ich versuchte es natürlich, aber es konnte nicht anders sein: es war mir unmöglich. Man kann wirklich niemandem empfehlen, trübsinnig dazusitzen und auf den Verfall zu warten... und dann gab es doch diese kleinen, mit Mörsern bestückten Kanonenboote, im Englischen›bomb ketches‹genannt -. So lächerlich das klingen mag, aber ich muß zugeben, daß ich persönlich diesen Kanonenbooten sehr viel verdanke. In meiner Lektüre während der Rekonvaleszenz stieß ich immer wieder auf die Kanonenboote, diese absonderlichen hochspezialisierten Küstenschiffe, die erfunden worden waren, um Landziele von See aus mit Bomben zu bewerfen, und zwar - auf Grund der großen Erhöhung ihrer Mörser - ganz besonders Ziele, die hinter Hügeln oder Befestigungen im toten Winkel des Geländes lagen. Während der Napoleonischen Kriege wurden sie bei amphibischen Unternehmungen häufig verwendet, und in Friedenszeiten waren sie für die Erforschung der arktischen Gebiete gut zu gebrauchen wegen ihrer stabilen Bauart, die ihnen ermöglichte, dem Anprall des Eises standzuhalten. Nelson hatte selbst einmal eine Fahrt in die Arktis auf einem dieser Schiffe gemacht. Es wäre doch interessant, irgendeine erdachte Schlacht auszuarbeiten, bei der Kanonenboote eine wichtige Rolle spielten. Das würde natürlich den Einsatz eines ganzen Geschwaders erfordern, denn die Bombenschiffe brauchten unbedingt Schutz gegen den Angriff stärkerer Kriegsschiffe. Wiederholt waren sie gegen Bonapartes Invasionsflotte in den Häfen am Kanal eingesetzt worden, aber der Erfolg war selbst unter Nelsons Kommando nicht groß gewesen. Sie waren eine Überraschungs- und Gelegenheitswaffe, und auch Bonapartes Admiräle kannten die Anwendungsmöglichkeiten der Mörser und konnten grundsätzliche Vorsichtsmaßnahmen dagegen treffen. Überraschung und Gelegenheit! Etwas geschah mit mir, etwas, von dem ich dachte, daß es nun nie wieder geschehen würde - und etwas, das den Ärzten zufolge nicht geschehen durfte: Wieder überkam mich diese Aufregung des Erfindens,

dieses wunderbare Gefühl des Wiedererkennens, wie unter einer Zauberkraft. Eine riesige Welle der Erleichterung überflutete mich, daß diese Symptome wieder auftraten, daß etwas Normales geschah in dieser schrecklich anomalen Welt. Diese gesegneten Worte: Überraschung und Gelegenheit, durften in mein Unterbewußtsein hinabsinken, um dort unten etwas in Gang zu bringen. Und sollte die Amputation dadurch wirklich näher rücken, so war ich in der Stimmung zu sagen: es war mir's wert. Kanonenboote; beim zweiten britischen Angriff auf Kopenhagen im Jahre 1807 waren sie eingesetzt worden. Wellington hatte sie als Divisions-General dabei im Gefecht gesehen. Aber damals hatte es sich um eine offizielle Schlacht mit gehöriger Vorwarnung gehandelt - da gab es nicht viele Gelegenheiten und keine Möglichkeit einer Überraschung. Und Wellington hatte einen Schwager, obgleich er noch weitere fünfzig Jahre lebte, ohne auch nur zu ahnen, daß er überhaupt eine Schwester hatte. Nun waren die düsteren Vormittage auf einmal nicht mehr düster; sie bekamen neues Leben durch die hinreißenden Entdeckungen dessen, was da über Nacht ohne mein Zutun geschehen war. Immer Neues fand sich eilends dazu, besonders seit Hornblower wieder in die Debatte eingetreten war - wenn auch bisher ohne formelle Anerkennung. Er war nicht mit berücksichtigt, aber es gab mir jedes Mal einen Stich schmerzlichen Bedauerns, wenn ich mich seiner erinnerte, denn ich war mir bewußt, ihn an der Schwelle eines interessanten Abschnitts seiner Karriere abgetan zu haben, als er nämlich endlich mit seiner Barbara verheiratet war, die er verehrte und so weit liebte, wie es seine begrenzte Möglichkeit je zulassen würde. Hornblower beim Versuch, ein Landedelmann zu werden - das gäbe ein reizvolles Bild. Wenn man andererseits seinen öffentlichen und privaten Triumph bedachte, so mußte er doch wieder mit einer wichtigen Aufgabe betraut werden, denn die Napoleonischen Kriege waren keineswegs zu Ende. Die Admiralität mochte es allerdings

schwierig finden, die richtige Lücke zu entdecken, in die ein so verquerer Kauz wie Hornblower eingefügt werden konnte. Er war die Kapitänsliste erst halb hinaufgeklettert. Hornblower als Kommandant eines Linienschiffes, eines unter etwa zwanzig anderen, die die endlose Eintönigkeit des Blockadedienstes zu ertragen hatten - das konnte eine interessante psychologische Studie abgeben. Da aber Hornblower, was mich anging, erledigt war, so lag weiter keine Befriedigung - eher das Gegenteil - in diesem Ausspinnen seiner späteren Laufbahn. Es war weit besser, zu unseren Kanonenbooten zurückzukehren. Natürlich kam hier die Ostsee ins Spiel. In diesen Gewässern mußten die nächsten wichtigen Entwicklungen des weltweiten Krieges stattfinden. Hier konnten Kanonenboote eingesetzt werden: seichtes Gewässer und wichtiger Küstenhandel, dazu wiederholte plötzliche Veränderungen in der Politik der Länder konnten die nötigen Überraschungen und Gelegenheiten bieten. Es war eine brennende Frage, ob Bonaparte tatsächlich mit Alexander von Rußland Krieg anzufangen wagte. Die britische Diplomatie hatte schwer gearbeitet, um Alexander in seiner gegnerischen Haltung zum französischen Kaiserreich zu bestärken; und wo die britische Diplomatie am Werke war, blieb die Royal Navy nicht weit zurück.

Natürlich! Natürlich! (Die wirklich lohnenden Augenblicke der Planung werden immer von einem›natürlich‹statt von einem›vielleicht‹eingeleitet.) Bonaparte versuchte, Meile für Meile an der Küste entlang sein kontinentales System zu befestigen, und während er seinen Überraschungsangriff auf Rußland plante und dann schließlich seinen linken Flügel auf St. Petersburg zu vorschob, hatte er eine sehr lange, sehr verwundbare Verbindungslinie entlang der südlichen Küste der Ostsee. Das war ein ideales Gebiet für den Einsatz von Kanonenbooten. Ich wußte, daß ein britisches Geschwader tatsächlich seinen Weg in die Ostsee hinein durchgesetzt hatte. Ein einsatzbereiter und findiger Seeoffizier war dort vonnöten,

der keine Verantwortung scheute und auch für ein diplomatisches Problem Verständnis hatte, der dem launenhaften und unberechenbaren Alexander das Rückgrat steifen konnte, der imstande war, auch durch das Wirrsal neutraler Gesetze seinen Weg zu finden. Und er mußte Kanonenboote zum sofortigen Einsatz unter seinem Kommando haben. Und natürlich war Hornblower dieser Offizier.

Er war gerade alt genug im Rang, so daß es ganz am Platze schien, wenn er nun zum Kommodore eines kleinen Verbandes ernannt wurde, der etwa aus einem Linienschiff, ein paar Korvetten und ein paar Kanonenbooten bestand. Er würde eine ungeheure Verantwortung zu tragen haben, aber so viel Sorgen das auch mit sich brächte, es könnte seine Stimmung nur heben. Natürlich mußte es Hornblower sein. Die Teile fügten sich ineinander, als wären sie in sich selbst vernunftbegabt. Der Frühling und damit die Eröffnung der Schiffahrt in der Ostsee konnte gerade dann einsetzen, wenn Hornblower nach seinen letzten Abenteuern lange genug Urlaub gehabt hatte, um dahinter zukommen, wie man sich als Landedelmann und Barbaras Gatte fühlte. Die eigenartige Frage der Neutralität Schwedisch-Pommerns kam da mit ins Spiel - ebenso wie das Benehmen der französischen Truppen, die diese Provinz schließlich überrannten, ein klassisches Beispiel dafür lieferte, was geschieht, wenn unbezahlte und ausgehungerte Soldaten aus der Kontrolle gefühlloser Generäle ausbrechen. Und da war Schweden, das damals unter der Regierung eines von Napoleon eingesetzten Marschalls stand. Und natürlich (!) wurde die linke Spitze von Bonapartes Angriff auf Rußland, die auf St. Petersburg zielte, während er selbst auf Moskau zumarschierte, bei Riga aufgehalten. Nach einer verzweifelten, aber gescheiterten Belagerung zu Wasser und zu Land hatten die Franzosen sich zurückgezogen. Das Signal dazu hatte der Abfall des preußischen Kontingents gegeben, der den Zerfall von Bonapartes Kaiserreich voraussehen ließ. Wenn Hornblower

unruhige Gewässer brauchte, um darin zu fischen, konnte er keine unruhigeren verlangen, als die Ostsee im Jahre 1812 sie bot. Da konnte er so viel Verantwortung haben, wie ein Mann sich nur wünschen konnte. Bei Riga konnte er seine kostbaren Mörser benutzen und, endlich einmal, konnte ihm Gerechtigkeit widerfahren, indem man ihm erlaubte, tatsächlich zur Stelle zu sein im Augenblick, als das Französische Kaiserreich den weitest vorgeschobenen Punkt seiner Eroberungen erreichte. Und endlich (waren wir schon beim›endlich‹angekommen?) - wäre Hornblower nicht droben in der Ostsee sicher untergebracht, bestand die Gefahr (die ich mir lieber nicht vorstellen wollte), daß seine Bomben über Baltimore zerbarsten. So war es zur Entscheidung gekommen, ohne daß ich überhaupt wußte, daß eine Entscheidung bevorstand. Nun blieb mir nur die Arbeit an der Vollendung des Entwurfs, die Durchführung der angenehm logischen Aufgabe, über einen Anfang und einen Schluß zu entscheiden und die Folge der Ereignisse in das Gerüst von Geschichte und Geographie einzuordnen. Es war zwar fünfzehn Jahre her, seit ich die scharfe Luft der Ostsee geatmet hatte, aber glücklicherweise ließ mich mein Gedächtnis nicht im Stich. Erst mußte ich nun erfinden, dann auswählen und meine Urteilskraft und meinen Geschmack anwenden. All das war so grundverschieden von dem elenden Versuch, das Leben eines Kohlkopfes in dumpfer Resignation zu leben, daß wirklich nur das abgegriffene Bild vom Unterschied zwischen Hölle und Himmel dazu dienen kann, die Veränderung gebührend zu kennzeichnen.

Aber zum mindesten eine wichtige Veränderung zeigte sich doch, und zwar in der Technik. Ich war erstaunt zu entdecken, einen wie großen Teil der Denkarbeit ich früher immer stehend getan hatte. Es war mir in alten Tagen zur zweiten Natur geworden, umherzugehen, wenn ich den Denkmechanismus anregen wollte, weil es galt, eine besondere Situation durchzukonstruieren; so zum Beispiel, wenn es notwendig war,

die entsprechenden Mittel bereitzuhalten, durch die Hornblowers Gefühle zum Ausdruck kommen konnten, oder, noch verzweifelter, die Umstände auszudenken, unter denen er dem Oberst Caillard entkommen konnte. Gerade beim Gehen, ob ich nun zu ebendiesem Zweck überlegend herumwanderte oder auch nur zufällig unterwegs war, um dorthin zu kommen, wohin ich kommen mußte, erzeugten sich die Ideen von selbst, und nicht einmal nur die unbedeutenden, sondern zuweilen ganze Hauptstücke der Erfindung. Laufen war nun nicht mehr möglich; ich mußte etwas anderes finden, das meinen Geist zur Tätigkeit anregte. Schon in meiner Knabenzeit gewöhnte ich mir an, beim Gehen nachzudenken, und während eines schöpferischen Lebens von mehr als zwanzig Jahren hatte sich diese Gewohnheit festgesetzt. Durch Überlegung konnte ich ebensowenig ein neues System ausdenken, wie ich durch Überlegung einen neuen literarischen Plan erfinden konnte. Der Ersatz fand sich durch einen glücklichen Zufall. Ich beschäftigte mich mit kleinen mathematischen Problemen; es handelte sich um nichts besonders Schwieriges, fast nur um reine Arithmetik und eher um Übungen in der Logik als in Algebra, die ich mir selbst auszudenken pflegte und mir dann zu lösen vornahm. Dazu war ein wenig Erfindungsgabe nötig und ein gutes Maß an Geduld, um unstreitig zu beweisen, daß in der Aufgabe, die ich da vor mir hatte, A nur sieben und X nur neun sein konnte. Und in den kleinen Pausen zwischen dem Überlegen der mathematischen Aufgabe konnte ich über meine Fabel nachdenken. Die Arithmetik trug den Aufbau in sich wie ein Schwamm das Wasser.

Dann war da noch das absurde, lächerliche Spiel, das ich zum Essen der Suppe erfand. Ich habe noch keiner Seele je davon erzählt, dies ist ein erstes und öffentliches Bekenntnis: die Mahlzeit beginnt, und es wird eine Schale Suppe vor mich gestellt. Dann muß ich die Menge der Suppe in der Schale und den Inhalt meines Löffels schätzen und ausrechnen, wie viele

Löffel ich brauche, um die Suppe auszuessen - all dies geht natürlich vor sich während der höflichen Unterhaltung, die man so bei der Suppe führt. Dann muß ich die Löffel, einen nach dem anderen, zählen und dabei wenigstens nach außen den Eindruck eines vernünftigen, normalen Menschen aufrechterhalten. Dr. Johnson konnte während des Spaziergangs munter reden und dabei unentwegt das Aufstoßen seines Spazierstockes weiterzählen. Ich kann dasselbe mit den Löffeln voll Suppe tun, selbst während der steigenden Aufregung, wenn ich beim vierundzwanzigsten Löffel bin und feststelle, daß nur ungefähr drei noch übrigbleiben und meine ursprüngliche Schätzung die Summe von achtundzwanzig ergeben hatte. Wieso das Hornblower helfen konnte, ein Mittel zu finden, seine Kanonenboote in Schußweite der französischen Belagerungsbatterien zu bringen, kann ich mir nicht vorstellen, aber zum Glück war das der Fall.

Der Entwurf war also nun vollständig und das Buch zur Niederschrift fertig, aber die ewige Frage, ob und wann ich damit anfangen solle, war diesmal besonders schwerwiegend. Unter Androhung schrecklicher Strafen war ich gewarnt worden, mich niemals der Ermüdung auszusetzen, nichts zu tun, was eine Erhöhung des Blutdrucks herbeiführen könnte, und ich wußte doch nur zu gut, wie mühselig der Prozeß des Komponierens und der geistigen Vergegenwärtigung war. Ich sagte mir, daß ein vernünftiger Mann sich mit der Freude am Entwurf zufriedengab und nun zum Leben eines Kohlkopfes zurückkehren und die Geheimnisse von Hornblowers Kampf in der Ostsee mit sich ins Grab nehmen sollte.

Da lag der Hase im Pfeffer. Als ich es in diese Worte faßte, wurde mir sofort und restlos klar, daß ich das nicht übers Herz brächte. Die Sache mußte einfach geschrieben werden. Ich konnte mir die unangenehme Tatsache nicht verheimlichen, daß es mich, vielleicht selbstgefällig, zur Äußerung drängte. Bisher hatte ich die Reihenfolge von Planung, Komposition und

Veröffentlichung noch nie analysiert. Es war mir noch nie in den Sinn gekommen, daß diese Reihenfolge durchaus nicht festgelegt und unabänderlich ist, sondern durch einen bloßen Willensakt vielleicht auch abgebrochen werden kann. Ich glaube, ich hatte mir gelegentlich sogar gesagt, daß eine Arbeit nicht als abgeschlossen betrachtet werden könne, ehe sie nicht in Druck und dem Publikum übergeben worden sei. Nun erkannte ich, daß ich nur eine Ausrede gebraucht hatte, daß ich in Wirklichkeit dringend danach verlangte, mein Werk zu veröffentlichen, es herauszubringen. Wie stark und wie echt auch meine Abneigung war, persönlich in Erscheinung zu treten, wie ungern ich auch fremde Leute traf - aber mich verlangte danach, es durch einen Stellvertreter zu tun. Meine flüchtigen persönlichen Auftritte in der literarischen Welt mache ich fast ebenso zögernd, wie ich mich am Trafalgar Square meiner Kleider entledigen würde - aber es bedeutete eine entschiedene und reine Freude für mich - ja, mehr noch, ein wirkliches Bedürfnis -, Hornblower in die Welt hinauszuschicken. Das zuzugeben, bezog einen neuen Gesichtspunkt ein, klar heraus gesagt: die Todesfurcht. Ich mußte die Möglichkeit bedenken, daß ich sterben könnte, bevor ich den›Kommodore‹beendet hätte. Ganz besonders vom Standpunkt des Kommodore aus war mir dieser Gedanke sehr zuwider. Es war nicht eigentlich so, daß ich traurig gewesen wäre, wenn der Welt ein Meisterwerk verlorenginge, als vielmehr, daß die Welt dem Meisterwerk verlorenginge. Es unfertig zu lassen war vielleicht noch schlimmer, als es überhaupt nicht zu schreiben. All die alten Diskussionen über Edwin Drood hatten mich immer tief beunruhigt. Hornblower hatte nun schon genug Aufmerksamkeit auf sich gezogen, so daß es durchaus im Bereich der Möglichkeit lag, daß ein unfertiger›Kommodore‹allerlei Mutmaßungen heraufbeschwören konnte, wie der Schluß wohl gedacht war. Und der Gedanke, daß ein anderer sich daran versuchen könnte, der Gedanke an das törichte Zeug, das dabei

herauskommen mochte, versetzte mich in Panikstimmung. Es gab also dringende Gründe, mit der Niederschrift zu beginnen, und noch dringendere, sie zu Ende zu bringen. Aber während des Schreibens gab es wiederum bestimmte Gründe zur Mäßigung. Ich fühlte mich in genau der gleichen Lage, als wollte ich einen Wagen mit knappem Benzin unbedingt noch bis zu einer Tankstelle fahren - zu schnell zu fahren, bedeutete einfach, den Erfolg selbst zu vereiteln, wie groß die Versuchung auch war. Es mußte eine gewisse Höchstgeschwindigkeit eingehalten werden, und glücklicherweise kannte ich diese Höchstgeschwindigkeit recht gut, denn ich hatte ja genug Erfahrung hinter mir. Das war es ja gerade, was ich beim Schreiben der etwa zwanzig früheren Bücher immer einzuhalten versucht hatte, als es aber noch nicht so verzweifelt wichtig war. Mit einer Mischung von Bedauern und Befriedigung bedachte ich die Tatsache, daß keine schriftlichen Notizen vorhanden waren, die ein literarischer Vollstrecker durchsehen könnte. Nie im Leben hatte ich mir schriftliche Notizen gemacht; das war mir immer zu mühsam gewesen, und ich würde bestimmt nicht jetzt noch damit anfangen. Außerdem war ich überzeugt, daß schriftliche Notizen - ebenso wie Gespräche mit einem Verleger über den Mittagstisch hinüber - auch nur ungefähr das vermitteln konnten, was ich mir als Eindruck wünschte, und noch heute bin ich mir dessen genauso sicher. Nur nach dem Zeugnis des fertigen Buches kann ein Buch beurteilt werden.

Ich selbst war also zum Entschluß gekommen. Ich setzte mich an meinen Arbeitstisch, und Hornblower setzte ich in seine Sitzbadewanne, bereit, nun das Kommando über die kostbaren Kanonenboote zu übernehmen, die all dies ausgelöst hatten, und die Arbeit an der Komposition begann. Alles ging seinen gewohnten Gang, kaum anders als bei den vorigen Büchern. Aber sowohl beim Schreiben wie im Aufbau war eine Änderung nötig. Ich wurde gewahr, daß ich die Gewohnheit hatte, ziemlich häufig vom Arbeitstisch aufzustehen, um im Zimmer auf und ab

zu gehen. Früher war mir das gar nicht aufgefallen. Teils diente es dazu, meine steifen Gelenke zu lockern, teils, meinem Kopf eine kleine Debatte über dies und das zu erlauben. War es wohl besser, jemandes Gemütsverfassung vom Erzähler aus zu beschreiben, oder sie durch seine eigenen Reden deutlich werden zu lassen? Sollte der Text eines schriftlichen Befehls im Wortlaut oder nur als Zusammenfassung gegeben werden? Ich war erstaunt, wie oft ich die Runde durchs Zimmer gemacht hatte, um solche Fragen des Geschmacks zu klären. Nun aber war das Gehen hundertmal ermüdender als vordem. Nach zwei Stunden Arbeit war es für mich, als sei ich so viel gelaufen wie ein gesunder Mensch, wenn er fünfzig Meilen zurückgelegt hat. So ging es nicht, und es waren nur ein oder zwei Versuchstage nötig, um mir das zu beweisen. Glücklicherweise - es war wirklich ein großes Glück - fand ich (fast ganz unbewußt) durch Leid und Irrtum eine Lösung: Als Ergebnis jahrelanger Gewohnheit stehe ich auch jetzt auf, frage mich dann aber, ob der Punkt schwerwiegend genug ist, um einen Gang zu rechtfertigen - und schon dadurch klärt sich die Schwierigkeit meist auf. Sonst stehe ich aufrecht und schaue lange genug ins Leere, daß die Sitzgelenke sich lockern können, bis das, was ich schon geschrieben habe, meine Aufmerksamkeit auf sich zieht, so daß ich mich wieder hinsetze und die letzten Abschnitte noch einmal durchlese. Schon das bringt mich meist über die augenblickliche Hemmung hinweg, wie ein Pferd, das verweigerte, den Sprung beim zweitenmal machen wird, wenn man ihm einen Blick auf das Hindernis gewährt und dann genügend Anlauf gibt.

Das Buch war fertig. Während der Stunden der geistigen Verwirklichung hatte ich in einer Welt gelebt, in der Arterienverkalkung keine Rolle spielte. In den übrigen Stunden des Tages kam erst wieder die gewohnte Dumpfheit, die immer eintrat, wenn die eigenen Nöte nachließen, der dann aber das nicht zu unterdrückende Interesse an der Arbeit des nächsten

Tages folgte. Drei Monate waren vergangen, und ich lebte noch - und was wichtiger war: die verflixte Krankheit war nicht schlimmer geworden. Ich aber hatte gelernt, daß es durchaus möglich war, auch als behinderter Mensch dem Rest des Lebens ruhig entgegenzusehen. Hornblower hatte mir unaussprechlichen Segen gebracht. In späteren Jahren konnte ich die Größe der Wohltat noch besser einschätzen, wenn ich das Buch wieder las, abgesehen von der unvermeidlichen Abneigung, mit der ich an frühere Arbeiten herangehe. Da liegt es vor mir, ein Buch voller Abenteuer, teils auch Spannung, eine Untersuchung über Tat und Verantwortung. Seine literarischen Verdienste stehen hier nicht zur Debatte (ich will nicht sagen: glücklicherweise), aber es ergibt sich der interessante Schluß, daß es kein unglückliches Buch ist.

Ich glaube wirklich nicht, daß jemand vermuten kann, daß es von einem Manne geschrieben wurde, der gerade durch eine Periode tiefer Verdüsterung schritt. Ich muß hier noch hinzufügen, daß ich zu jener Zeit auch allerlei anderen, heftigen persönlichen Verdruß erlebte, auf den ich nicht weiter eingehen will. Die Tatsache, daß keine Andeutung davon in den Seiten des Buches zu finden ist, ist der klarste Beweis dafür, in welchem Maße die Tätigkeit des Schreibens einem helfen kann, zum Gefühl völlig veränderter Umstände zu kommen, und, wie ich schon sagte, auch ein Beweis für den Dank, den ich diesem Buche schulde. Zur Zeit, als ich den›Kommodore‹beendete, war die Welt ein vergnüglicherer Ort für mich geworden, und gleichzeitig lichteten sich die Wolken über der ganzen Welt mit dem Sieg der Alliierten über Deutschland und Japan. Ich hatte entdeckt, daß es durchaus möglich war, ein volles Leben zu leben, ohne je mehr als fünfzig Meter auf einmal zu gehen - und diese Gelegenheit möchte ich benutzen, um ein für allemal zu sagen, daß ich zwanzig Jahre mit dieser Behinderung gelebt und dabei nie aufgehört habe, mich des Lebens zu freuen.

Ebenso wichtig war freilich, daß die Krankheit irgendwie zum

Stehen gekommen war, obwohl ich schwer gearbeitet hatte. So fand der Optimismus wieder Eingang, und ich konnte zum Leben zurückkehren. Die erste Arbeit, die mir unter diesen neuen Verhältnissen übertragen wurde, kam - natürlich - im Auftrag der Alliierten Regierungen, und in gewisser Hinsicht waren die Darstellungen der Situation an sich höchst optimistisch. Mr. Churchill und Mr. Roosevelt waren überzeugt, daß die Hitler-Regierung und die Verteidigung Deutschlands am Zusammenbrechen waren. Jedem, der Zeitungen las, mußte es scheinen, als stünde dieser Zusammenbruch unmittelbar bevor; es war beruhigend, zu hören, daß die obersten Autoritäten ebenso dachten. Die gleichen höchsten Stellen nahmen jedoch an, daß nach dem Fall Deutschlands Japan sich noch lange verzweifelt verteidigen könnte. Ich verstand das nicht recht, denn in den Geographiestunden in der Schule war immer betont worden, daß Japan, wie England, als Inselmacht schnell zur Übergabe gezwungen werden konnte, sobald seine Seeherrschaft verlorenging. Aber die Regierung war jetzt anderer Meinung und brachte das auch zum Ausdruck. Freilich glaubte die Regierung selbst nur halb an diese Version, denn andererseits wußte sie um die Weiterentwicklung der Atombombe, ohne viel Vertrauen in ihre Wirksamkeit zu haben.

Was London und Washington fürchteten, war, daß die Öffentlichkeit sowohl in England wie in Amerika in ihrer großen Zuversicht auf den Fall Deutschlands vor der Aussicht eines langen und blutigen Kampfes im Stillen Ozean zurückschrecken und auf einem vorzeitigen unbefriedigenden Abschluß des Krieges bestehen könnte. Es war nun meine Aufgabe, die öffentliche Meinung auf diese nächste Entwicklung vorzubereiten und damit schon anzufangen, während die alliierten Truppen am Rhein entlang verteilt waren, um Kraft zu sammeln für den letzten Schlag. Ich wurde deshalb in Washington untergebracht, hatte freien Zutritt zu allen Abteilungen des Marine-Departements, und man enthüllte mir

alle Geheimnisse über die Schwierigkeiten, die es bereiten würde, über die weiten Entfernungen des Stillen Ozeans hin einen massiven Angriff auf Japan zu starten. Von allen Seiten hörte ich das magische Wort›logistics‹, zu deutsch: Bewegungs-, Unterbringungs- und Verpflegungskunde. Betäubt und verwirrt las ich mich durch endlose Listen der Schiffs- und sonstigen Spezial-Ausrüstungen hindurch, die für solch einen Fall erforderlich wären. Ich hörte ernste Debatten mit an, wie die Armee der Vereinigten Staaten wohl reagieren mochte, wenn sie gleich nach der Eroberung Deutschlands aufgerufen würde, die noch schwierigere Eroberung Japans anzupacken, ich ging hierhin und dorthin, um alles mit eigenen Augen zu sehen. Erinnert sich heute noch irgend jemand an das System des Vorrangs bei der Luftfahrt? Als alle Flugzeuge überfüllt waren, konnte jeder, der im Besitz eines Ausweises über seinen höheren Vorrang war, auf einem Flugplatz warten, und wenn ein Flugzeug ankam mit dem Bestimmungsort, zu dem er beordert war, konnte er einen Unglücklichen mit niedrigerem Vorrang hinausschmeißen und fröhlich davonfliegen. Das arme Opfer blieb zurück und wartete - oft tagelang - auf eine Gelegenheit, in ein anderes Flugzeug hineinzukommen. In der Washingtoner Gesellschaft der Kriegszeit war dieser Vorrang der genaue und hochwichtige Maßstab für den Stand einer Person. Bei den unzähligen Parties wurden geschickte Fragen gestellt, um herauszubekommen, welchen Vorrang der andere hatte; und ich hatte Nr. 2, wie die viersternigen Generäle und Admirale, und wurde mit entsprechender Hochachtung behandelt. Das war bei weitem nicht so angenehm, als wieder zur See zu fahren und dabei zu entdecken - was mir schon vorher hätte klar sein sollen -, daß ich auch mit meiner Behinderung noch gut an Bord eines Kriegsschiffes leben konnte, wenn es nicht größer war als ein Zerstörer. Den Entfernungen auf einem Flugzeugträger war ich nicht gewachsen. Bei einer Gelegenheit (die ihre wichtigen Folgen hatte), als mein Schiff durch den Schweif eines Taifuns

fuhr, erlebte ich das schlimmste Wetter, dem ich je auf See begegnet bin.

Unter diesen Bedingungen hatte Hornblower keine Chance, sich geltend zu machen; aber ich vermute, daß all diese kleinen und scheinbar unzusammenhängenden Erfahrungen sich in meinem Unterbewußtsein aufstapelten, selbst während ich mich mit den Artikeln über den Krieg im Stillen Ozean abmühte - sie waren denn auch danach: Versorgungskunde für den kleinen Mann. Indessen fiel Deutschland, und ich bereitete mich vor, die britischen Seestreitkräfte im Pazifik zu begleiten. Und dann war der Krieg zu Ende und Hornblower beanspruchte meine Aufmerksamkeit in nicht zu überhörender Weise.

Ich hatte schon immer mit dem Fall von Reichen zu tun gehabt. Hornblower konnte sich gerade zur Zeit von seinem Typhusanfall erholt haben, um zur Verfügung zu stehen, als das französische Reich zusammenbrach. Daraus ergaben sich politische Betrachtungen, Friedenskonferenzen, die Frage einer neuen Regierung für Frankreich - wie auch für Japan. Mussolinis Macht war unter dem alliierten Angriff zerbrochen. Hornblower hatte in den letzten Tagen des Kaiserreiches den interessanten Abfall Bordeaux vom imperialistischen Regime miterlebt. Ich hatte mich oft gefragt - und meine Lektüre hatte mir keine Antwort gegeben -, was denn wohl mit dem royalistischen Bürgermeister von Bordeaux, Lynch, geschehen war, als Bonaparte während der Hundert Tage wieder zur Macht kam. In jenen wilden Tagen mußte wohl gar mancher entdecken, daß er auf das falsche Pferd gesetzt hatte.

Diese Überlegungen waren mir besonders wichtig, weil mir die Schicksalsprüfungen der irregeführten Verräter - wie Lord Haw-Haw und anderer - frisch im Gedächtnis waren, als die Nürnberger Prozesse stattfanden. Ich konnte mich nicht erinnern, irgendwo gelesen zu haben, daß nach dem Fall des Napoleonischen Reiches England irgendeine intensive Verfolgung der zahlreichen Deserteure und selbst Verräter

unternommen hätte, die sich zitternd in Frankreich verborgen halten mußten und darauf warteten, verhaftet zu werden.

Nun, was geschah eigentlich zu jener Zeit mit solchen Leuten? Die Meuterer der *Hermione* waren eine Generation früher zu Tode gehetzt und erbarmungslos gehenkt worden. Und natürlich, was war denn wohl dem Comte de Gracey und seiner Schwiegertochter Marie zugestoßen, als Bonaparte sie während der Hundert Tage in seiner Macht hatte, falls er dahintergekommen war, daß sie Hornblower zur Flucht verholfen hatten? Und Hornblower? Der kleinste Zug von vorn oder Schubs von hinten genügte gewiß, ihn wieder in seine Liaison mit Marie zu stürzen. Unter solchen Umständen konnte auch er selbst während der Hundert Tage in eine recht schwierige Situation geraten. Und zuvor mußte er ein gut Teil zum Fall des Reiches beigetragen haben. Und jene Meuterer - was war mit ihnen geschehen?

Dies war das Problem, das sich mir nun stellte, und ich fand, es war eine interessante Kopfübung: Wie sollte man sich gegen eine Besatzung von Meuterern verhalten, die sich ihres Schiffes bemächtigt hatten und drohten, es dem Feind zu übergeben (was ein- oder zweimal tatsächlich vorgekommen war), wenn man ihnen nicht Straffreiheit zusicherte. Sie bekämpfen? Das war unmöglich, wenn die Meuterer die Gewässer, in denen sie kreuzten, sorgfältig auswählten. Es war erheiternd - aber nein, das war nicht ganz das passende Wort, anregend war besser -, einen Plan auszudenken, der Erfolg versprach.

Und dann war da dieser Sturm - ich sähe Hornblower gern wieder auf See und schlechtem Wetter ausgesetzt; und dann der Friedensschluß und der Wiener Kongreß zur Neuordnung Europas. Wellington nahm als Außerordentlicher Gesandter daran teil; sicher war doch auch seine Schwester, wenn nicht gar sein Schwager, mit beteiligt, besonders, da bekannt war, daß Wellington nicht allzu gut mit seiner Duchesse, seiner Herzogin, stand. Und Marie de Gracey, an die ich fast mein Herz verloren

hatte? Erdhaft war sie und süß; so intuitiv wie klug, empfindsam wie großmütig; was - wenn überhaupt etwas - hatte die Zukunft wohl für sie bereit? Ein seltsamer Wirrwarr von Ideen und Gefühlen - aber die Geschichtsfakten boten genug festes Rüstzeug, um aus diesem zusammengewürfelten Material ein Gerüst aufzubauen. Diesmal standen beide Systeme des Aufbaus, die ich in Kapitel 2 beschrieben habe, zur Verfügung: die Taten waren vorgesehen, aber die Täter waren auch schon zur Hand, und glücklicherweise erwiesen sich die beiden Methoden als gegenseitige Stützen und widerstritten einander nicht. Alles ordnete sich ein, und es kam der Augenblick, da ich wieder entschwebte in eine Welt von Stürmen im Kanal, unbedeutenden, aber ermüdenden Reibereien zwischen Hornblower und Barbara und dunkel sich abhebender Tragik, von Augenblicken irdischer Liebe, ausgeglichen durch eine idyllische Dorfhochzeit - Hornblower stieg dabei auf die höchste Spitze beruflicher Anerkennung, während er gleichzeitig einen empfindlichen persönlichen Verlust erlitt. Der Krieg hat viele schreckliche Aspekte; Menschen werden im Krieg getötet, und die Überlebenden sind nicht mehr die, die sie waren - kurze Worte, aber mit Tragik beladen. Aber nun war auch›Lord Hornblower‹fertig, und ich konnte in meine eigene Welt zurückkehren. Vielleicht ist dies der Augenblick, in dem ich noch eine persönliche Bemerkung anbringen kann. Wenn ich je gefragt würde (und offensichtlich auch ohne gefragt zu sein), welches die beste Zehn-Minuten-Arbeit war, die ich je geleistet habe, welche Seite unter all den Tausenden, die ich geschrieben habe, mir am wenigsten mißfällt, möchte ich die letzte, abschließende Seite von›Lord Hornblower‹aussuchen - da ist eine Verflechtung von Handlungen und Gefühlen etwa so genau mit sparsamsten und treffendsten Worten ausgedrückt, wie ich meine, es je zustande bringen zu können.

Nun muß ich, wenn auch zögernd, zulassen, daß meine Gesundheit sich wieder in diesen Bericht über die Entstehung

der Hornblower-Serie einmischt, das enfant terrible unterbricht wieder einmal die höfliche Unterhaltung der feineren Leute. Ein paar Jahre waren vergangen; andere Romane hatten meine Aufmerksamkeit verlangt und - selbstverständlich - kam zwischendurch auch das Leben zu seinem Recht. Dann plötzlich aber hörte das Leben fast auf. Der Herzanfall traf mich um zwei Uhr morgens; ein Infarkt ernster Art und außerordentlich schmerzhaft. Zum Glück wurden meine Hilfeschreie gehört, und Dr. Fox sprang in guter alter Ärzte-Tradition sogleich aus dem Bett und fuhr durch neblige Straßen, um mir zu Hilfe zu eilen. Nach den ersten paar Sekunden wußte ich, was mir geschehen war; drei Monate zuvor war einer meiner nächsten Freunde innerhalb einer Stunde nach einem solchen Herzkrampf gestorben. Es blieb mir Zeit, die Lage zu überblicken; mit tiefer Befriedigung stellte ich fest, daß ich mein Testament gemacht und meine Angelegenheiten leidlich geordnet hatte. Natürlich fühlte ich auch Bedauern und sehr bittere Reue - Bedauern, dieses angenehme Leben zu lassen, verschärft durch die Erkenntnis alles dessen, was ich zu tun versäumt hatte, und noch weiter gesteigert durch den Gedanken an all die halbgeformten Ideen, die zur vollen Entwicklung zu bringen ich nun keine Gelegenheit mehr hatte. Dr. Fox stand neben meinem Bett; es war kaum nötig, ihm zu sagen, was mit mir los sei. Die Schmerzen waren heftig; ich wälzte mich im Bett umher im Bestreben, eine weniger unbequeme Lage zu finden - da erkannte ich plötzlich mit einmaliger Klarheit, daß ich mich im Todeskampf wand. Ich hatte so etwas früher schon gesehen, sowohl bei Menschen wie bei Tieren, aber ich hatte mich noch nie selbst im Todeskampf gekrümmt, und es war mir nicht beigekommen, daß das je geschehen könnte. Diese Erkenntnis brachte mich dazu, still zu liegen - soweit ich das vermochte. Die Nadel stach ein und der Kolben wurde zurückgeschoben.›Wollen Sie denn überhaupt nicht reagieren?‹fragte Dr. Fox, als er vom Telefon zurückkam, wo er

einen Krankenwagen bestellt hatte. Dann trat die Reaktion ein, die gesegnete Erleichterung durch das Morphium, das Nachlassen des Schmerzes und das Aufhören der Angst. Rosa Wolken wirklichen, wenn auch unerklärlichen Glücks begannen um mein Bett zu wogen. Und aus den Wolken kamen drei Worte. Ich bin ganz sicher, daß nicht Dr. Fox sie gesprochen hat - dazu waren sie viel zu unmedizinisch - noch sonst irgend jemand neben meinem Bett. Aber die drei Worte formten sich in mir so klar, als hätte ich sie gehört: gleich auf gleich. Das war es: gleich auf gleich. In der glücklichen Unlogik unter der Einwirkung des Morphiums entlockten mir diese Worte sogar ein Lächeln.

Die Krankenträger mit ihrer Bahre kamen herein, und ich wurde in die Nacht hinausgetragen. Die rosa Wolken rollten mit mir und die drei Worte folgten mir nach, den ganzen Weg bis ins Krankenhaus. Wochen erzwungener Hilflosigkeit folgten (ich glaube, heutzutage behandelt man solchen Krampf der Aorta weniger zeremoniell); immer länger mußte ich in einem Sauerstoffzelt zu atmen versuchen, verwirrt strengste ich mich an, logisch zu denken und mich mit Dingen dieser Welt zu befassen, während der Denkapparat durch beruhigende Drogen gelähmt war. Langsam kam die Klarheit zurück und mit ihr natürlich die Langeweile. Während der letzten Woche in der Klinik hatte ich übergenug Gelegenheit zum Nachdenken und sonst so gut wie nichts zu tun. Die netten Schwestern waren so leicht zu necken, daß ich des Spiels bald überdrüssig wurde - es glich zu sehr dem Schießen auf sitzende Vögel -, und nachdem ich mir einmal im Kopf ausgerechnet hatte, daß ich für dieses Klinikzimmer ein Luxusappartement auf der Queen Mary (oder den Flügel eines orientalischen Palastes, komplett mit Tänzerinnen) hätte haben können und noch immer Geld übriggeblieben wäre, zog es mich mehr zu anderen Themen. Noch immer war ich zu schwach, längere Zeit ein Buch zu halten; es mußte also beim Denken bleiben.

Die wunderliche Sache mit dem›gleich auf gleich‹kam mir wieder ins Gedächtnis. Vielleicht hatte ich unbewußt meine eigene Chance zu überleben abgeschätzt. Möglicherweise handelte es sich auch um den Durchbruch des Keimes zu einer neuen Geschichte, tief aus dem Inneren hervor, der noch zu jung war, um ihn recht zu erkennen - vielleicht war es unter der Anregung des Morphiums ein plötzliches Auftauchen eines wasserträchtigen Holzes mit einer noch unreifen Muschel daran. Jedenfalls war dieser Begriff, diese Wendung, nun da und begann zu sprießen, nach oben und nach unten, wie ein Same seine Schößlinge aussendet - daran war nichts zu ändern.

Es war ein Ausdruck, der vielleicht auf ein Duell anwendbar war. Nein, das stimmte nicht. Alle Regeln und die Etikette des Duells waren darauf gerichtet, ein›gleich auf gleich‹auszuschließen, sicherzustellen, daß der Geschicktere nicht infolge zufälliger Umstände zu Schaden komme. Das Vergleichen der Säbel, das Wählen ebenen Grundes, alles dies sah bestechend so aus, als wolle man versuchen, gerecht zu sein, tatsächlich bedeutete es aber, daß der bessere Schütze oder der bessere Fechter auch die bessere Aussicht hatte - und das bei einem Ehrenhandel, der doch wahrhaftig nichts mit Treffsicherheit oder Fechtkunst zu tun hatte. Ein ungeübter Duellant, der sich mit Recht beleidigt fühlte, konnte sich durchaus beklagen, daß er auf diese Weise benachteiligt war, und mochte sogar versuchen zu erreichen, seine Sache wieder›gleich auf gleich‹zu bringen. So wuchs in mir das Bild eines Mannes, der so verärgert oder so unglücklich war, daß er bereit war, sein Leben zu riskieren, wenn er dabei -›gleich auf gleich‹- Aussicht hätte, seinen Nöten ein Ende zu machen. Und es mußte wohl ein junger Mann sein - seit der zivilisierten Ära (und des formell zugelassenen Mordes) hat sich erwiesen, daß junge Männer, die ungleich mehr zu verlieren haben als alte, diesen Verlust weit eher wirklich riskieren. Es mußte also ein junger Mann sein, der heftige Unbill erlitt, die er einem anderen,

vermutlich auch jungen Manne zuschreiben konnte. Ein Schuljunge mochte so empfinden, nur war ein Duell unter Schuljungen recht ungewöhnlich.

Aber ein Fähnrich in den alten Tagen der Navy... Fürchterliche Dinge gingen damals in der Fähnrichmesse vor sich, und Duelle kamen so häufig vor, daß man sie schon nicht mehr als ungewöhnlich empfand. Es konnte leicht jemandem einfallen, eine mathematische Berechnung aufzustellen, bei der die Aussicht zu überleben›gleich auf gleich‹gegen die Sicherheit stand, daß sonst kein Ende seines Elends abzusehen war. Eine mathematische Berechnung! Ha, wen kannte ich, und wem hatte ich einst genießerisch eine besondere mathematische Begabung verliehen? Die Antwort brauchte nicht einmal in Worte gefaßt zu werden. Alles, was ich über den älteren Hornblower wußte, schien zum Bild des jungen Hornblower, das sich in mir zu formen begann, ausgezeichnet zu passen. Und der spätere Hornblower hatte ja einen so mannigfaltigen, verzwickten Charakter, daß es Spaß machen mußte, sich auszudenken, wie er wohl dazu gekommen war.

All dies gehörte zu einer wichtigen Entwicklungsphase, das war klar. Schon jahrelang war Hornblower meinen Gedanken entrückt; ich hatte ihn auf die Spitze des Baumes hinaufgebracht und ihn dort - nicht allzu bequem - sitzen lassen in der festen Absicht, mich nie wieder nach ihm umzuschauen. Dutzende von anderen Plänen beschäftigten mich, ein Dutzend andere Eier lagen zum Ausbrüten im Nest, und ich hatte die größten Bedenken, so ein Kuckucksei einzulassen. Dann verließ ich die Klinik, und alle Projekte waren vergessen über der Wonne, wieder leben zu lernen.

Viel Freude und Glück hat mir dieser, mein seltsamer Beruf gebracht, obwohl ich dieses Bekenntnis etwas schamhaft ausspreche. Aber ich erlebte nun eine unvergeßliche glückliche Zeit droben in der klaren, herrlichen Luft der Hohen Sierra, von der man sagt, sie sei wie Champagner. Vielleicht sprudelten

deshalb die Ideen nur so heraus. Dieser aufgeschlossene, grüblerische Jüngling, der da in meinen Gedanken Gestalt annahm, wurde mir immer lieber. Er neigte dazu, die Dinge überernst zu nehmen, und lernte doch auch das Lachen. Er hatte sehr gute Anlagen, und sein Hang zur Selbstanalyse machte ihn auf seine eigenen Schwächen aufmerksam, so daß er sich bemühte, sie zu überwinden oder wenigstens ihre Auswirkung zu verhindern. Auf diese Weise konnte er durch die harte Ausbildung, die ein junger Offizier in jener bewegten Zeit erfuhr, wirklich viel gewinnen. Eine rastlose Zeit konnte das bestimmt werden, mit all den Ideen, die in endloser Folge hervorsprudelten. Jenes Duell›gleich auf gleich‹konnte leicht in ein noch lebhafteres Unternehmungsfeld mit vielen Möglichkeiten des Einsatzes hinüberleiten. Im Jahre 1794 wurde der Handel im Golf von Biskaya empfindlich getroffen. Häufig wurden blutjunge Offiziere beordert, Prisen in heimatliche Häfen zu bringen - hier kam mir die Idee einer Reisladung, die durch ein Leck zum Aufquellen kommt. Hornblower nahm sich selbst so feierlich ernst, daß ihn das wohl dazu bringen konnte, sich selbst zu einer Strafe wegen Versagens zu verdammen. Zu Anfang des Jahres 1795 fand dann die unheilvolle Expedition nach Quiberon statt.

1796 kam es - wie so oft in der Geschichte - zu einem Überwechseln der spanischen Regierung auf die andere Seite, und das führte natürlich zu einem Geplänkel mit den spanischen Galeeren, die Jahrhunderte lang die Entwicklung des Schiffbaus überlebt hatten - (das alles machte ich mir klar, während ich vorsichtig ein Boot über die blauen Wasser des Fallen-Leaf-Sees ruderte).

Es konnte unendlich viel geschehen, und doch nicht ganz endlos. Wie Cassandra sah ich das böse Geschick voraus, das Hornblower erwartete. Vor einem Dutzend Jahren schon war von diesem Schicksal die Rede gewesen. Er sollte von den Spaniern gefangengenommen werden, denn er mußte die

spanische Sprache lernen, um im Jahre 1808 imstande zu sein, sich mit El Supremo zu unterhalten. Diese Gefangenschaft aber durfte seine Beförderung nicht aufhalten, mußte also lange vor dem natürlichen Ende beim Friedensschluß von Amiens im Jahre 1801 beendet sein. Die Gefangennahme auszudenken war eine Kleinigkeit - er konnte in einem kleinen Fahrzeug Depeschen befördern und vor der Schlacht von Kap St. Vincent 1797 ohne seine Schuld auf See in die Hände der spanischen Flotte fallen. Und gerade dieses Pech konnte benutzt werden, seine nun fällige Beförderung zum Leutnant herbeizuführen. Dann aber mußte er irgendwie wieder freikommen. Flucht? Seltsam, er war ja schon einmal aus der Gefangenschaft entflohen - es ist wahr, das geschah viele Jahre später, im Jahre 1810, aber wir konnten ihn das doch nicht 1798 noch einmal wiederholen lassen. Ein ganz bestimmter Anlaß mußte gefunden werden, der seine Freilassung wirklich gut begründete. Diesmal machte es so wenig Mühe wie kaum je zuvor, das notwendige Ineinandergreifen dazu auszudenken - schon das war ein zu starkes Wort -, es genügte, sich die Notwendigkeit klarzumachen, und die Lösung stellte sich von selbst ein. Fast lohnte es sich, wochenlang im Krankenhaus zu liegen, wenn der Kopf hinterher so gutwillig arbeitete.

Es blieb also, natürlich, nichts anderes übrig, als das alles zu schreiben. Das mußte diesmal ganz einfach sein, denn die Geschichte hatte sich in einzelnen Episoden dargeboten; ein vernünftiger Mann mußte also imstande sein, eine davon zu schreiben, und dann eine Erholungspause einlegen, ehe er an die nächste ging. Es war, in der Tat, sehr ratsam, es so zu machen - mit dem Herzinfarkt in jüngster Vergangenheit. Reiner Unsinn, natürlich. Da eine jede Geschichte von unten heraufblubberte, sobald das tote Gewicht der ihr vorangehenden von ihr genommen war, blieb mir nichts anderes übrig, als gleich wieder zu beginnen. Immer irrlichterte es in mir: diese Erzählung ist nicht so gut, wie ich es erhoffte, aber die nächste wird bestimmt

ausgezeichnet. So floß eine Erzählung nach der anderen aus meiner Feder, eine jede begann hoffnungsvoll, und es ist nicht wahr, daß ich jede verzweifelt beendete - denn die nächste beanspruchte meine Aufmerksamkeit zu sehr, als daß ich der letzten noch einen Gedanken widmen konnte.

Teils war dies der Grund, größtenteils aber andere Umstände, daß die Niederschrift dieses Mal nicht ganz so mühsam war wie gewöhnlich. Ich hatte ehrliche Freude daran, meinen jungen Mann aufwachsen zu sehen, zu beobachten, wie er zunahm an Vernunft und Festigkeit. Sooft sich meine Phantasie voll Spannung mit ihm beschäftigte, sah ich den jungen Burschen vor mir, dem alles neu war, der sich aller Spannkraft der Jugend erfreute - und, so lächerlich es klingen mag, es war tatsächlich so, daß er etwas davon auf mich übertrug. Und schließlich gab mir das Erreichte auch Befriedigung; die Teile fügten sich zueinander. Hätte ich je vorher haltgemacht, um nachzudenken, mochte mir die Vorstellung vielleicht Bestürzung eingejagt haben, daß ich da einen Jüngling erfinden mußte, der in jemanden hineinzuwachsen hatte, dessen Mannesalter uns schon gut bekannt war. Aber in der freudigen Erregung des Augenblicks war ich dieser Schwierigkeit gar nicht gewahr geworden - der Gedanke war nur eine zusätzliche Würze für mein in Aussicht stehendes Gericht. Erst später konnte ich rückschauend brummig zugeben, daß es etwas war, was die Mühe des Versuchs gelohnt hatte.

Als der›Fähnrich Hornblower‹fertig war, gab es andere Arbeit zu leisten. Auf die jüngsten Ereignisse hin mußte das simple Dasein vielleicht noch mehr als bisher in den Vordergrund treten. Hornblower war nun eine allgemein bekannte Figur. Er hatte mir unzählige Freunde eingebracht. An allerlei Grenzen konnte ich mit meinem Gepäck ankommen und mich einem Zollbeamten zuwenden, sobald mein Name gefallen war, sagte der Beamte›Doch nicht...?‹und ich sagte›Ja‹, und mein Gepäck wurde sofort durchgeschleust.

Hornblower wurde so etwas wie ein ständiger Reisebegleiter, obgleich er den neuen Gedanken ganz fern stand, die mich für eine künftige Arbeit bewegten. Ständig liefen Briefe ein, die sich auf ihn bezogen, und ein überraschend großer Teil davon verlangte nach mehr Neuigkeiten über Hornblower. Leserbriefe sind häufig das, was ich Aber-Briefe nenne -›Ihr Buch hat mir gut gefallen, aber - ‹; doch dies waren fast alles freundliche Briefe. Ich glaube nicht, daß sie irgendeinen unmittelbaren Einfluß auf mich ausübten. Nie, außer im Kriegsdienst, habe ich ein Wort geschrieben, das ich nicht schreiben wollte, und die einzige Person, die ich je durch meine Arbeit zu erfreuen versuchte, bin ich selbst. Aber es war schwer, sich Hornblower ganz aus dem Kopf zu schlagen, wenn der Postbote bei jeder Zustellung solche Briefe brachte. Und fast nie konnte ich mich mit Bekannten unterhalten, ohne daß schon bei den ersten Sätzen Hornblowers Name fiel. Freunde lernten mich besser kennen. Das ist eine praktische Erklärung dafür, daß alles wieder von vorn anfing - aber es spielte auch anderes mit. Es reizte mich immer wieder, Hornblowers Heirat mit Maria zu erklären. Jahre zuvor, in›Der Kapitän‹, war es ein leichtes, und ich glaube auch nicht inkonsequent, sie als etwas abzutun, das eben passiert; aber tatsächlich Wort für Wort zu beschreiben, wie es dazu kam, das lockte mich nun gerade wegen der Schwierigkeit. Technische Probleme haben ihren besonderen Reiz; sie sind unleugbar überaus verführerisch, und - hier kommt das Bekenntnis - ich wollte es selbst wissen, ich wollte selbst hinter die Einzelheiten kommen, selbst ausarbeiten, wie es dazu kam. Bilder eines anderen jungen Mannes schlichen sich bei mir ein, eines unglaublich mageren, hohlwangigen und ernsten Burschen, der während eines unfreundlichen Winters seine Tage damit verbrachte, Zahlungsaufschub zu schreiben, und seine Nächte als Berufsspieler am Bridgetisch saß; der gut aß, wenn die Stiche sich bei ihm sammelten, und bemerkenswert spärlich, wenn das nicht der Fall war. Ich konnte mich dieses

jungen Mannes recht gut entsinnen; mir war, als sei er ein Freund meiner Jugendzeit gewesen, der vor Jahren gestorben war. Ich nehme an, er war auch wirklich tot, und das gegenwärtige Ich bewohnte den verwandelten Körper, den er zurückgelassen hatte. Es war wirklich interessant, wie diese Erinnerungen in mir umgingen. Ein weiteres Problem: Hornblower war aus seiner Fähnrichs-Raupe geschlüpft und zum Leutnants-Schmetterling geworden. Aber wie war es denn eigentlich möglich gewesen, daß er den nächsten Schritt zum Commander machte über die Köpfe von Hunderten hinweg, die rangälter waren als er? Wie war das zustande gekommen, ohne daß ein Hauch von Ruhm ihn umwehte? Und wie in aller Welt konnte es geschehen, daß Hornblower doch das recht zynische und unbefriedigte Individuum blieb, zu dem er sich entwickelte? Die Zeit fliegt; 1803 war er ein Kapitän mit einigen Dienstjahren - in die Zwischenjahre mußte viel hineingepackt werden, und die Ereignisse mußten ganz besonderer Art sein. Außerdem durfte ich den Frieden von Amiens nicht außer acht lassen - fast zwei Jahre Friedenszeit ohne jede Gelegenheit sich auszuzeichnen. Zwei Jahre wahrscheinlich auf Halbsold - und es war uns ja schon bekannt, daß Hornblower ein vortrefflicher Whist-Spieler war.

Und wieder geschah etwas - etwas, das ebenso schwer erklärbar ist, wie alle solche Sachen. Wie kam das Artillerie-Handbuch für die britische Miliz, Jahrgang 1860, in ein Antiquariat in San Francisco? Ein Exemplar jedenfalls tauchte dort auf, denn ich habe es gekauft. 1860 hatte die britische Miliz sich mit der Möglichkeit einer Invasion der Truppen Napoleons III. zu beschäftigen, aber ihre Artilleristen bemannten noch immer die gleichen Geschütze, die gegen Napoleon I. benutzt worden waren Die Hauptaufgabe der Miliz-Artillerie war die Verteidigung der Küste, und zwar Küstenverteidigung gegen Holzschiffe - die Zeit der Panzerschiffe begann eben erst zu dämmern Noch immer wurde bei der Miliz-Artillerie mit

glühenden Kugeln geschossen, so wie bei der Verteidigung Gibraltars fast hundert Jahre früher. Die gute Hälfte des Handbuches war dem Drill zur Verwendung der rotglühenden Kugeln gewidmet. Es war eine Sache, die sehr genau einexerziert werden mußte, denn Klumpen glühenden Metalls wurden dabei inmitten von Pulverfässern herumgetragen. Für mehrere Abende gab dieses Artillerie-Handbuch eine sehr geeignete Bettlektüre ab, ich hatte noch nie zuvor die Möglichkeiten über die Handhabung der glühenden Kugeln studiert. Es kam da ein bemerkenswert fetter Brocken in Reichweite meiner Quallenfangarme.

Und noch etwas: Wenn ich je wieder etwas über Hornblower schreiben sollte - was sehr unwahrscheinlich war - und mich mit der Periode seines Lebens zu befassen hatte, die mit seiner Heirat endet, wäre es wünschenswert, ja nötig, von einem anderen Gesichtspunkt aus zu schreiben. Das verlangte mein Geschmack, mein künstlerisches Urteil, und zwar auf eine Weise, die sich eher befehlen als beschreiben läßt. Ich mußte irgend jemanden beim Spiel zeigen, der Hornblowers künftige Frau objektiver beobachtete, als man es von ihm selbst erwarten konnte. Überdies war es an der Zeit, auch Hornblower selbst einer objektiven Prüfung zu unterziehen. Wenn je, so war dies der rechte Augenblick dafür, denn noch war er ein junger Offizier, der seinem Vorgesetzten unterstellt war. Sobald mein Entschluß so weit gediehen war, wuchs natürlich der Wunsch in mir, dieses Buch zu schreiben, gerade weil es schwierige technische Probleme mit sich brachte, die mich besonders reizten. Der rechte Augenblick, es machte mir Freude, diesen Begriff in meine Gedankengänge einzulassen. Irgendwie tauchte zu dieser Zeit auch das Fragment einer anderen Romanidee wieder auf. Es handelte sich da um einen geisteskranken Kommandanten. Die jüngeren Offiziere eines Schiffes, und besonders eines Kriegsschiffes, befinden sich wirklich in einer furchtbar schwierigen Lage, wenn sie Grund haben zu glauben,

ihr Kommandant sei nicht normal. Vor zwei Jahren, als ich über die Meuterer in›Lord Hornblower‹nachdachte, wurde mir dieses Problem sehr interessant. Nach den Kriegsartikeln war sogar jede Diskussion zwischen Männern über ihre Unzufriedenheit mit dem Dienst irgendwie Meuterei, Verbrechen, und wurde schrecklich bestraft. Die Lektüre dieses Artikels hatte eine ganze Gedankenkette in mir wachgerufen, die mich noch immer nicht in Ruhe ließ und viel beschäftigte. Da hatten wir es also, glühende Kugeln und Hornblower an der Schwelle zur Ehe, Beförderung und berufsmäßiges Kartenspiel, ein geisteskranker Kommandant und damit völlig neues Problem. Ein Dutzend verschiedene Stoffe (und zweifellos waren es noch mehr, von denen ich einige verwarf und nun vergessen habe) drängten sich mit den Ellbogen nach vorn, um mit ins Bild zu kommen. Zum Glück war es wie immer nur nötig, geduldig zu sein. Die Einzelheiten sonderten sich ganz von allein und brachten sich von selbst in die rechte Ordnung, und als dann jeder Morgen verriet, daß es weitergegangen war - der Vollendung dieses Prozesses entgegen -, gratulierte ich mir mit täglichem unverdientem Genus. Nur ganz am Ende mußte ich persönlich eingreifen und ein bißchen ehrliche Arbeit leisten, indem ich meine Theorien durch das Studium meiner Quellen zu bestätigen suchte, denn ich hatte zwischen zwei konkurrierenden Ansprüchen meine eigene, willkürliche Entscheidung zu treffen.

Dann war es endlich soweit. Der Verlauf der Ereignisse war mir klar - und das schon seit einigen Wochen -, da machte ich eine Reihe Entdeckungen über mich selbst. Die eine war, daß die ehrliche Abneigung, mich in die ermüdende Arbeit zu stürzen, die sich wie gewöhnlich auch diesmal wieder einstellte, fast aufgewogen wurde durch mein Verlangen, meine Theorien in die Praxis umzusetzen, meine Ideen in Worten zu Papier zu bringen. Schlimmer noch, ich zitierte mich vor den strengen Richter, der ich selber war, und fand mich eines bis dato noch nicht da gewesenen Deliktes schuldig, ich kostete diese Freuden

tatsächlich schon im Vorgenuß aus, und wie ein Kind vor seinem Teller mit Essen bewahrte ich mir das Beste bis zuletzt auf - als ob die endgültige Niederschrift in irgendeiner Ansicht angenehme Aspekte haben konnte, geschweige denn das Beste wäre. Glücklicherweise hatte ich schon lange aufgehört, mich über irgendwelche Inkonsequenz, die ich offenbarte, noch zu wundern. Der richterliche Spruch war natürlich, daß ich mich sogleich an meinen Schreibblock zu setzen hatte, und, glaubt mir, es brauchte nur einen oder zwei Tage wirklicher Arbeit, und all diese seltsamen Neigungen waren zerstreut. Dazu kam, daß sehr bald, tatsächlich schon, nachdem ein winziger Teil der Arbeit vollbracht war, der alte Kobold sich wieder meldete, die Furcht, ich könnte sterben, ehe das Buch fertig wäre, und die letzten Entwicklungen blieben für immer im dunkeln. Das trieb mich mehr als jede andere Überlegung dazu, auch dieses Buch mit verzweifelter Hast zu schreiben. Ich brannte darauf, Hornblower in seinen widerborstigen Stimmungen zu zeigen wie er es ablehnte sich an seinen Erfolgen zu freuen, es ablehnte, vor seinen Vorgesetzten zu kriechen, wenn solches Kriechen offensichtlich erwartet wurde und sich als höchst einträglich erweisen konnte, und vor allem, wie er seinem törichten Temperament erlaubte, ihn in eine törichte Ehe zu ziehen - und all dies unter den erstaunten Augen seines Freundes Bush.

Ich glaube, es war wohl unvermeidlich, daß sich nun alles wiederholte, dieses Mal nach einer sehr viel kürzeren Zwischenpause nach achtzehn Monaten ungefähr - eine Zeit, die ich sehr abwechslungsreich verbrachte, teils mit einem längeren Besuch Westindiens, teils auch mit einem kleinen Geschichtslehrbuch, das ich für Kinder schrieb. Hierbei nun schlichen sich die Ideen wieder ein. Irgend jemand hatte mir sehr lebendig die Methoden geschildert, die die Perlentaucher von Ceylon früher anwandten Und noch etwas vielleicht brachte es das vorgeschrittene Alter mit sich, daß sich meine eigenen

Erinnerungen an vergangene Erlebnisse nun häufiger und mit frischer Klarheit wieder einstellten. Einst hatte ich ein Motorboot quer durch ganz England und wieder zurück geführt, von London nach Elangollen, wobei ich die Kanäle benutzte, oft ertappte ich mich nun dabei, wie ich mir einzelne Geschehnisse gerade dieser Reise zurückrief. Bei einer anderen Gelegenheit war es mir aufgegeben, an einem stürmischen Tag ein kleines Boot durch London zu steuern, vom Pool aufwärts durch wilden Flußverkehr - diese Fahrt endete mit einer Havarie bei Vauxhall Bridge, als mir schon Sicherheit winkte.

Es war interessant, daß trotz der Tatsache, daß die Hornblower-Romane sich immer um Hornblower drehen (wieder eine Feststellung des Offensichtlichen), doch weitgehend die alte Methode überwog, bei der ich zuerst ausdachte, was geschehen solle, um dann erst die richtige Person auszusuchen, die die Tat vollbringen mußte. Es war Zufall (ist das wohl die ganze Wahrheit? Ich fürchte, ich bin nicht ganz aufrichtig, wenn ich auch versuche es zu sein), daß Hornblower sich als die richtige Person erwies. Die geschichtlichen Ereignisse sind das Skelett, um das man seine Erzählung gut zu drapieren vermag. Hornblower mußte befördert und zum Fregattenkapitän ernannt worden sein, und zwar etwa im Frühjahr 1805. Im Oktober 1805 fand die Schlacht bei Trafalgar statt, und im nächsten Januar die Prozession zu Nelsons Begräbnis von Greenwich und Whitehall, die Themse hinauf. Über diese besondere Schaustellung gab es viele Berichte, und zahlreiche zeitgenössische Drucke gaben sie im Bilde wieder. Aus eigener Erfahrung wußte ich, wie die Themse sich an schlechten Tagen benehmen konnte - es muß eine schrecklich schwierige Aufgabe gewesen sein, die Staatsbarkassen zu handhaben. Es kam mir die boshafte Idee, daß vielleicht die Barkaß, die Nelsons Sarg trug, mitten in der Prozession hätte sinken können. Was war natürlicher, als daß Hornblower als ein sehr junger Kapitän die Aufgabe übertragen bekam, diese

Prozession zu organisieren? Es war ein ehrenvoller, hochverantwortlicher Auftrag - dazu bar jeden Ruhmes -, gewiß war dies eine Aufgabe, die dem Kapitän auferlegt wurde, der es am wenigsten verstand ihr zu entgehen. Hornblower mußte auf ein sehr kleines Schiff kommandiert sein - klein genug, um im Fluß zu Deptford ausgerüstet zu werden, so daß er zur Stelle und einsatzbereit war. Für welche Mission ausgerüstet? Wie wäre es mit diesen Perlentauchern? Und gleich war die Entwicklung in vollem Schwung Über welche Route war er nach London gekommen? Auf einem Kanal natürlich - irgendwo hier oder da hatte ich von dem Eildienst gelesen, der auf den Kanälen unterhalten wurde während ihrer kurzen Blütezeit, bevor die Eisenbahnen aufkamen Bestimmt begleitete ihn Maria. Aber hier lag der Keim zur Tragödie. Fünfzehn Jahre zuvor, wie es in›Der Kapitän‹zu lesen ist, aber zwei Jahre später vom augenblicklichen Hornblower aus gesehen, starben seine beiden Kinder an Pocken. Hier kamen Küken ins Nest, ich kann diesen Vergleich nicht vermeiden, trotz der Frivolität dieses Bildes, wenn man ihn auf die schreckliche Wahrheit anwendet. Die Kinder mußten geboren werden, sie mußten Hornblower ein kurzes Glück bringen, und sie mußten sterben. Glücklicherweise waren die Daten verwendbar. Hornblower heiratete im April 1803, und jetzt hatten wir Januar 1806. Gerade Zeit für zwei Schwangerschaften. Aber was war aus jenen Perlentauchern geworden? In›Der Kapitän‹war Hornblower im Besitz eines Ehrensäbels, der ihm vom Vaterländischen Fonds dafür verliehen worden war, daß er an Bord der Castilla gegangen war, es war nun wirklich Zeit, daß er an Bord der Castilla ging und sich dieses Ehrenschwert erwarb - Perlentaucher hin, Perlentaucher her. Und die Zeit flog nur so dahin, im Sommer 1808 sollte er schon das Kommando auf der Lydia im Golf von Fonseca innehaben. Da gab es noch viel zu tun, besonders da etwa um diese Zeit meine Aufmerksamkeit darauf gelenkt wurde, daß es auf dem Kontinent üblich war, die Zahl 7 mit

einem Querstrich zu versehen. Darauf mußte irgendwie geachtet werden. Wie war es außerdem dazu gekommen, daß Hornblower von seinem gegenwärtigen Schiff - Name zur Zeit noch unbekannt - auf die Lydia kam, und zwar auf eine Art und Weise, daß sich damit ein bitterer Zug seines Wesens erklärte?

Es war ein wunderbares Leben, sich zurückzulehnen und diese Knoten sich selbst entwirren zu lassen. Ich war damals auf dieser Fahrt durch Westindien, flog von Insel zu Insel, mietete mir jedes Mal ein Auto und fuhr durch bezaubernde Wälder und kahle Hügel hinauf bis in die innersten versteckten Winkel. Diese Inseln bestanden leidenschaftlich darauf, zu zeigen, daß sie sich an keine normale internationale Vereinbarung zu halten gedachten, ein internationaler Führerschein galt bei ihnen gar nichts - ich mußte durch eine Reihe Fahrprüfungen gehen und ein Dutzend verschiedene Führerscheine erwerben -, ich glaube tatsächlich, die verhalfen jenen Perlentauchern endlich zum Leben. Der Aufbau ist eben ein komisches Geschäft.Dann ging es wieder heim zum vertrauten Arbeitstisch und der vertrauten Ermattung. Meine Methode der inneren Verwirklichung während des Schreibens hat ihre Nachteile, traurige Ereignisse nehmen mich dadurch härter mit. Ich mußte zwei Kinder töten. Sie starben auf der letzten Seite des Manuskriptes und ließen Maria mit gebrochenem Herzen und Hornblower trostlos niedergeschlagen zurück. Ich kann mich noch heute erinnern, wie ich dasaß, als die letzten Worte geschrieben waren, nicht gerade mit gebrochenem Herzen, aber wirklich niedergeschlagen, und es tat mir ungeheuer leid, daß ich Hornblower das antun mußte.

Nun schien der Roman-Zyklus geschlossen zu sein Da ich leichtsinnig mit›Kommandant Hornblower‹Ende 1805 begonnen hatte, war noch eine Lücke von zweieinhalb Jahren vorhanden, wahrend der Hornblower vom Commander weiterbefördert worden war, aber sonst hatte ich seine Karriere durch die ganze Zeit der Französischen Kriege beschrieben, von der

Kriegserklärung 1793 an bis Waterloo im Jahre 1815. Insoweit konnte ich meine Arbeit als abgeschlossen betrachten, und ich dachte (welcher Irrtum!), daß ich meine Seele nun wieder mein eigen nennen durfte. Endlich konnte ich an die anderen Arbeiten herangehen, die mir längst auf den Nägeln brannten. Aber kommt etwas Erfreuliches, gesellt sich gleich ein Übel dazu, es begann eine Periode des Albdrucks, als ich die Zeugenaussagen in den Nürnberger Prozessen las - ein gelegentliches Blättern in den unerschöpflichen Banden glich einem ersten Schritt in Treibsand.

Seit langem drängte es mich, einen Roman über die Marine der Vereinigten Staaten im Einsatz zu schreiben. Nun da Hornblower nicht mehr im Wege stand, beanspruchte dieser Stoff meine ganze Aufmerksamkeit - so wie das bei mir immer der Fall ist. Hier galt es, nüchtern Geschichte zu schreiben, und - wie ich schon früher, aber vielleicht nicht mit genügend Nachdruck, erwähnte - das Leben wollte gelebt sein. Zwischendurch segelte ich einmal eine Jacht im Kanarischen Meer und geriet dabei noch einmal in den Bann Westindiens. In Mexico kam es einmal dazu, daß ich ungeschickterweise meinen Wagen eine kleine Böschung hinuntersteuerte und darum einige Tage in der von Erdbeben zerstörten Stadt Cohma - die man allerdings auch vor dem Erdbeben kaum eine Stadt hatte nennen können - bleiben mußte. (Das hätten beschwerliche Tage werden können, aber natürlich erwiesen sie sich als ganz anders). Es gab dies zu tun und das zu tun und jenes zu bedenken. Es hätte doch nun jeder annehmen müssen, daß Hornblower mich nun in Ruhe ließ, da ich so viel vorhatte, Schönes und weniger Schönes, aber dem war nicht so.

Vielleicht kann ich die Schuld daran den Briefschreibern zuschieben, die ihm keine Ruhe gönnten. Mindestens zwei- bis dreimal jede Woche kamen Briefe, die um weitere Nachrichten von ihm baten. Sicher hat das mit dazu beigetragen, daß er mir nicht aus dem Sinn kam - ohne diese Briefe hätte ich ihn wohl

vergessen. Ich fühlte mich sogar veranlaßt, eine Ballade zuschreiben, in der ich ihn schmähte - die wichtigste Zeile war›Magst in der Hölle schmor'n, Horatio‹-, die nicht nur veröffentlicht, sondern auch noch bezahlt wurde. Seit ich mit zwanzig Jahren entdeckt hatte, daß (wenigstens für mich) Prosa die geeignetere Mitteilungsform sei, hatte ich kaum je mehr einen Vers geschrieben.

Es braucht wohl kaum noch gesagt zu werden, daß die Ideen sich wieder einzuschleichen begannen. Daß ich mir über Hornblower und seine Barbara Gedanken machte, gab mir die erste Anregung. Ich kam zu dem Schluß, daß Hornblower nach der furchtbaren Tragödie Marie de Graceys und seinem eigenen schrecklichen Erlebnis mit großer Erleichterung zu seiner Barbara zurückgekehrt sein mußte, die ohne Zweifel genug Verständnis und Gute aufbrachte, ihm einen freundlichen Willkomm zu bereiten. Ich konnte mir das gut vorstellen, ich sah die beiden stolzen Menschen vor mir, beide mit einer Scheu davor, ihre Persönlichkeiten miteinander zu verschmelzen. Aber sie empfanden doch die Möglichkeit dazu, und weil sie sich gegenseitig achteten, würden sie diese Scheu wohl auch überwinden können. Aber ein volles Glück sollte Hornblower nie kennenlernen, er gehörte zu der Sorte von Querköpfen, die dem Glück noch mißtraut, wenn es schon winkt. Barbara war schon einmal verheiratet gewesen, es sah Hornblower ähnlich, darüber nachzubrüten und Vorstellungen lebendig werden zu lassen, die seine Eifersucht erweckten, bis er Körper und Geist, Vergangenheit und Gegenwart durcheinander warf, und wenn auch nur, um sich damit neues Mißvergnügen zusammenzubrauen. Zweifellos, das sah ganz nach Hornblower aus! Zum Glück war wohl Barbara einsichtig genug, das richtig zu erkennen, und taktvoll und klug genug, die Verstimmung auf einem Mindestmaß zu halten.

Für den Anfang war das noch ein recht magerer Schößling, aber natürlich kamen andere hinzu. Hornblower würde sich

verzehren, wenn man ihn nicht wieder zum Dienst rief. Im Frühjahr 1805 wurde er zum Commander ernannt, wie gewöhnlich kam mir der wunderbare Zufall hier zu Hilfe, denn das machte ihn rangälter als alle die Kapitäne, die bei der Flut der Beförderungen nach Trafalgar diesen Rang erreicht hatten. Wahrscheinlich konnte er 1820 oder 1821 Flaggoffizier werden und bei seiner Qualifikation konnte er selbst in der verminderten Navy jener lauen Jahre mit einiger Sicherheit auf eine Verwendung hoffen. Es war ein interessantes Zusammentreffen, daß Napoleon gerade 1821 starb. Der Zerfall des spanischen Weltreiches war zu jener Zeit noch im Gange, auch das traf in interessanter Weise zeitlich zusammen, wenn man bedenkt, daß es der Anfang diese Erschütterung war, die Hornblower 1808 ins Leben gerufen hatte - oder, nach anderer Rechnung, 1936. Zu der Zeit, als Hornblower zum Konteradmiral ernannt wurde, fanden in Mexico, in Mittel- und Südamerika viele Kämpfe statt - während die Royal Navy den Kontinent umfaßt hielt und die Vereinigten Staaten die Monroedoktrin verkündeten. Es kam noch die Unterdrückung des Sklavenhandels dazu - die Royal Navy hatte die zwangsweise Durchführung übernommen, und die spanischen und portugiesischen Kolonien bildeten den Hauptmarkt für diesen Handel. Da konnte kein Zweifel sein, wenn Hornblower eingesetzt wurde, so mußte es in Westindien sein. Wie war er nun wohl? In was für eine Art Mann war er hineingewachsen? Wie sehr er auch allen Auszeichnungen mißtraute, die er sich nicht selbst zuerkannte, seine Pairswürde und seine Flagge hatten gewiß dazu beigetragen, ihn etwas milder zu stimmen. Aber wenn er vielleicht auch etwas sanfter geworden war, verlor er doch seine alte Rastlosigkeit nicht, seinen Tatendrang, die Schnelligkeit seines Denkens. Die raschen Veränderungen im Schiffbau entgingen ihm natürlich nicht, er war Zeuge der Entwicklung der Klipper, sah die Anfänge der Dampfschiffahrt, und als freidenkender Mann konnte er der konservativen Haltung der Navy gegenüber

solchen Neuerungen nicht beistimmen. Diese Betrachtungen enthielten sehr viel Anziehendes für mich, drunten in meinem Unterbewußtsein bemühten sich die Ideen, zur Reife zu kommen.

In Jamaica besteht bis auf den heutigen Tag ein kleines, noch unzugängliches Gebiet, Cockpit Country, das eine fremde Kultur aufweist und dessen unüberschreitbare Grenze kaum eine halbe Autostunde von den glitzernden Palästen Montegos entfernt liegt. Ich hatte selbst wiederholt an regennassen Abhängen von gefährlichen Wegen aus hinuntergeschaut. Das Cockpit-Land begann mich zu verfolgen.

Irgendwo - ich habe selbst vergessen, wo es war - stieß ich auf eine kuriose geschichtliche Begebenheit. Nach Waterloo hatte sich eine große Anzahl Leute aus Napoleons Alter Garde zu einer Vereinigung zusammengeschlossen, sie hatten ein Gebiet in Texas in Besitz genommen und versuchten es zu einer Zeit zu kolonisieren, als Texas noch ein Teil Mexicos war und Mexico selbst noch um seine Unabhängigkeit kämpfte. Was war ihnen wohl aller Wahrscheinlichkeit nach geschehen? Da war Raum genug für Mutmaßungen - und ich durfte nicht vergessen, daß Napoleons Tod etwa in diese Zeit fiel. Und natürlich kamen allerlei Hitzkopfe aus den verschiedensten Motiven daher und wollten an diesem Kampf um die Unabhängigkeit teilnehmen. Ich konnte mir ein paar solche Kerle gut vorstellen, und ich konnte mir auch vorstellen wie sich Hornblower, offiziell wie persönlich, ihnen gegenüber verhalten mochte. Aber über all diesen Ablenkungen durfte ich die ursprüngliche Frage nach dem Verhältnis zwischen Hornblower und Barbara nicht aus dem Auge verlieren. Nun tritt in dieser Geschichte eine Frau auf, eine richtige Frau von Fleisch und Blut, nicht eine bloße Romanfigur wie Barbara und Marie und Maria. Von Fleisch und Blut, aber eine wirkliche Heilige - eine wahrhaft gute Frau, so gut, daß ich auch ohne ihre Erlaubnis wage, diese Geschichte von ihr zu erzählen, und doch hoffen darf, daß sie mir vergibt.

Eine Heilige mit einer entschuldbaren Schwäche, und das ist, daß sie der Anziehungskraft von Blumen einfach nicht widerstehen kann. Zur Frühlingszeit werden die Straßen in den kalifornischen Städten schon durch Hunderte, Tausende von blühenden Bäumen geschmückt. Wie konnte auch irgend jemand der Versuchung widerstehen, ein paar Zweige abzuschneiden, um sie in Vasen zu stellen? Wie kann irgend jemand da widerstehen? Doch fast jeder tut es, soviel ich weiß, ausgenommen meine kleine heilige Freundin. Natürlich ist das gesetzwidrig, und so habe ich mir meine eigene Fassung der Geschichte vom Wunder der heiligen Elisabeth von Ungarn zurechtgemacht. Meine Freundin ist mit ihrer Rosenschere und ihrem kleinen Korb unterwegs und macht schnippschnapp, schnippschnapp. Ein Polizist kommt angefahren.›Was ist in diesem Korb?‹fragt er›Nur Lebensmittel‹, antwortet meine arme kleine Heilige›Zeigen Sie her‹, sagt der Polizist Und sie öffnet ihren Korb, und natürlich ist er voller Lebensmittel.

Seltsam, wie sehr diese Geschichte mich verfolgte. Dann begann es wieder, das alte vertraute Aufrühren der Gefühle, das Wiedererkennen, das Wissen, daß da irgend etwas Form annahm. Und das geschah auch wirklich - und zwar kam alles auf einmal. Schon einmal war mir das passiert, und es wird auch wohl wieder geschehen. Ich verstehe nicht, warum es so ist, daß, wenn ich beim Aufbau einer Geschichte bin, die sich in Episoden aufteilt, alle Szenen auf einmal Gestalt annehmen, jedenfalls soweit meine Fassungskraft es nur eben erlaubt. An einem Tag sind all die Episoden noch chaotisch, formlos, und dann eines schönen Tages, gar nicht so viel später, haben sie alle Form gewonnen und ordnen sich selbst ein - das gleiche hatte ich auch schon beim›Fähnrich Hornblower‹und auch bei anderen Büchern erlebt.

Es ist wiederholt vorgekommen, daß Psychologen mich gebeten haben, ihnen den geheimen Mechanismus dieser Vorgänge zu enthüllen. Sie sprechen da von schöpferischen

Prozessen, aber das trifft die Sache nicht. Das Endergebnis ist Schöpfung, wenn man ein so anspruchsvolles Wort einmal gelten lassen will, aber der Vorgang selbst ist in weitem Maße, ja fast ausschließlich, unwillkürlich. Legt ein Huhn ein Ei, weil es möchte oder weil es muß? Möglicherweise kann der Schriftsteller das, was sich da in ihm abspielt, unterstützen oder beschleunigen, indem er sich aufnahmefähig halt, indem er der wandernden Idee Gastrecht bei sich gewährt. Aber selbst daran kann ich nicht recht glauben, eher, meine ich, trifft das Gegenteil zu. Ganz gewiß ist ein Gefahrenpunkt vorhanden an dem feinen Übergang vom Empfangen zum Versuch, den Prozeß zu forcieren. Wenn man den Ideen Gewalt antut, ist das Ergebnis fast immer - oder sagen wir unabänderlich - abgedroschen oder unnatürlich oder kleinlich. Meist sind die Besprechungen eines Filmstoffes in Hollywood ein Versuch, durch Beratschlagen und Überlegen Ideen in eine Form zu zwingen.

Bisher bin ich immer davor zurückgeschreckt, mich tiefer mit dieser Frage zu befassen. Wenn die Psychologen anfingen, mich anzubohren, habe ich immer daran gedacht, wie leicht es ist, eine Uhr zu zerlegen, und wie schwer, sie wieder zum Gehen zu bringen. Es mag sein, daß meine Ideen mir kommen, weil etwas tief in mir verwurzelt ist, das nicht ganz in Ordnung sein mag und das die Analyse heilen könnte. Wenn dem so ist, wüßte ich kein besseres Beispiel dafür, daß ein Heilmittel schlimmer sein kann als die Krankheit.

Es liegt mir nicht das geringste daran, von etwas geheilt zu werden, das meinem Leben von der Knabenzeit an bis heute Inhalt und Interesse gegeben hat, und ich nehme kaum an, daß ich je so alt werde, daß ich zu der Überzeugung kommen könnte, ich hätte in Zukunft so wenig zu verlieren, daß ich mich der Analyse ruhig unterziehen kann, die enthüllen möchte, was den Strom der Erfindung in mir bewirkt.

Nur wenige Seiten zurück hatte sich›Hornblower in

Westindien‹in meinem Kopfe vorbereitet. Von da zur Niederschrift war es nur ein Schritt - wie gewöhnlich der entscheidende Schritt zur Abfahrt auf der Rodelbahn. Die Szenen überstürzten sich förmlich. Interessiert es irgend jemand, daß meiner Meinung nach die Geschichte von Hornblower und der heiligen Elisabeth von Ungarn (die ihre Entstehung meiner kleinen blumenschneidenden Freundin verdankt) die beste Erzählung ist, die ich je geschrieben habe? Mag sein, daß meine Meinung immerhin von akademischem Interesse ist. Hier darf ich wohl einmal abweichen und erwähnen, daß ein Hollywood-Regisseur mich anrief, als ich mitten in dieser Geschichte war. Ich will seinen Namen nicht nennen, es genügt, wenn ich hinzufüge, daß er griechischer Abstammung war. Er sagte, es seien Pläne zu einem Film über den Untergang des deutschen Schlachtschiffes Bismarck im Gange - ob ich wohl helfen könnte? Das wäre von jedem Gesichtspunkt aus ein verlockendes Angebot gewesen, wenn ich nicht gerade einen guten Anfang mit dem Buch gemacht hätte, damit aber war ich gegen jede Versuchung gefeit. Ich glaube, es kann niemand in der Welt weniger einer Bulldogge gleichen als ich - aber es gibt eine Ausnahme, habe ich einmal meine Zähne in eine Arbeit verbissen, kann mich nichts dazu bewegen, sie wieder loszulassen. Aber das ist weiter kein Grund, stolz zu sein, ebenso wenig wie die Bulldogge auf etwas stolz sein sollte, was ihr angeboren ist. Ich hatte also taube Ohren für Hollywoods Bitten - dieser Vergleich kommt der Wahrheit wirklich sehr nahe, denn ich hörte ihren Argumenten kaum zu, so hingenommen war ich von meiner Arbeit, die gerade so gut angelaufen war. Ich konnte nur sagen, daß ich für die nächsten zwei Monate nicht zur Verfügung stehe. Nein, ich hatte keinen Vertrag mit jemand anderem abgeschlossen. Ja, die Sache interessiere mich schon, aber ich konnte das, was ich jetzt vorhatte, nicht einfach abbrechen. Wenn sie dringend der Hilfe bedurften (und in Hollywood scheint alles immer so dringend zu

sein), sollten sie sich lieber nach jemand anderem umsehen, Goodbye. Als ich den Hörer wieder auflegte, fiel mir die griechische Abstammung des Produzenten ein, mit dem ich gesprochen hatte, und die Geschichte von Archimedes kam mir in den Sinn. Er war einer der Führer bei der Verteidigung von Syrakus gegen die Römer gewesen, und als die Stadt erstürmt wurde, gab Marcellus, der römische Kommandant, Befehl, daß er lebend gefangengenommen werden solle. Archimedes aber war gerade in ein geometrisches Problem vertieft und gab nur eine ärgerliche Antwort, als ein römischer Soldat ihn unterbrach und fragte, wer er sei, und so tötete ihn der Soldat. Ich hatte anscheinend ebenso gehandelt.

Natürlich war die Sache nicht halb so eilig, wie Hollywood selbst gemeint hatte, und zweieinhalb Monate später nahm ich zum erstenmal an einer Besprechung teil, die schließlich zur Verfilmung des Untergangs der Bismarck führte. Als ich eintrat, umarmte mich der Produzent wie ein Bär (er war einem Bären wirklich recht ähnlich) und sagte (zu meinem höchsten Erstaunen und Vergnügen)›Ich freue mich, Sie zu sehen, Archimedes‹. Seitdem besteht für mich nicht nur eine Verbindung zwischen der heiligen Elisabeth von Ungarn und meiner heiligmäßigen Freundin und Hornblower, wie er Cambronne durch das Karibische Meer verfolgt, sondern auch mit der Bismarck und mit Archimedes. Auf solche Art zusammengewürfelte Ideenverbindungen rufen manchmal einen neuen Plan ins Leben. Aber keine der Figuren ist bisher in dieser Verbindung aufgetreten - wenn nicht eben jetzt und hier.

Eine Lücke in Hornblowers Leben zwischen dem Wiederaufleben des Krieges 1803 und 1805, als er auf dem Themse-Severn-Kanal wieder auftauchte, war noch offengeblieben. Es war wirklich erstaunlich, wie viele Leser an mich schrieben und darauf hinwiesen - aber, wie schon zuvor gesagt, kann ich die Schuld an dem, was daraus geworden ist, nicht diesen freundlichen Leuten aufpacken. Auch mich selbst

beunruhigte diese Lücke, obwohl mir, als ich›Kommandant Hornblower‹zu schreiben begann, der Gedanke daran gar nicht gekommen war. Nun war ich, nicht eigentlich unwillig, dabei, auszuarbeiten, was in dieser Zwischenzeit geschehen sein mußte. Ich hatte Hornblower an der Schwelle der Ehe verlassen, als er eben zum Commander ernannt worden und einsatzbereit war, im wieder aufgeflammten Krieg Dienst zu tun. Bei seinem nächsten Auftreten war er Fregattenkapitän und Vater eines Kindes; ein zweites wurde schon bald erwartet. Bestimmte Punkte lagen also fest, ohne daß ich etwas dazu erfinden mußte. Er hatte sich ausgezeichnet - aber damit war ohnehin zu rechnen, erstens weil Hornblower eben Hornblower war, und nebenher wollte ich ja auch eine Geschichte über ihn schreiben.

Er mußte auch einmal auf Urlaub zu Hause gewesen sein um dieses zweiten Kindes willen, und das war in der alten Navy durchaus nicht so selbstverständlich. Die Erklärung lag auf der Hand: Er mußte in der Flotte Verwendung gefunden haben, die zur Blockade von Brest eingesetzt war. Die beschädigten Schiffe dieses Geschwaders waren häufig in Heimathäfen, um wieder ausgebessert zu werden. Das Schiff, das ihm als Commander unterstand, mußte ein kleines leichtes Fahrzeug sein - ein Schiff von der Art, wie sie zur Beobachtung von Brest aus größtmöglicher Nähe verwandt wurden. Das gab reichlich Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und auch reichlich Aussicht, Schaden zu erleiden, der eine Rückkehr in den Hafen nötig machte, wenn auch Cornwallis als Befehlshaber mit solcher Erlaubnis zur Rückkehr sehr kargte. So war der Aufbau in einem Schwung vollendet. Einen Punkt allerdings durfte ich nicht aus den Augen verlieren: Hornblower hatte im späteren Leben bemerkenswertes Pech mit Prisengeldern; sosehr er sich auch bei Brest auszeichnen sollte, er durfte keine Prisen einbringen. Die Schiffe, gegen die er kämpfte, mußten entweder vernichtet werden oder entkommen. Wenn nicht... etwas kam mir da in den Sinn, das mich zu meinen Geschichtsbüchern eilen ließ. Da war

es: Die Sache mit der gekaperten spanischen Schatzflotte trug sich im Herbst 1804 zu, gerade als Hornblower daran hätte teilnehmen können. Die ganze Royal Navy - mit Ausnahme derjenigen, die selbst beteiligt waren - krümmte sich vor Lachen darüber. Diese Sache paßte mir wieder einmal ganz ausgezeichnet, um Hornblowers Papierkarriere damit zu schmücken. Wenn nötig, kann ich mit Geschichtsfakten recht gewissenlos umgehen - mag sein, daß ich von der Geschichte mit der Schatzflotte Gebrauch gemacht hätte, auch wenn sie in Wirklichkeit 1801 oder 1807 geschehen wäre - aber so wie die Dinge lagen, wurde ich nicht einmal in Versuchung geführt. Der tatsächliche Lauf der Ereignisse paßte ohne jede Vergewaltigung genau in›Hornblower auf der *Hotspur*‹hinein - eine Nachahmung der Kunst durch die Natur, die Oscar Wildes Herz entzückt hätte.

Im Anschluß an dieses Thema möchte ich nebenbei noch etwas erwähnen, das ich zu erzählen vergaß, als ich mit dem›Kommodore‹beschäftigt war: Mit jenem Buch brachte ich eine mir wertvolle Freundschaft in Gefahr, ja, fast zerbrach sie daran: Das kam so: Ein hervorragender Historiker und mein langjähriger Freund schrieb mir, nachdem er den›Kommodore‹gelesen hatte:›Ich wußte davon, daß britische Streitkräfte bei der Belagerung von Riga mitgefochten haben, aber es ist mir nie gelungen, mehr darüber ausfindig zu machen. Welches waren Ihre Quellen?‹Ich konnte als Antwort nur stammeln, daß ich keine Quellen hatte, daß ich einfach beschlossen hatte, Riga könne nicht belagert worden sein, ohne daß britische Kräfte zu Hilfe kamen, und daß Hornblower (wie gewöhnlich) mir eben zur Hand gewesen sei. Wer den Brief, den ich zur Antwort bekam, nicht gelesen hat, wird mir kaum glauben, was für einen herben Verweis jener Historiker mir verpaßte. Er tut noch heute weh, obwohl ich weiß, daß er unverdient war. Die sonst so freudige Arbeit am Aufbau des neuen Buches hatte diesmal ihre traurigen Seiten. Es ging um

die arme Maria; da war sie in ihren Flitterwochen, begann eben das eheliche Leben und hatte Kinder. Ich wußte, welches Schicksal ihr und ihren Kindern bevorstand. Jetzt konnte ich doch sicher ein wenig Freude in ihr sonst so freudloses Dasein bringen? Fast keine.

Es war Krieg. Hornblower diente in der Kanal-Flotte; und Hornblower war Hornblower. Angesichts dieser Verquickung der Verhältnisse konnte ich nur sehr wenig für sie tun. Aber vor der Enttäuschung konnte ich sie wenigstens bewahren und ihr so auf eine negative Art helfen; aber ich konnte keinesfalls zulassen, daß Sentimentalität meine Geschichte verdarb. Wir wußten ja schon, in was für eine Art Mann Hornblower hineinwachsen sollte; wir wußten schon, wie diese Ehe sich entwickeln mußte. Es schien, als läge über dieser ganzen Angelegenheit eine calvinistische Vorbestimmung. Das Menetekel war schon an die Wand geschrieben. Maria war ein Schmetterling, der zwischen den Mühlrädern von Tatsache und Erfindung zermalmt und zerquetscht wurde - und konnte irgend jemand wohl weniger schmetterlinghaft sein als sie?

Noch etwas anderes habe ich bisher nicht erwähnt. Es ist ein Aberglaube von mir, daß es keine ruhige Minute mehr gibt, wenn der Entwurf fertig ist und ich mich der Niederschrift zuwende. Wahrscheinlich ist es so, daß ich während der glücklichen Zeit des Erfindens gegen die kleinen Unglücksfälle des täglichen Lebens nicht so empfindlich bin; wenn ich aber schreibe, bin ich leicht überempfindlich dagegen. Es kommt mir immer so vor, als ob im Augenblick, wo ich›Seite 1‹schreibe und mit der ehrlichen Arbeit beginne, eine Sache nach der anderen passiert, so daß es überhaupt keine untätige Minute mehr gibt. Während ich an›Hornblower auf der *Hotspur*‹schrieb, wurde das Zusammentreffen der Ereignisse geradezu unheimlich. Ich hatte erst ein paar Seiten geschrieben, als quer über die Straße, keine fünfzig Meter vom Fenster meines abgelegenen Arbeitszimmers entfernt, in dem gewöhnlich

Grabesstille herrschte, eine andere Art von Aufbauarbeit begann. Alle Preßluftbohrer und Preßlufthämmer, alle Betonmischer, alle Marterwerkzeuge Kaliforniens kamen, um hier zu arbeiten. Der unaufhörliche Lärm war entsetzlich. Unter anderen Umständen wäre ich ausgezogen - aber wie konnte ich das jetzt?

Wenn es hoch kam, hätte ich fünfzig Nachschlagewerke mitnehmen können, aber nur in der Gewißheit, daß ich das einundfünfzigste brauchen würde, wenn ich plötzlich wissen mußte, welchen Umfang ein Oxhoft Schweinefleisch hatte und was es wog, oder wie groß die Reichweite einer französischen Feldhaubitze war. Es blieb mir nichts übrig als zu versuchen, mich meinen Schauungen hinzugeben und inmitten all des Höllenlärms weiterzuarbeiten. Mitten in diese geräuschvolle Periode hinein kam die Nachricht, daß ein Freund ernstlich erkrankt sei. Er war so krank, so einsam und so sehr mein Freund, daß ich nicht umhin konnte, mich um Ärzte und Krankenhaus zu kümmern. Die Tinte, mit der ich die diesbezüglichen Briefe geschrieben hatte, war kaum getrocknet, als ich meine Sekretärin verlor und eine neue suchen mußte. Das Wahrste, was Abraham Lincoln je gesagt hat, war seine Warnung, die Sekretärin zu wechseln, während man an einem Roman schreibt. Dann, als hätte sie genau den richtigen Moment abgepaßt, überfiel mich die Emkommensteuerbehörde mit einer besonderen Nachprüfung, bei der Einzelheiten über die Quellen meines Einkommens verlangt wurden, um die ich mich nie gekümmert hatte und die die neue Sekretärin unmöglich wissen konnte.

Tag für Tag mußte ich, noch ganz benommen, vom Schreibtisch aufstehen, wo ich Hornblower im Kampf mit französischen Fregatten zurückließ, und Fragen über Dinge beantworten, von denen ich noch weniger verstand als von Harmonielehre und Kontrapunkt (wie ich es früher in diesem Buch bekannt habe). Die Vorsehung, die über Schlafwandlern

und Betrunkenen wacht, kam mir zu Hilfe, und ich kann mich stolz damit brüsten, daß ich einer der wenigen bin, die aus einer Sonderprüfung der Einkommensteuer mit dem Ergebnis hervorgegangen sind, daß die Steuer mir Geld schuldete und nicht ich ihr. Wäre ich nicht gerade so in›Hornblower auf der *Hotspur*‹vertieft gewesen, ich hätte den abschließenden Brief der Einkommensteuerbehörde rahmen lassen und an der Wand eines Arbeitszimmers aufgehängt - aber ich bin bis heute noch nicht dazu gekommen. Dies alles begab sich während der Sommermonate, und es ist doch bekanntlich so, daß auch gerade im Sommer die Besucher aufkreuzen - und bleiben möchten. Nie ist mein Haus so voll von Gästen gewesen wie zu der Zeit, als ich an›Hornblower auf der *Hotspur*‹schrieb, eine neue Sekretärin einarbeitete und mit der Einkommensteuer und Krankenhäusern zu tun hatte. Überall schliefen Freunde. Eine Zeitlang schlief eine reizende junge Frau auf einem gemieteten Bett, das in meinem Arbeitsraum aufgeschlagen war, und sie schlief lange, wie junge Frauen es lieben, so daß ich sie jeden Morgen aus dem Bett werfen mußte, bevor ich mich niederlassen konnte, um mit Hornblower zum Angriff auf die spanische Flotte loszusegeln. Es schien nicht möglich, es so einzurichten, daß wir einmal weniger als sechs beim Mittagessen und acht an der Abendtafel waren - alles recht vergnügte Leute, außer mir. Mir lagen Hornblower und Maria im Sinn - manchmal vielleicht auch die Einkommensteuer -, ich magerte bei den fünfzig Festmählern jener lebhaften Zeit zum Skelett ab.

Ich hatte einen gewichtigen Grund, das Buch trotz aller Hindernisse fertig zu schreiben. Nicht nur hatte ich, wie gewöhnlich, einen Ablieferungstermin versprochen und war, auch wie gewöhnlich, in höchster Spannung, ja Panik, da es dem Ende zuging, sondern es stand mir auch eine Reise um die Welt bevor. Überall waren die Zimmer bestellt, die Schiffsplätze waren gebucht - und im ersten Frühjahr sollten drunten auf

einem kleinen Fleck in Südportugal die Narzissen mit ihren Reifröckchen blühen - zehntausend Meilen weit weg -, und es lag mir daran, genau zum richtigen Zeitpunkt dorthin zu kommen, wenn die kleine Reifrocknarzisse (eine der Großtanten der kultivierten Narzisse) dem unvoreingenommenen Auge auch als ein elendes kleines Ding erscheint, kaum sechs Zentimeter hoch und nicht wert, daß man ihretwegen die Straße überquert, geschweige denn um die Welt reist.

›Hornblower auf der *Hotspur*‹mußte einfach fertig werden, es überraschte mich nicht im geringsten, daß die volle Entfaltung der Geschichte mehr Worte erforderte, als ich zu Beginn gerechnet hatte. Zehn Tage hatte ich mir in Reserve gesichert, und neun davon gingen mit Hornblowers Beförderung zum Kapitän drauf. So kam es, daß ich am gleichen Tage, als die Kopien des Buches zur Post gebracht wurden, um nach Osten zu den Verlegern zu reisen, meine Fahrt nach Westen begann, über Neuseeland den Reifrocknarzissen entgegen. Nicht einmal für die übliche Enttäuschung blieb mir Zeit, und kaum dafür, daß mir die Erkenntnis kam, daß ich für immer Schluß gemacht hatte mit Hornblower.

Sechzehn Monate waren vergangen, seit ich das letzte Wort für›Hornblower auf der *Hotspur*‹geschrieben hatte. Freilich hatte Hornblower mich inzwischen von Zeit zu Zeit beunruhigt. Man hätte doch meinen sollen, da ich nun alle Lücken seines tatenreichen Lebens ausgefüllt hatte, fände sich gar keine Gelegenheit mehr, sich noch Neues über ihn auszudenken. Und doch finde ich solche Möglichkeiten. Hier ein Beispiel, das ich niederschreibe, um zu zeigen, wie ein Stoff sich mir bietet, so daß es nur noch des Aufschreibens bedarf. Ich bin selber neugierig, wie die nächsten Abschnitte aussehen werden, wenn ich damit fertig bin (ich kann es mir kaum vorstellen), aber wenn ich je dazu überginge, vorher Notizen zu machen, würden sie diese bis jetzt noch unbestimmte Form annehmen.

Die Geschichte heißt›The Point and the Edge‹(Spitze und

Schneide). Die Zeit ist 1819, und Hornblower ist ein älterer Kapitän auf Halbsold. Wie immer verlangt seine Ruhelosigkeit nach Betätigung, und seit geraumer Zeit hat er Fechtunterricht genommen. Durch diese Übung ist er nun sicher geworden in seiner Überzeugung, daß die Spitze, geschickt angewandt, jedes Mal Sieger bleiben wird über die Schneide. Die verschiedenen Nahkämpfe, die er erlebt hat, steigen in seiner Erinnerung wieder auf. England steckt tief in der Baisse der Nachkriegszeit. Die Leute hungern, weil sie keine Arbeit finden, und das Verbrechen wuchert trotz der grausamen Gesetze, die bestimmen, daß ein Mensch wegen eines Diebstahls von fünf Schilling aufgehängt werden kann. Hornblower ist eingeladen, in Portsmouth auf dem Flaggschiff eines Freundes - sagen wir des Lord Exmouth - zu Abend zu speisen. Lord Exmouth hat das Glück, auch in der verminderten Navy, die England noch unterhält, Verwendung gefunden zu haben. Hornblower fährt mit Barbara hinunter und steigt im George ab. Am späten Nachmittag überprüft Barbara ihn noch einmal, sieht zu, daß seine Zivilkleidung gut in Ordnung ist, daß er auch seine goldene Uhr mit Kette trägt und den Spazierstock aus Ebenholz mit dem Goldknopf nicht vergißt. Sie begleitet ihn an die Tür, um dann als pflichtgetreues Weib einen langweiligen Abend allein zu verbringen.

Exmouth und Hornblower haben natürlich einen sehr unterhaltsamen Abend, besprechen die Lage des Vaterlandes und Angelegenheiten der Navy; Exmouth reibt sich fröhlich die Hände und erzählt Hornblower von der umwälzend neuen Methode der Rekrutierung, die jetzt angewandt wird: Keine flammenden Anschläge mehr, keine Preßkommandos - hungernde Seeleute stehen Schlange und warten auf eine Gelegenheit, sich für die Royal Navy einzuschreiben. Die Kommandanten haben die Auswahl. Das Dinner ist vorbei, Hornblower macht sich in modischer Kleidung, mit Goldknopf am Spazierstock und allem Drum und Dran auf den Heimweg

zum George. An einer dunklen Ecke springt ihn ein Mann an. Er ist barfuß, Hemd und Hose sind zerschlissen, er hat Hunger. Er hat einen vom Baum gebrochenen Knüppel in der Hand - sein ganzes Hab und Gut, sein einziges Kapital. Er bedroht Hornblower mit seinem Stock und verlangt sein Geld. Dieser Strolch riskiert tatsächlich sein Leben, riskiert, gehängt zu werden für eine Mahlzeit. Hornblowers Freigebigkeit kommt gar nicht dazu, sich geltend zu machen. Gegen Gewalt reagiert er heftig, und ohne zu denken fällt er gegen den Kerl aus und stößt mit seinem Stock kräftig zu. Die Spitze schlägt die Schneide - der Stich trifft den Räuber an der Wange, so daß er halb betäubt zurücktaumelt, für den Augenblick kampfunfähig gemacht. Hornblower schlägt ihm über das Handgelenk, so daß er den Knüppel fallen läßt und Hornblower auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert ist. Hornblower könnte nun nach der Wache rufen, den Mann gefangen nehmen und dem sicheren Tode zuführen lassen, aber natürlich bringt er das nicht über sich. Statt dessen treibt er ihn vor sich her, zurück zu Exmouth' Schiff.›Mylord, wollen Sie mir bitte noch einen Gefallen tun? Würden Sie wohl so freundlich sein und diesen Mann für Ihre Besatzung einschreiben?‹Da haben Sie die Geschichte. Fünf Tage methodische Arbeit am Schreibtisch und sie wäre fertig zum Druck. Mit dem üblichen Schauer der Erregung hat sie sich in dieser Form dargeboten, ungesucht, und nur zu dieser Periode in Hornblowers Leben passend, zu keiner anderen - sie müßte nur noch geschrieben werden. In genau der gleichen Art nehmen auch lange Romane ihre Form an und richten sich nach der Zeit, in der sie spielen. So ist es in meinem Leben immer und immer wieder gewesen, vielleicht Hunderte von Malen, und noch immer weiß ich nicht, wie und warum das so vor sich geht. Die Anpassung an den benötigten Zeitabschnitt läßt sich aber vielleicht doch erklären, denn es geht ja nicht anders, als daß die Ideen in ihn hineingeschleust werden.

Es ist eine seltsame Sache, mit dieser Begabung geboren zu

sein. Wie die Clowns in den Pausen der Zirkusschau verdiene ich mein Brot mit meinem Hinfallen, aber doch wohl mit weit größerer Bequemlichkeit, nehme ich an. Und - dieser Schluß ist nicht zu umgehen - ich habe meine Erfindungsgabe ausgeschlachtet wie Barnum und Bailey ihren General Tom Thumb ausgebeutet haben. Immerhin kann ich eine Entschuldigung dafür anführen - dieselbe Verteidigung, wie sie täglich in Kriminalprozessen vorgebracht wird: unwiderstehlichen Drang zur Tat. Habe ich eine Idee einmal in Form gebracht, dann ist es mir wirklich fast unmöglich, dem Trieb zu widerstehen, sie zu Papier zu bringen; und steht sie einmal auf dem Papier, ist es ebenso unmöglich, mir zu versagen, sie der Öffentlichkeit zu übergeben.

Das war, ehrlich gesagt, auch noch ein Grund, warum ich in den vorangehenden Abschnitten›The Point and the Edge‹schrieb. Dieser Idee sind noch andere unterlagert - Ideen kommen in Gruppen - das habe ich wohl schon erwähnt. Es könnte noch zu einem weiteren Buch kommen - aber was ich da eben geschrieben habe, mag das verhindern und bewirken, daß es nun ungeschrieben bleibt - mag sein. Ich möchte nun lieber einmal andere Bücher schreiben, Bücher, die für mich selbst mehr Abenteuer und mehr Schwierigkeit bedeuten würden. Dieses Buch (hier kommt wieder eine komische Reaktion) wäre mir zu leicht.

So sind also vielleicht die Zeilen, die ich eben jetzt schreibe, die letzten, die ich je über Hornblower schreiben werde. Ich habe versucht, alle anderen Hornblower-Bücher zu erklären, also muß ich auch versuchen, dieses hier zu erklären. Es begann mit der Idee der Karten, einige Jahre lang habe ich diese Idee mit mir herumgetragen. Sie bedeutete eine recht große Versuchung für mich. Ich wollte nämlich ausfindig machen, ob die Hornblower-Romane einer eingehenden Prüfung sowohl der geographischen wie der historischen Tatsachen standhalten können. Um meine Neugierde zu befriedigen, war ich sogar

bereit, die Unannehmlichkeit auf mich zu nehmen, die Romane wieder hervorzuholen und die alten Arbeiten Seite für Seite durchzugehen. Dabei mußte ich mir Schlachtpläne und den Kurs der Schiffe ausdenken. Von da war es dann nur noch ein Schritt, in der Erinnerung die Umstände wieder heraufzubeschwören, die mich veranlaßten, die Bücher zu schreiben. Ich hoffe, es ist deutlich geworden, daß es meist glückliche Erinnerungen waren, und der Entschluß, sie aufzuschreiben, reifte, um dieses Glück noch einmal zu kosten. Nur ein einziges Mal wollte ich ein Buch schreiben, das keines Planes, keiner Konstruktion bedurfte. Einmal wäre für die Niederschrift keine innere Schau nötig - es sollte sich hier nur um einen Bericht von Tatsachen handeln.

Das erwies sich als unwahr, auch während ich an diesem Buche schrieb, mußte ich mich auf die Bühne begeben und die phantastischen Possen des jungen Mannes beobachten, der ich damals war, genauso, wie ich einst Hornblower bei seinen Auftritten beobachtet hatte. Ich kann nicht sagen, daß das gut für mich war, aber gewiß war es auf eine merkwürdige Weise angenehm. Und für dieses Wohlbehagen muß ich meinen Freunden Dank sagen, nicht denen, die mich im täglichen Leben umgeben, sondern den zahlreichen unbekannten Freunden, die mir während der verflossenen sechsundzwanzig Jahre mit Hornblower geboren sind - seit ich von ihm zu erzählen begann. Und ich schreibe das Wort›Freunde‹in aller Aufrichtigkeit, nicht nur als eine bequeme Formel, so wie ein Politiker auf dem Rednerpult es anwenden mag oder ein Schauspieler nach dem letzten Vorhang. Es ist ein bemerkenswertes, ein außerordentlich erfreuliches Gefühl, einmal mit tröstlicher Sicherheit zu wissen, daß meine Arbeit mir Freundschaft, selbst so etwas wie Zuneigung von Menschen eingebracht hat, denen ich nie begegnet bin und nie begegnen werde. Ich danke ihnen, und ihnen widme ich diese Worte Wir können die stehende Redensart entbehren Plaudite et valete.

Und so hat auch dieses Buch sein Ende gefunden, in fünf

Minuten werde ich meinen Füllfederhalter wieder zuschrauben und mich vom Stuhl erheben, um mich auszurecken Wie immer bin ich gerade zur rechten Zeit fertig geworden, denn heute in einer Woche möchte ich schon mit dem Auto durchs Atlas-Gebirge fahren Und wenn eine Erklärung dafür nötig ist, warum ein älterer Herr mit nicht zu stabiler Gesundheit so etwas unternimmt, muß ich darauf hinweisen daß wir heute den zweiten März haben und die wilden Blumen in den Atlasbergen sehr bald blühen weiden Noch eine letzte Zeile möchte ich schreiben. Es hat mich immer ein wenig verwundert, warum andere Schriftsteller ihre Bücher in dieser Weise schließen - ich habe das bisher nie getan -, aber ich finde, daß ich einen luftigen Grund dafür habe, dieses Buch handelt vom Bücherschreiben, und das ist meine allerletzte Feststellung einer Tatsache.

Berkeley, Californien, 12. Januar – 2. März 1963 Goodbye

Nachschrift, 5. *März 1964*

Das Datum, das ich auf die vorige Seite schrieb, hat immerhin einen Zweck es sagt mir, daß ich vor einem Jahr und drei Tagen meinte, ich hätte dieses Buch beendet, es wäre nun wirklich fertig. Die Illustrationen haben während dieses Jahres einige Verzögerungen verursacht, so daß dieses Buch anstatt im Herbst 1961 herauszukommen (wie ich erwartet hatte), uns vielleicht noch die Überraschung bereitet, im Herbst 1964 zu erscheinen. Diese Verspätung ermöglicht mir - oder zwingt mich -, diese Nachschrift noch hinzuzufügen, die wie die meisten Nachschriften eine radikale Veränderung des Standpunktes aufzeigt. Da der Drucker schon wartet, muß ich diese Zeilen schreiben, ehe ich meiner selbst ganz sicher bin, wollte ich aber warten, bis mir auf die eine oder andere Weise diese Sicherheit gekommen ist, so könnte das bedeuten, daß es mir nicht mehr glücken würde sie noch in dieses Buch hineinzuquetschen Ich habe nämlich das ungemütliche Gefühl, daß die ganze Geschichte von neuem beginnt, wieder ein Beweis dafür, wie diese Dinge zustande kommen. Hornblower ist wieder

unterwegs Als ich›Hornblower auf der *Hotspur*‹beendete, hatte Hornblower Kapitänsrang erreicht, und das war zu Beginn des Jahres 1800; Dieses Datum hatte ich gewählt weil es mir so paßte. Ich wollte den Schwierigkeiten entgehen, ihn in die Schlacht von Trafalgar zu verwickeln. Im nächsten Buch - »Kommandant Hornblower‹- tritt er im Dezember 1803 plötzlich im Themse-Severn-Kanal auf, und der Verlauf der Zeit machte es angenehm unnötig, zu erklären, wie in aller Welt er dahin gekommen war und was er in der Zwischenzeit getan hatte. Ich wußte es nicht, und ich wollte es auch gar nicht wissen, wie ich schon eben sagte. Ich schrieb diese abschließenden Zeilen, die nun auf der vorigen Seite stehen, und fuhr ab in die Atlasberge (nebenbei: die wilden Blumen waren überaus lieblich) in dem glücklichen Bewußtsein, daß Hornblower nun fertig, abgetan, begraben sei. Nun haben sich während des vergangenen Jahres die Ideen wieder gerührt. Gefälschte Befehle haben den Anfang gemacht. Die Möglichkeit gefälschter Befehle ging mir im Kopf herum - militärische Befehle oder Befehle der See- oder Luftstreitkräfte, auf dem richtigen Papier, in korrekter Form und mit einer überzeugend gut gefälschten Unterschrift. Ich vermutete, daß diese Grundidee sich wohl in gewohnter Weise entfalten und ausbreiten würde, daß sie zur Ahnmuschel einer Muschelfamilie werden könne. Sie schien mir ein geeigneter Anfang für einen modernen Roman zu sein. In meiner Einfalt habe ich mir während der ersten glücklichen Wochen der Freiheit nicht einen Augenblick vorgestellt, daß sie die Entwicklung nehmen könnte, an die jeder, der dieses Buch bis hierher gelesen hat, wahrscheinlich sofort gedacht hat. Ich war von meinem Besuch in Marokko zurückgekehrt, und es war mein Wunsch und meine Absicht, mein Leben nun so harmlos wie möglich zu leben. So etwa im Herbst 1963 war es, daß die ersten bösen Ahnungen mich überfielen, als die Muscheln begannen, unheilvolle Gestalt anzunehmen, oder als ich (um ein anderes und ebenso

abgegriffenes Bild zu benutzen) eine Schranktür öffnete und ein Skelett im Schrank fand - ich sah es deutlich, obwohl ich die Türe schleunigst wieder zuknallte. Es war ein einzigartiges Zusammentreffen, und ich stelle hiermit fest, daß es ein Zusammentreffen war, obwohl ich sicher bin, daß die Psychologen (und die Psychiater) mitleidig die Köpfe schütteln werden ob meines Selbstbetruges. Nur über etwa sieben oder acht Monate in Hornblowers Leben, über die zweite Hälfte des Jahres 1805, war noch nicht berichtet worden, und ich beschäftigte mich mit der Möglichkeit gefälschter Befehle. Da lag der Hase im Pfeffer: gefälschte Befehle konnten in der Schlacht von Trafalgar eine lebenswichtige Rolle spielen, besonders bei der Eröffnung der Schlacht - und hier war der unbeschäftigte Hornblower. Bestand nicht eine gewisse Notwendigkeit, zu erzählen, was Hornblower während dieser entscheidenden Monate, als Britanniens Schicksal sich zur See entschied, getan hatte? Hier war eine Aufgabe, die direkt auf ihn zugeschnitten schien, wenn ich auch einmal gedacht hatte, diese Sache könnte sich 1916 oder 1940 in Scapa Flow oder 1953 im Pentagon zutragen. Wenn man die Napoleonischen Kriege in Betracht zog, so paßte die Idee genau in das Jahr 1805 und in keine andere Zeit hinein; und zu keiner anderen Zeit war Hornblower verfügbar, um mit hineinverwickelt zu werden, und es gab niemand, der für diese Sache geeigneter sein könnte als Hornblower. Der skeptischste Psychiater, der zynischste Leser muß doch zugeben, daß hier eine beträchtliche Zahl von Gegebenheiten auf erstaunliche Art zusammentrafen.

Im vorigen Herbst beim Rasieren - oder überflogen meine Augen gerade die Bücherreihen meiner Bibliothek? - wurde ich plötzlich gewahr, daß dicht mit Muscheln besetzte Balken an die Oberfläche kamen, mich mit einer Schaustellung ihres Nachwuchses zu höhnen. Da packte mich die Furcht, ja, ein so starker Widerwille, wie ich es nie zuvor erlebt hatte. All dieses gesunde Wachstum, das normalerweise helle Freude in mir

erweckt hätte, wurde nun zu einer Quelle der Bitternis, denn jede neue Muschel war ein aus Hornblowers Sarg herausgezogener Nagel. Er war tatsächlich schon wieder ganz heraus aus seinem Sarge; das Skelett im Schrank war das seine, und solange es da verweilte, widerstand sein Geist jedem Versuch einer Austreibung, bis er aufs neue anständig begraben sei. Jede Szene, die sich hinzufand, machte es nur deutlicher, daß es einfach notwendig war, Hornblower einzubeziehen. Die ganze Handlung konnte sich nur um Hornblower herum entfalten, und nur im Jahre 1805 konnte sie spielen. Der Neujahrstag 1964 fand mich in Maui, und dort - so entfernt von der Schlacht bei Trafalgar in Raum und Zeit und Atmosphäre wie nur denkbar - geschah es, daß ich den Widerstand und die Arbeit, die ich mir vorgenommen hatte, aufgeben mußte, um den Dingen ihren Lauf zu lassen. Und das ist seitdem in der gewohnten Form geschehen. Jetzt bin ich bei der Stufe angelangt, wo ich zuweilen meine Nachschlagwerke zu Rate ziehen muß, um die Tatsachen nachzuprüfen, damit ich entscheiden kann, ob eine neue Wendung der Handlung technisch auch wirklich durchführbar ist. Bevor ich heute morgen meine Tagesarbeit begann (den zweiten Arbeitstag an diesem Essay), wälzte ich die Seiten verschiedener Konversationslexika und nahm mir dann Boswells›Das Leben Johnsons‹heraus, um mein geringes Wissen über den Rev. Dr. Dodd zu erweitern und zu erneuern, der im Jahre 1777 wegen einer Fälschung gehängt worden war. Was Dodd damals getan hatte, steht in gewisser Weise in Beziehung zu dem, was Hornblower unter Umständen 1805 tun sollte, und was ich vielleicht 1964 zu tun haben möchte.

In diesem Augenblick, da ich dies niederschreibe und den neuen Absatz beginne, bin ich gerade nach einer Runde durch das Zimmer an meinem Schreibtisch zurückgekehrt, und die Tatsache, daß ich wirklich herumging statt nur aufzustehen, ist ein Zeichen für die Lebhaftigkeit meiner augenblicklichen

Empfindungen. Die Zukunft hängt in der Schwebe; ein weiterer Roman ist in den Bereich der Möglichkeit gerückt. Aber das ist noch nicht alles. Ich muß diesen Essay heute noch fertig schreiben, um ihn diesem Buch beizufügen - denn nicht nur der Drucker wartet, sondern auch die griechischen Inseln warten. Falls mir die gegenwärtige und die künftige Arbeit noch irgendwie Raum lassen für einen vernünftigen Gedanken, will ich meine sofortige Abreise ins östliche Mittelmeer vorbereiten. Griechenlands Mohnblumen drangen sich in meine geistige Schau, und der Sirenengesang, den Odysseus hörte, stiehlt sich in mein inneres Ohr. Aber was werde ich von dem einen wirklich sehen, was vom anderen wirklich hören? Ich bin ja tief entrückt in meine Gedankenwelt Immer neue Glieder werden sich für die Kette anbieten, und ich weiß aus langjähriger Erfahrung, daß eine Zeit kommen wird, wo ich die Auswahl zu treffen habe, wo ich, zögernd, ein Glied der Kette um eines anderen willen verwerfen muß, und die Glieder, die bewahrt und sicher schienen, am Maßstab historischer Ereignisse aufs neue geprüft werden müssen. Was kümmert mich›Die Straße der Ritte‹wenn es für mich wesentlich ist, sofort zu wissen, wie viel Linienschiffe Hornblower nach Westindien begleiteten?

Dies alles klingt so, als ob ich den Roman nun schreiben würde, aber das ist natürlich ganz ungewiß. Auch früher schon haben sich Stoffe und Themen angeboten, die ich am Ende verwarf, wenn mir der Roman schließlich doch nicht des Schreibens wert oder geschmacklos oder zu schwach schien. Das kann auch dieses Mal leicht wieder geschehen, auch dieses Kapitel darüber hätte ich nicht geschrieben, wenn es sich nicht um ein›jetzt oder nie‹gehandelt hätte.

Und wenn ich den Roman schreibe? Und angenommen, ich lebe so lange daß ich ihn vollenden kann? (Dieser alte Zweifel gehört zu den Dingen die mit dem Alter stärker werden). Dann werde ich bald nach der ersten Juliwoche, wenn ich wieder zu Hause bin, wieder hier an meinem Schreibtisch sitzen, wie jetzt,

mit der gleichen Feder in meiner Hand und dieser selben Block vor mir, und ich werde die Zahl 1 oben auf die Seite schreiben und mich wieder auf die Bobbahn stürzen, den täglichen Stunden der inneren Schau und den Monaten der Erschöpfung entgegen. Dann werd ich vielleicht - welch seltsamer Gedanke - voll Neid auf die angenehmeren Stunden zurückschauen, die ich bei dieser fortlaufenden Übung verbracht habe. Und vielleicht werde ich dann irgendwann im Oktober meinen Füllfederhalter wieder zuschrauben, mich steif vom Schreibtisch erheben und zaudernd ins Leben zurückkehren. Bis dahin - vielleicht -. Das letzte Wort, das ich am Ende des letzten Kapitels schrieb, war›goodbye‹Nun habe ich es wieder und mit gleich starkem Gefühl geschrieben.

Ende Band 11